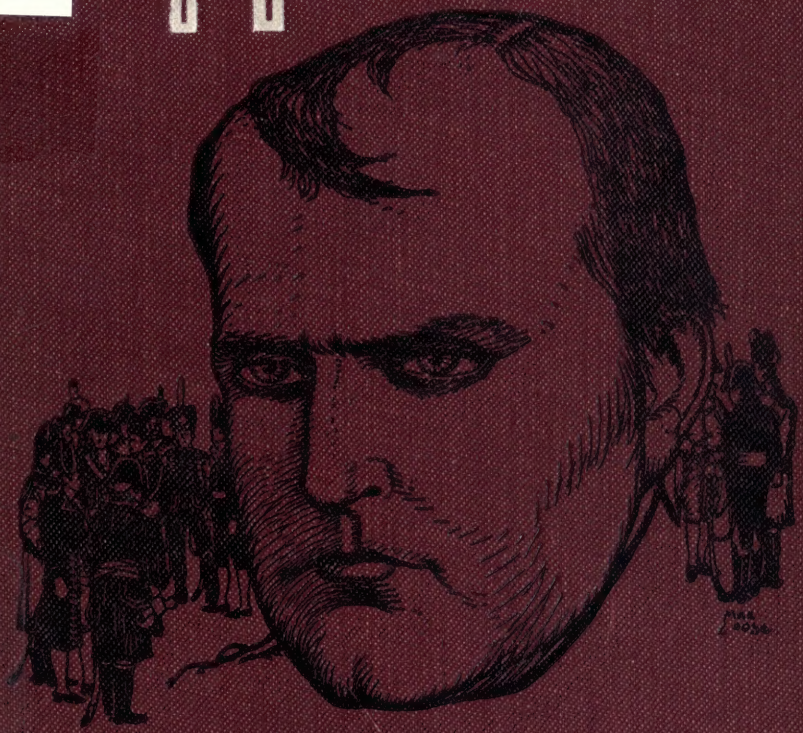
3 1761 04366 4887

Alexander L. Kielland.

Ringsum Napoleon



Leipzig bei Georg Merseburger

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

RABBI
W. GUNTHER PLAUT

ELIZABETH AND GUENTHER
PLAUT

Erſter Band

18/6/06. [illegible]

Alexander L. Kielland

Ringsum Napoleon

Unter Mitarbeit des Verfassers

übersetzt von

Dr. Friedrich Leskien

und

Marie Leskien-Lie

Leipzig
Verlag von Georg Merseburger
1905

Alle Rechte vorbehalten

LIBRARY
NOV 3 - 1995
UNIVERSITY OF TORONTO

Deutsche Verlagsdruckerei Felix Merseburger, Leipzig

I.

Ich hatte mit Schreiben aufgehört und hatte es so satt bekommen, zu lesen, was die andern schrieben, daß ich nicht wußte, was ich zur Hand nehmen sollte. Obwohl ich fühlte, daß das einzige, was ich jetzt lesen könnte, Geschichte sein müßte, waren wir doch von Jugend auf so eingeschüchtert und unwissend, daß eine lange Zeit verging, ehe ich den Mut hatte, mich auf eigene Faust damit zu beschäftigen.

Es lag ja in uns, daß es keinen Nutzen haben kann, Geschichte zu lesen, ohne es gründlich zu tun; und gründlich hieß hier mit dem Anfange anzufangen — so wie sie uns unbarmherzig über Ninives und Babylons Ruinen geschleppt hatten, von Xerxes zu Hystaspis bis herauf zu Nabuchodonosor, der aufs Feld ging und sich von Gras nährte.

Als ich nun endlich Mut gefaßt hatte und mich selber fragte, worüber ich am liebsten historischen Bescheid erhalten wollte, fand ich bald heraus, daß

mich am meiſten danach verlangte, die Reaktion zu verſtehen, die, wie ich es fühlte, nach kurzem Aufſchwung am Schluß des Jahrhunderts über uns alle hereinbrach, und ich beſchloß, mich unverzagt an das Studium des Wiener Kongreſſes zu machen.

Im Verlauf von drei bis vier Jahren, von 1895 bis 1898, erhielt ich von der Univerſitätsbibliothek in Chriſtiania, wo ſie unglaublich liebenswürdig und entgegenkommend waren, alles, was ich in meiner Einſamkeit in Stavanger auf eigene Fauſt in den Katalogen finden konnte, und ich fing an zu leſen. Ich habe mir vorgenommen, keine Bücher zu zitieren oder Quellen zu nennen, ſondern nur zu erzählen, wie es mit meinen hiſtoriſchen Studien ging, und was ihre Ausbeute war.

Es ging nämlich ſo, daß es mir trotz meines Planes allmählich unmöglich wurde, die Geſchichte der Reaktion vom Wiener Kongreß bis heute zu leſen. Es war, als ob alles, worauf ich ſtieß, um etwas ſchwinge, das dahinter lag. Ich kam nicht einen Schritt vorwärts ſondern ward gegen meinen Willen mit in den Ring hineingezogen, in dem ſich alles bewegte: Menſchen und Gedanken. Mit aller Macht ſtrebte ich von meinem Ausgangspunkte vorwärts, aber ich mochte wollen oder nicht, immer mußte ich meine Augen dahin wenden, wohin alle ſahen; und zuletzt ſah auch ich nur den einen kleinen Mann mit den verſchränkten Armen und dem quergeſtellten Hute; ich ließ alles andere beiſeite und warf mich auf

Napoleon, den ich ausdrücklich nicht mit in meine historischen Studien hatte aufnehmen wollen.

Beim Wiener Kongreß denke ich immer an zwei zusammenhängende Karrikaturen aus jener Zeit. Auf dem ersten Blatt sitzen alle Souveräne Europas als Kinder mit Papierkronen auf den Köpfen um einen langen Tisch herum und spielen mit Kanonen und Zinnsoldaten. Da kommt der Offizier, der die Nachricht von dem Konsul in Livorno brachte, daß Napoleon Elba verlassen habe; er bringt ein neues Spielzeug, eine Schachtel, die er unter der gespannten Erwartung der Kinder auf den Tisch stellt.

Plötzlich springt aus der Schachtel ein kleiner Mann mit verschränkten Armen und quergestelltem Hut; und auf dem zweiten Karikaturblatt sieht man, wie alle Souveräne sich kopfüber unter den Tisch stürzen, während er allein zwischen dem umgestürzten Spielzeug steht. Ich habe mir diese Karikaturen so lebhaft vorgestellt, daß ich nicht mehr entscheiden kann, ob ich sie gesehen, oder von ihnen gelesen oder ob ich nicht das Ganze selber erfunden habe; denn genau so ging es zu.

Sie werden so merkwürdig klein, die Fürsten und ihre Höflinge, wie sie in den alten, festlichen Sälen in Wien einherstolzierten und sich voreinander und vor den Damen spreizten — wie die Hähne in einem Hühnerhof, wenn der Habicht vorüber geflogen ist.

Der frechſte unter ihnen iſt Metternichs Privatſekretär Gentz. Alle die verfeinerten Laſter der Zeit waren bei ihm mit einer Gemeinheit gepaart, die vor nichts errötet oder zurückſcheut, er kriecht im Staub, und es gibt keine Niederträchtigkeit, zu der er ſich nicht brauchen läßt. Aber gleichzeitig ſieht er die Fäden der Intriguen und Ränke beſſer als irgend ein anderer, und in ſeinem Tagebuch notiert er zu ſeiner eigenen Erbauung:

Da ich mir ſelber nicht das geringſte vorzuwerfen habe, bin ich weit davon entfernt, mich durch meine intime Kenntnis des elenden Handels, der hier getrieben wird, und der niederträchtigen Menſchen, die die Welt regieren, niederdrücken zu laſſen. Es unterhält mich im Gegenteil, und ich genieße das Ganze wie ein Schauſpiel, das expreß mir zum Vergnügen aufgeführt wird.

Infolge ſeiner aalglatten Geſchmeidigkeit ſtieg er empor und erlangte tatſächlich einen enormen Einfluß, obgleich ſeine offizielle Stellung in einer ſolchen Verſammlung von glänzenden Erſcheinungen nur gering war. Aber er ließ ſich nicht düpieren. Nach einem Mittageſſen, das er ſelbſt gab, ſchreibt er in ſein Tagebuch:

Ich nahm kaum an der Konverſation teil. Das Geſpräch bewegte ſich zwiſchen Metternich und Talleyrand in den gewohnten Bahnen. Aber ich fühlte lebhafter als je, wie das Leben leer iſt, und wie ſchwach die

Männer sind, die das Geschick der Welt in ihrer Hand halten, während ich meine eigene Überlegenheit, ohne sie geltend zu machen, genoß. Denn das leere Geschwätz dieser Herren hatte eine Art Nebel über meinen Geist gebreitet.

So sind sie im Grunde alle miteinander. Nach diesen Jahren der Angst und Demütigung, wo alles in der traurigsten Weise auf dem Kopfe gestanden hatte, hatte sich eine ungezügelte Wichtigtuerei ihrer aller bemächtigt. Was hatten nicht alle diese besten Familien Europas gelitten, an Verlust von Reichtümern und Gütern, an wirklicher Trauer über all die strahlende Jugend, die in diesen Jahren gefallen, oder verwundet und verstümmelt von jenen Schlachtfeldern zurückgekehrt war, wo ihnen nichts als Niederlagen und Demütigungen bereitet worden waren. Und dann das Schrecklichste von allem, daß sie sich darein hatten finden müssen, daß er, der eine, dessen Namen sie nicht über ihre Lippen zu bringen vermochten, sich in ihren Schlössern aufgehalten, in ihren Betten geschlafen und sie vor sich her getrieben, oder sie gezwungen hatte, zu kommen und sich vor ihm zu beugen.

Ferner all die Enttäuschungen, wenn die Damen an den alten Höfen sich jubelnd um den jungen staubbedeckten Adjutanten scharten, der die erste Nachricht vom Schlachtfelde brachte in dem gewöhnlichen Stil:

Die Franzosen griffen mit 20000 Mann ein russisches Korps von 5000 Mann unter Fürst Bagration an. Bonaparte war selbst zugegen. Die Russen schlugen sich durch, hieben die Franzosen nieder wie Pilze, töteten Marschall Soult und erreichten nach glänzendem Kampfe die Hauptarmee — und dann — ein paar Tänze später ein Laufen auf den Treppen, ein Schrecken, ein Entsetzen, eine Flucht durch alle Korridore und Hintertüren: die Franzosen sind vor der Stadt; Marschall Soult, der Herzog von Dalmatien, kann im Schlosse sein, ehe die Sonne aufgeht.

Alles das war überwunden, als sie in Wien zusammen kamen und einander wieder fanden: Kaiser und Könige und große Adelsnamen: Metternich, Schwarzenberg, Hardenberg, Castlereagh, Nesselrode — und über ihnen allen Talleyrand mit seinem lahmen Fuß, der niemals strauchelte. Es war unter den andern keiner, der sich mit ihm in irgend einem Laster oder irgend einer Treulosigkeit messen konnte. Gleichwohl überragte er seine Zeit nicht als Meister in allem Schlechten und Verächtlichen. Sondern die Zeit war so erbärmlich, daß niemand seiner Überlegenheit nahe kam — nicht einmal Napoleon hatte es vermocht, sich über ihn zu erheben; und darum, fuhr er fort, als ein Zeichen der Falschheit, von einer Periode zur andern zu gehen; niemand konnte den ersten Stein werfen.

Wenn er Louis Philipp, als er ihm den Treueid schwor, zum Schlusse zuflüsterte Sire! dies ist der dreizehnte! so nehmen wir weniger Anstoß an der unergründlichen Falschheit dieses Menschen, sondern wir verachten vielmehr den Fürsten, der diesen dreizehnten Eid entgegennahm, und die Zeitgenossen, die alle diese feierlichen Lügen ruhig mit ansahen und sich vor ihnen verneigten.

Die Überlegenheit Talleyrands wirft die Politik seiner Zeit in ihrer kalten Falschheit wie Schneehügel zu beiden Seiten auf, während seine Gestalt sich zwischen ihnen ihren Weg bahnt, so angenehm beruhigend und zu gleicher Zeit mit einer solchen Klarheit und Schärfe, daß man an die rücksichtsloseste Aufrichtigkeit erinnert wird.

Nach der zweiten Restauration kam ein vornehmer französischer Emigrant zu Talleyrand und bat um seine Empfehlung für einen passenden Dienst an dem neuen Hofe.

Gern; aber auf welche Verdienste stützt sich Ihr Anliegen?

In den hundert Tagen begleitete ich den König nach Gent.

Ja, sind Sie ihrer Sache auch ganz gewiß? begleiteten Sie ihn wirklich nach Gent? oder waren Sie nur unter denen, die mit ihm zurückkehrten? Denn, sehen Sie, ich, Talleyrand, folgte ihm nämlich auch nach Gent, und da waren wir so gegen

sieben- bis achthundert Menschen um den König. Aber als wir zurückkehrten waren wir, soviel ich weiß, fünfzigtausend.

Scharfblickend wie er war, überließ er sich nie irgend welcher Strömung. Aber wohin sich die Strömung wenden mochte, immer gelangte sie dahin, wo Talleyrand bereits Fuß gefaßt hatte.

Schon im Jahre 1807, als er nach der Schlacht bei Friedland den Frieden von Tilsit unterzeichnet hatte, und als Napoleons Stern vor der Welt am hellsten erstrahlte, machte Talleyrand zu sich selbst die Bemerkung: Nun hat also weder der Sieg bei Jena, noch all das Blut, das bei Eylau geflossen ist, noch der Triumph von Friedland etwas Entscheidendes ausgerichtet; Polen ist nicht wieder aufgerichtet; Preußen, blutig und zerschlagen, ist noch am Leben, um sich zu rächen; der Zar, der geschlagen ist und seine Armee verloren hat, hat in Finnland eine Million neuer Untertanen erhalten. Bereits von diesem Augenblick an wußte Talleyrand, daß es mit Napoleon abwärts ging; er wandte sich andern Herren zu, und schon damals fing er an, seine Intriguen mit den Bourbonen ins Werk zu setzen.

Auf dem Wiener Kongreß überragte er alle so weit, daß niemand auch nur andeutungsweise sein Erstaunen darüber zu äußern wagte, daß auch er anwesend sei – und noch dazu als der erste Abgesandte der Bourbonen. Seine Anwesenheit paßte

zu der wiedergewonnenen Sicherheit. Wenn sein lahmer Fuß über die alten Dielen in den Wiener Schlössern schleifte, so wußte man, daß es vorbei war mit den schmutzigen Stiefeln, die mitten während des Balles eindrangen; – und dann – trotzalledem! Dieser plötzliche Choc der sie alle durchfuhr: er war wieder da: Napoleon hatte Elba verlassen! all das alte Elend brach wieder über sie herein, und wieder stürzten sie kopfüber unter den Tisch und eilten nach Hause – jeder nur an sich und das Seine denkend.

Auch ich verließ den Wiener Kongreß und begann mit dem Anfang: Napoleon Bonaparte wurde geboren am 15. August 1769; und während ich las, notierte ich mir eine Menge kleiner Züge, die ich nun in meiner Weise zusammenstelle.

II.

Er eignete sich nicht dazu, im Dienste irgendwelcher politischen Partei zu stehen, und einzig und allein in seiner Eigenschaft als Offizier fing er in den späteren Jahren der Republik an, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Nach der Eroberung von Toulon – die Stadt war in die Hände der Engländer gefallen – die unter seiner Führung geschah, wurde sein Talent in militärischen Kreisen in dem Grade anerkannt, daß der Krieg in Italien in Wirklichkeit nach General Bonapartes Plänen geführt wurde, obwohl er selbst nur Divisionsgeneral war.

1796 erhielt Bonaparte das Oberkommando über die Truppen der Republik in Italien. Damals war er 27 Jahre alt, und im selben Jahre verheiratete er sich mit Josephine.

Am 12. April lieferte er die Schlacht bei Montenotte, eine der ersten in der Reihe von achtzehn großen, geordneten Feldschlachten, die er vor dem

Frieden zu Campo Formio im Jahre 1797 gewann, und deren Namen noch jetzt der erste festliche Glanz umgibt: Millesimo, Mondovi, Lodi, Arcole, Rivoli.

Am Tage nach der Schlacht bei Montenotte, als die verschiedenen Abteilungen des französischen Heeres, die bisher jede für sich gekämpft und wenig von einander gesehen hatten, alle miteinander in dem hellen Sonnenschein über die Ebene heran marschiert kamen und ihre Plätze längs der blinkenden Bormida einnahmen, ohne in Verwirrung zu geraten und ohne einander in den Weg zu kommen, da ging es den alten Soldaten mit einem Male auf, daß hier ein neuer Geist die Führung übernommen habe.

Und am gleichen Tage ward das Vertrauen und die Begeisterung geboren, die später und in immer höherem Maße sich an den jungen Chef hefteten. Alle, Generäle wie Soldaten, übergaben sich ihm auf Leben und Tod. Und daraus entsprang der pünktliche Gehorsam, das blinde, durch nichts zu erschütternde Vertrauen, das die tiefe Ursache zu dem Glücke wurde, das seither Bonapartes überlegne und kühne Kombinationen begleitete.

Während bereits nicht bloß Frankreich, sondern das ganze kriegerische Europa bei seinem Namen aufzuhorchen anfing, war es nicht minder bezeichnend, wie bald die alten Soldaten der Republik den großen Führer witterten. Sie waren es gewohnt, daß jede Regierung zu Paris ihnen ihre Leute schickte, bald

wirkliche Offiziere, bald andere Männer, die in den bewegten Zeiten der Revolution in die Höhe gekommen waren.

Nach der Schlacht bei Lodi versammelte sich vor General Bonapartes Zelt eine Deputation alter Grenadiere, die ihm mitteilte, daß er von der Armee zum Korporal ernannt worden sei! nach Castiglione wurde er Sergeant. Bonaparte war klug genug, diese Auszeichnungen zu verstehen und zu schätzen; und späterhin in allen seinen Feldzügen, auch in den Tagen des Unglücks glitt ein Lächeln über sein Gesicht, wenn ein alter Grenadier aus den Reihen heraus ihn „le petit corporal" nannte.

Die Liebe und Sorge der Armee für diesen Führer, der sich niemals schonte, wurde auch bereits im Jahre 1797 die Ursache zur Errichtung einer Ehrenwache für General Bonaparte, als er bei einem Haare den Österreichern in die Hände gefallen wäre. Aus diesem berühmten Korps der Guiden bildete Napoleon später seine Garde, und am liebsten trug er die Uniform eines Obersten der Guiden, grün mit roten Aufschlägen.

Der Eskadronchef Bessières, der eben bei Roveredo mit sechs Mann zwei österreichische Kanonen erobert hatte, erhielt das Kommando der Leibwache und damit die Verantwortung für das Leben des Generals und später des Kaisers. Er befehligte die Garde bis 1812 als Marschall und Herzog von Istrien.

Damals bereits tauchten sie auf, die ersten Namen rings um Napoleon, die später mit ihm in Ehre und Ansehen stiegen. Aber über keinem der späteren Kriege liegt soviel Sonnenschein – man könnte beinahe sagen, soviel festliche Gemütlichkeit – wie über den zwei ersten Feldzügen in Italien. Natürlich ging es auch da ums Leben, und die Kugeln waren da ebenso unbarmherzig wie später, wenn sie trafen. Aber es ging alles mit mehr Ruhe vor sich; man sah, wie der Feind sich mit den langen Ladestöcken abmühte und abarbeitete, wie er die Patronen abbiß, Pulver auf die Pfanne schüttete, und wie dann nach langem Zielen der Schuß häufig versagte, besonders bei Regenwetter. Der weite Abstand der Artillerie war unbekannt; man wurde nicht wie heute aus der Luft mit einem Hagel von Granaten überschüttet.

Gleichwie General Sandels zusah, wie sich Sven Dufva schlug, so saß auch Friedrich Wilhelm auf seinem Pferd in einem Treffen bei Frankfurt im Jahre 1791 und bewunderte einen Grenadier der Republik, der ganz allein eine kleine Brücke verteidigte, sodaß „kein Teufel hinüberkam."

Der König ließ ihn unversehrt gefangen nehmen und sagte zu ihm: Du bist ein braver Kerl! aber es ist schade, daß du für eine schlechte Sache kämpfst.

Bürger Wilhelm! antwortete der Soldat, in dem Kapitel sind wir beide nicht einig; wir wollen lieber von etwas anderem reden.

Aber vor allem in Italien erhielt der Krieg ein etwas seltsames Gepräge, weil die französischen Offiziere jung und tollkühn waren, sodaß sie die methodischen Österreicher überraschten und verblüfften und die wenig mutigen Italiener zu Tode erschreckten.

Der Obergeneral, der junge Bonaparte, gab selber das Beispiel. Einst ritt er, außer von seinem Generalstab und einer Anzahl Offiziere nur von wenigen Leuten begleitet, durch eine kleine Stadt, namens Lonato, am Tage vor der Schlacht bei Castiglione, als die Stadt plötzlich von einer starken österreichischen Abteilung umzingelt wurde, deren Befehlshaber einen Parlamentär zu den Franzosen schickte, mit der Aufforderung, sich gefangen zu geben.

Bonaparte ließ dem Parlamentär, wie es Sitte war, die Augen verbinden und führte ihn mitten hinein in einen Kreis von hohen Offizieren und zahlreichen Uniformen. In demselben Augenblicke, als dem verwirrten Parlamentär die Binde von den Augen genommen wurde, und er die glänzende Versammlung sah, rief Bonaparte mit fürchterlicher Stimme: Reiten Sie sofort zu Ihrem Chef und melden Sie ihm, daß ich ihm acht Minuten Zeit gebe, die Waffen zu strecken; er ist mitten unter die französische Armee geraten; läßt er die Zeit verstreichen, so ist alle Hoffnung verloren! Der Parlamentär eilte von dannen, und der österreichische

General bekam einen ſolchen Schrecken, daß er ſich mit 2000 Mann und 4 Kanonen ergab.

Ein andermal im Jahre 1796 ſtieß Lannes als junger Bataillonschef bei einer Rekognoszierung auf eine 300 Mann ſtarke Abteilung der päpſtlichen Reiterei. Selbſt hatte Lannes zwei bis drei Offiziere und acht oder zehn Ordonanzen bei ſich.

Lannes ritt augenblicklich auf den päpſtlichen Offizier los, der ſeinen Leuten bereits Ordre gegeben hatte, blank zu ziehen und anzugreifen. Wie dürfen Sie ſich unterſtehen! herrſchte ihn Lannes an. Augenblicklich den Säbel in die Scheide!

Subito! – erwiderte der Offizier.

Laſſen Sie ihre Leute abſteigen und die Pferde nach meinem Hauptquartier führen.

Adesso, antwortete der päpſtliche Offizier und gehorchte.

Das erinnert an Tordenſkjold, als er es ſatt kriegte, vor Marſtrand zu liegen und zu warten, daß die ſchwediſche Flotte herauskäme.

Er ging ſchließlich in die Stadt hinauf und gelangte nach dem Hauſe, wo die ſchwediſchen Admirale ſaßen und tranken oder berieten.

Auf was zum Teufel wartet ihr? rief Tordenſkjold zum Fenſter hinein.

So kam die ſchwediſche Flotte endlich heraus und bekam ihre Prügel:

Subito!

Der Herzog von Montebello glich in vielen Stücken Tordenskjold. Rückhaltlos mutig, beständig mitten im Feuer, dabei ein kaltblütiger, wachsamer Befehlshaber, der auch in den schlimmsten Lagen die Leitung in der Hand behielt. Es war im ersten italienischen Feldzug, als Bonaparte darauf aufmerksam wurde, wie Bataillonschef Lannes seine Leute in der Schlacht bei Dego führte. Von da an waren sie unzertrennlich, bis Lannes, als Marschall und Herzog von Montebello, 1809 bei Eßlingen fiel. Er war der unter den Generälen, der am längsten den alten Ton dem Kaiser gegenüber bewahrte und ihn bis zuletzt Du nannte; aber so starb er auch mitten in seinem und seines Herrn Glanz und entging den bösen Tagen, die für so viele seiner Kameraden Proben wurden, die sie nicht bestanden, oder die jedenfalls am Schlusse viele Dinge um Napoleon so unklar erscheinen lassen.

Lannes gehörte zu den Offizieren, die immer verwundet wurden; und das war im Grunde bei der Tollkühnheit, mit der er sich den Gefahren aussetzte, nicht zu verwundern. Es gab aber auch andere, ebenso verwegene, von denen es unter den Soldaten hieß, daß sie unverwundbar seien, wie zum Beispiel Massena. Von Lannes wurde gesagt, er habe die Eigentümlichkeit, daß sich die Kugeln an seinen Beinen platt schlügen.

Auf dem Zug nach Syrien bekam er eine Kugel an die Schläfe und stürzte zu Boden; sie glaubten,

er sei tot. Aber es zeigte sich, daß die Kugel flach am Schädel hingelaufen und unter der Haut des Hinterkopfes stecken geblieben war, wo sie mit Leichtigkeit herausgeschnitten werden konnte.

In der Schlacht bei Aboukir, wo er noch an der Kopfwunde litt, bekam er aus nächster Nähe eine Kugel, die ihn am Wadenbein traf, sich platt schlug und um das Bein herumlief, um hinten in der Wade stecken zu bleiben. Er erhielt im Laufe der Zeit noch mehrere andere Wunden, bis eine Kanonenkugel bei Eßlingen 1809 ihm beide Kniee zerschmetterte.

Lannes war auch einer von denen, die verwundet wurden, als sie mit dem General zusammen und um ihn zu decken, über die Brücke bei Lodi liefen; der tapfre Offizier Muiron dagegen fiel mitten auf der Brücke vor Bonaparte tot um.

Muiron war einer von den Offizieren, die Bonoparte schon entdeckt hatte, und die in seiner Hand zu etwas Großem werden sollten. Denn das war und blieb im Grunde die Art des Avancements in Napoleons Heer, wie groß es auch wurde, daß er selbst die Offiziere entdeckte und sie im Auge behielt; und das wußten sie. Seine Personenkenntnis, die sich über alle seine Armeen erstreckte, war so groß und genau, daß er seine Offiziere ebensogut kannte, wie der gewöhnliche Anführer einer Truppe seine wenigen Leute kennt, und dazu hatte er einen Blick, die hervorragende Anlage jedes Einzelnen zu ent-

decken und eine Menſchenkenntnis, die nur äußerſt ſelten fehl griff.

Es geſchah in einem der italieniſchen Feldzüge, am Abend vor einer großen Schlacht, daß ein einfacher Soldat aus der Reihe trat, wie ſie ſo oft nach republikaniſcher Sitte taten, und ſagte: Bürger General, ich weiß, wie du ſie morgen ſchlagen willſt; und damit fing der Soldat an, einen Schlachtplan zu entwickeln.

Aber Napoleon unterbrach ihn ſchleunigſt: Elender! willſt du ſchweigen! denn was der einfache Soldat ſagte, war Wort für Wort Bonapartes eigner Schlachtplan, von dem er glaubte, daß er ſich nirgends in der Welt als in ſeinem eigenen Kopfe fände.

Den nächſten Tag nach der Schlacht, ließ er jenen Soldaten ſuchen — er hatte ſich das Regiment gemerkt — aber das große Feldherrntalent war in der einfachen Soldatenuniform gefallen, und Napoleon verlor vielleicht einen Marſchall.

Damals aber, als dem Siebenundzwanzigjährigen das Oberkommando anvertraut wurde, gab es in der Armee auch alte, erprobte Generäle und Offiziere, die durchaus nicht geſonnen waren, ſich dem neuen Manne unterzuordnen.

Augereau, der zwölf Jahre älter war, blies ſich auf und meinte, daß er ſich nicht von dem kleinen, dürren Kerl aus Korſika imponieren laſſen wollte; aber ſchon, als er nach der erſten Vorſtellung wieder

herauskam, war er klein geworden, und obgleich Augereau in Napoleons Augen nie etwas anders als ein tapferer, aber aufgeblasener Prahlhans und ein unverbesserlicher Plünderer war, stieg er doch bis zum Marschall und Herzog von Castiglione und war überall mit, bis er ihn zum Schlusse verließ.

Denn wie Napoleon nie Günstlinge hatte, die die hohen Posten trotz ihrer Untauglichkeit behalten durften, so verstand er auf der anderen Seite auch Männer anzuerkennen und anzuwenden, gegen die er eine Abneigung hegte, und von deren falschem Gebahren er durch seine Spione genau unterrichtet war.

Einige andere der großen Namen ringsum Napoleon standen schon im Jahre 1796 im Vordergrund. Berthier, der mit Lafayette in Amerika und auch in Jamaica gewesen war und unter dem alten Kellermann, dem Sieger von Valmy, zum Oberst befördert worden war, wurde einer von Napoleons Generälen, und besonders ein naher und intimer Freund von ihm. Berthier war mit auf dem Zuge nach Ägypten, bekam aber die Erlaubnis, nach Hause zu reisen, weil er sagte, daß er krank sei; aber der eigentliche Grund war wohl der, daß er in Madame Visconti so verliebt war.

Auch der zuverlässige und unerschrockene Oudinot, der bis 1847 lebte, war seit Italien mit. Er stieg bei Napoleon bis zum Marschall und Herzog von Reggio empor. Oudinot führte immer die Grenadiere,

die in der Nähe des Kaiſers zu marſchieren pflegten, und er leitete die Infanterie in den guten erſten Bajonettſchlachten. Die Soldaten waren daran gewöhnt, ihn mitten unter ſich zu ſehen; er war einer von denen, die immer verwundet wurden, und ſchließlich hatte er, glaube ich, dreiundzwanzig Wunden.

Außer dem hoffnungsvollen Muiron fiel auf dem erſten italieniſchen Feldzug General La Harpe, der durch ein Verſehen von ſeinen eigenen Leuten erſchoſſen wurde. Ebenſo fiel General Steingel, ein Elſäſſer, den Bonaparte ſpäter immer als einen unvergleichlichen Vorpoſten-General anführte. Steingel war kurzſichtig und ſchlug in der Schlacht bei Mondovi ſo eifrig mit ſeinen Huſaren drein, daß er ganz vorn in der erſten Reihe wie ein gemeiner Soldat durch einen Säbelhieb getötet wurde.

Der alte General Cauſſe rettete die Schlacht bei Dego, blieb aber tödlich verwundet liegen. Er ließ Bonaparte rufen und erfuhr, daß die Schlacht gewonnen ſei. Der alte General winkte dem jungen zu und ſtarb, indem er rief: Es lebe die Republik!

Als Napoleon auf St. Helena in den letzten Zügen lag, hörte man ihn, kurz ehe er auslöſchte, rufen: Steingel! Deſaix! Maſſena! Greift an! Jetzt haben wir ſie! Es waren die erſten Generäle aus ſeiner Jugend, die ihm erſchienen. —

Die braven und wohl dreſſierten Öſterreicher, die in weißen Uniformen mit Puder und Zopf ſo fein und zier-

lich von einer Niederlage zur andern gingen, hätten im Grunde ein beſſeres Schickſal verdient. Doch ihre veraltete Kriegskunſt konnte gegen die neue franzöſiſche Methode nicht Stand halten, und außerdem wurden ſie von ſo vielen bemooſten Häuptern geführt, die viel zu alt waren. Beaulieu war achtzig Jahre; Wurmſer, der die Heere der Republik bei Weißenburg, Heidelberg und in der Pfalz geſchlagen hatte, war auch alt ebenſo Melas; Alvinczy war ihr beſter General. Aber über alle dieſe ſteifen Truppen mit den alten, verſtockten Generälen, die durch die unvermuteten und raſchen Franzoſen aus der Faſſung gebracht wurden, legte ſich unwillkürlich etwas von dem Lächerlichen, das ſich immer zeigt, wo die Alten den Jungen gegenüber zu kurz kommen. Zu gleicher Zeit herrſchte aber eine gewiſſe Höflichkeit zwiſchen den Feinden, etwas von der Ritterlichkeit, die immer den Krieg mildert, die aber ſeine neuen, unerbittlichen Formen mit jedem Jahrhundert ſchon ſeltner machen. Als der alte Wurmſer endlich das ausgehungerte Mantua übergeben mußte, ſandte der höchſtkommandierende General Bonaparte den verhältnismäßig alten General Serrurier, um die Kapitulation entgegen zu nehmen, damit dem alten Wurmſer die Schande erſpart bliebe, ſeinen Degen einem jungen Mann von ſiebenundzwanzig Jahren zu übergeben.

Vor dem Frieden von Campo Formio hielten Bonaparte und Joſephine wirklich einen kleinen Hof im

Schloſſe Montebello. Die Verhältniſſe geſtalteten ſich ogleich ſo für ihn, daß im ſelben Augenblick, wo er Öſterreich zum erſten Male zu Boden geworfen hatte, er ſelbſt perſönlich es war, deſſen Weſen ohne Zwang und ohne Anmaßung ein Gepräge annahm, das kund gab, daß er ein weit höheres Ziel im Auge habe, als irgend ein franzöſiſcher General vor ihm. Und unwillkürlich erhielt ſeine Umgebung einen etwas anderen Anſtrich, als bisher in den militäriſchen Kreiſen der Republik Ton und Sitte geweſen war.

Zum Schloſſe Montebello kamen Miniſter von Wien, vom König von Neapel, Geſandte vom Papſt, von den Republiken Genua und Venedig, vom Herzog von Parma, von den ſchweizeriſchen Kantonen und von mehreren deutſchen Fürſten; das Schloß glich beinahe einer königlichen Reſidenz.

Anſcheinend, ohne ſich ſelbſt zu verändern, nahm der junge Bonaparte ernſt und kalt wie immer ſeinen Platz ein, während ſeine ganze Umgebung — vielleicht ohne es zu verſtehen — in die Formation hineinglitt, die von jetzt an für viele Jahre die bleibende werden ſollte: er allein mitten im Zentrum, und die ganze Welt in einem Kreis um ihn herum.

Die Diplomaten, die feinſten, die Wien hatte, kamen und verſuchten ſich an ihm. Es gab keine Sache, die er nicht verſtand, und kein Ränkeſpiel, das er nicht durchſchaute, noch weniger gab es etwas unter der Sonne, das ihn ſchrecken konnte.

Dagegen nahm er – nicht in Heftigkeit, sondern ganz kalt und genau berechnend, welchen Eindruck er auf die alten Perrücken machen würde – das kostbare chinesische Teeservice, das der Gesandte Cobenzl von Catharina der Zweiten bekommen hatte und warf es auf den Boden: So werde ich Österreich zerschmettern, sagte er und ritt wie ein Sturmwind davon.

Sie kamen ihm ja dann auch nachgeeilt und brachten ihm den Friedenstraktat unterschrieben und fertig mit, gerade wie er ihn hatte haben wollen.

Er fing damals auch mit seinen großartigen Proklamationen an die Soldaten an. Man sagt ja, daß sie eine große Wirkung ausübten. Meine Wenigkeit hat sie immer lang und affektiert gefunden, aber ich kann nun einmal den Manifest-Stil nicht ausstehen.

General Bonaparte überreichte selbst dem Direktorium den Friedenstraktat von Campo Formio, und Paris gab für ihn und Josephine eine Reihe Festlichkeiten. Das prachtvollste Fest veranstaltete selbstverständlich Talleyrand, der zur Zeit der auswärtige Minister der Republikaner war. Die Künste und Wissenschaften kamen und beugten sich vor ihm; David wollte ihn malen, und die berühmte Sängerin Grassini, die er selbst aus Italien mitgebracht hatte, sang ihm vor.

Aber auf einmal erfuhr Frankreich, daß 30 000 Soldaten und 10 000 Seeleute in den Mittelmeer-

häfen zuſammengezogen wären, und daß in Toulon unermeßliche Rüſtungen veranſtaltet würden. Die erſten Generäle und eine Reihe Gelehrte ſollten an dieſem geheimnisvollen Zuge teilnehmen.

Es war dieſer ſeltſame Zug nach Ägypten, deſſen tiefere Bedeutung mir, ehrlich ausgeſprochen, nie aufgegangen iſt. Wäre er geglückt, ſo wäre es wohl an den Tag gekommen, welcher vernichtende Schlag damit England verſetzt worden wäre. Doch wie es ging, blieb nach meiner Anſicht alles unklar, und der Zug mißglückte vollſtändig.

Am 9. Juni 1798 war die franzöſiſche Flotte vor Malta. Es näherten ſich fünfhundert Segel, und dieſe erſchreckten den Großmeiſter ſo, daß ſich die Inſel nach mehrtägigen Unterhandlungen und nach einigen unſchuldigen Kanonenſchüſſen den Franzoſen ergab. Es war ſo vor ſich gegangen, daß der Großmeiſter der Malteſerritter, ein Deutſcher namens Hompeſch, 600 000 Frks. bar und die Zuſicherung einer jährlichen Penſion von 300 000 Frks. erhalten hatte; damit zog er ſich ins Privatleben zurück.

Maltas Haupthafen Lavalette war immer als abſolut uneinnehmbar angeſehen worden; und als die franzöſiſchen Offiziere nach der Kapitulation an Land kamen und die Befeſtigungen ſahen, ſagte einer von ihnen: Es war wahrhaftig ein Glück für uns, daß es drin in der Feſtung Leute gab, die aufmachen konnten; ſonſt wären wir nie hereingekommen.

Bonaparte war auf seinen Mittelmeerfahrten immer von einem seltsamen Glück begleitet, sowohl auf der Hin- und Rückfahrt von Ägypten, wie später auf der Fahrt von Elba. Admiral Nelson lag und kreuzte unterhalb Malta; er war sogar drei Tage, ehe die französische Flotte kam, in Alexandria drin gewesen, aber er war wieder in See gegangen, um Bonaparte zu finden. Jetzt kam das französische Heer ungestört an Land, und der Kampf fing gleich an.

Nach Bonapartes Einzug in Kairo am 25. Juli traf das erste Unglück ein, das der Expedition den ersten und entscheidenden Stoß versetzte, nämlich die Zerstörung der französischen Flotte in der Bucht von Aboukir am 1. August. Lord Nelson hatte sie endlich gefunden; und obgleich der französische Admiral tüchti war und sich gut verteidigte, so war doch das Schicksal einer jeden Flotte fast ebenso besiegelt, wenn sie Lord Nelson begegnete, wie das Schicksal eines Landheeres, das von General Bonaparte angegriffen wurde. Das war auch der schwächste Punkt an dem ganzen Plan des Zuges, daß vorausgesetzt worden war, eine französische Flotte könne sich im Mittelmeer halten, solange Nelson da wäre.

Nach dem Zug nach Syrien und dem mißglückten Sturmangriff auf die Festung St. Jean d'Acre bekam Bonaparte in Kairo die Zeitungen aus der Heimat zu Gesicht und beschloß nach Frankreich zurückzukehren. Er hinterließ einen Brief an den General Kleber,

worin er ihm das Oberkommando in Ägypten mit einer Masse Instruktionen übergab, während er selbst mit einigen wenigen Auserwählten ganz im Geheimen nach der Küste reiste, wo sie sich auf zwei Fregatten einschifften, und unbegreiflicherweise erreichten sie Fréjus in Südfrankreich am 9 Oktober 1799, ohne einem einzigen von Lord Nelsons Schiffen begegnet zu sein, die sonst überall im Mittelmeer kreuzten und fast alles, was da passierte, wegschnappten.

Der ägyptische Feldzug glich in gewisser Hinsicht, doch in viel kleinerem Maßstab, dem russischen Feldzug von 1812. Beide mißglückten, und zum Teil auf Grund desselben Mangels an Kenntnis von Land und Leuten, von Geographie und Klima. Und aus beiden schlich der Führer sich nach Hause und ließ die anderen im Elend zurück. Es war darum nicht zu verwundern, daß Offiziere und Soldaten, als sie erfuhren, daß der General nach Hause gesegelt sei, der Ansicht waren, daß er sie schändlich verraten und mitten in Ägyptens Wüste verlassen habe, ebenso wie die Generäle des Kaisers am Morgen des 5. Dezember 1812 in Krasnoi gegen ihn wüteten, als bekannt wurde, daß der Kaiser in der Nacht nach Westen in der Richtung nach Frankreich gefahren sei, die Überreste der großen Armee der Kälte und den Kosaken überlassend.

Aber alle die Eigenschaften und Gefühle von Solidarität und Rücksichtnahme, die bei dem guten

Bürger den Gemeinſinn entwickeln, der das tägliche Leben, das private wie das öffentliche, trägt, waren Bonapartes Natur gänzlich fremd; er hat ſicher nie etwas von ſeinem Eigenen für andere oder für das Gemeinweſen geopfert. Wenn er gab, war es nie ein Opfer, ſondern es geſchah auf Grund der großartigen Freigebigkeit, die dem hohen Herrn eigen war. Hätte dagegen jemand von ihm verlangt, daß er, wo etwas verloren oder mißglückt wäre, um der andern willen auf dem Wrack verbleiben ſolle, ſo würde ihm dies ohne Zweifel als der törichte Gedanke eines Ideologen, wie er ſagte, erſchienen ſein.

Er ſah nie etwas anderes vor ſich und ſtellte nie eine andere Anforderung an ſich, als dieſe eine: das Ziel ganz zu erreichen, das er ſich geſteckt hatte; und dies war ſo groß, daß er nie Zeit hatte an andere zu denken, oder inne zu halten.

Über dem Zug nach Ägypten ruhte nicht Italiens Sonnenſchein; es gab hier eine heißere Luft mit Durſt und Peſt; und an den Namen des jungen Generals hefteten ſich Schatten von dem Gemetzel in Jaffa, wo er mehrere Tauſend Kriegsgefangene erſchießen laſſen mußte, weil man keine Nahrung für ſie hatte; und die nie widerlegte Beſchuldigung, einer großen Anzahl franzöſiſcher Kranken, die an der Peſt litten, Opium gegeben zu haben, damit ſie bei dem Rückzuge aus Syrien nicht lebend in die Händ der Feinde fallen ſollten.

Aber in der berühmten Schlacht bei den Pyramiden von Tabor und in der Landschlacht von Aboukir fiel neuer Glanz auf viele von den Namen, die die größten um Napoleon werden sollten: auf Murat, Junot, Rapp, Lannes, Davouſt und beſonders auf die Generäle Kleber und Deſaix, die in Ägypten zurückblieben.

Kleber war ein tapferer und tüchtiger General, rieſenhaft groß und ein ſchöner Mann. Es leuchtete ihm bald ein, daß Bonapartes weitläufiger und unklarer Plan, Ägypten zu halten und zu koloniſieren, unhaltbar ſei, und er eröffnete Unterhandlungen mit dem engliſchen Admiral; und man war ſo weit gediehen, daß man über freien Abzug der Franzoſen übereingekommen war. Doch da verlangte die engliſche Regierung in der Heimat, daß die franzöſiſchen Truppen als Kriegsgefangene angeſehen werden ſollten.

Hierüber wurde Kleber wütend; er erhob ſich noch einmal und eroberte ganz Ägypten zurück.

Inzwiſchen hatte ſich General Deſaix, beinahe ſeit der Ankunft der Expedition, in dem oberen Ägypten aufgehalten, wo er nicht nur als ein Held die Eroberung des Landes durchgeführt ſondern zugleich ein ſo großes Geſchick als Adminiſtrator bewieſen hatte, daß die halbwilden Leute ihn liebten und ihn den weiſen Sultan nannten. Bonaparte nannten ſie den Herrn des Feuers.

Am 14. Juli 1800 wurde Kleber auf der Straße

in Kairo von einem fanatischen Araber getötet und zu gleicher Zeit Desaix von einer Kanonenkugel auf der Ebene von Marengo, wo er gerade zur rechten Zeit kam, um den Sieg für Bonaparte zu retten.

Nach Kleber sollte General Menou in Ägypten den Oberbefehl führen; aber er war noch weniger imstande die unmögliche Kolonie, die in einem fort von den Engländern beunruhigt wurde, zusammen zu halten. Menou war fünfzig Jahre alt und demnach älter als die damalige Umgebung Bonapartes; er lag im Streit mit seinen Offizieren und machte sich zum Gelächter für die ganze Armee dadurch, daß er sich wie ein Araber kleidete; er heiratete eine junge Ägypterin und richtete sein Leben nach orientalischem Muster ein. Napoleon behandelte ihn immer gut, und er starb als Gouverneur von Venedig im Jahre 1810, man sagt, aus Liebe zu einer jungen Schauspielerin. In seinen Händen zerrann die ägyptische Expedition vollständig; und die letzten französischen Truppen wurden auf englischen Schiffen heimgebracht – aber nicht als Kriegsgefangene.

In dem Jahre, wo General Bonaparte abwesend gewesen war, wurden die französische Republik und die französischen Waffen von lauter Unglück heimgesucht. Das wußte er schon aus den Zeitungen, die die Engländer ihn in Ägypten bekommen ließen. Aber erst als er in Frankreich an Land stieg, ging es

ihm auf, daß ſich, während er fern geweſen war, an ſeinen Namen bei dem Volk der Ruf geknüpft habe, daß er allein imſtande wäre, Frankreich zu retten, er allein wurde überall als Befeier des Vaterlandes genannt. Niemand dachte an die mißglückte Expedition, die er verlaſſen hatte; von dem Augenblick an, wo er an Land ſtieg, kam man ihm mit der aufrichtigſten Freude entgegen, die ſich, während er von Stadt zu Stadt Frankreich durchzog, zur Begeiſterung ſteigerte und dieſen Zug nach Paris zu einem Feſtzug geſtaltete; und die gewaltige Kraft, die ihm inne wohnte, ließ ihn bald das, was mißglückt war, vergeſſen und ſeine Pläne noch höher ſpannen als damals, wo er als Sieger aus Italien zurückkehrte.

Aber der junge, trockene und argwöhniſche General Bonaparte war noch nicht der Mann geworden, der ſich vom Glück hätte irreführen oder berauſchen laſſen. In Paris, wo alles ihm offen ſtand, hielt er ſich am Anfang zurück, ja faſt verſteckt. Er zeigte ſich kaum bei den großen, offiziellen Feſtlichkeiten oder in den Theatern. Aber er arbeitete und intriguierte im ſtillen gegen die damalige Verfaſſung des Landes, ohne Skrupel und feſt entſchloſſen, in die Politik das Element einzuführen, das jetzt das ſtärkſte war, nämlich die Armee, die wiederum niemand anders war, als er ſelbſt.

Die erſte Perſon, auf die er bei ſeiner geheimen Arbeit traf, war natürlich der Bürger Talleyrand, der vorläufig nicht Mitglied eines Miniſteriums war.

Er war gleich bereit, sich der neuen, aufsteigenden Kraft zur Disposition zu stellen. Die republikanische Regierung bestand im Jahre 1799 aus den fünf Direktoren, um die sich niemand kümmerte, und aus der gesetzgebenden Versammlung. Bonaparte wollte keine Revolution, sondern einen Staatscoup ohne Kampf und Bürgerblut. Die gesetzgebende Versammlung wurde nach St. Cloud, weit außerhalb von Paris, verbannt, und Bonaparte entschloß sich ganz kaltblütig dazu, sie mit Macht aufzulösen, um der Leitung andere Formen zu geben, die ihm den Weg eröffneten.

Seine Helfershelfer und Mitverschworenen waren eine Anzahl Männer, die sich schon um ihn versammelt hatten, und die Europas erste Heerführer und Staatsmänner werden sollten; die jedoch bisher noch nichts anderes als junge Offiziere waren, die nach dem Befehl ihres Generals zu einer politischen Umwälzung wie zu einem gewöhnlichen Kavallerieangriff schritten. Es war zuerst seine nächste Verwandtschaft Murat, Leclerc, der mit Pauline verheiratet war, Sebastiani aus Korsika, außerdem Lannes, Berthier und Moreau. Bernadotte dagegen hielt sich noch zurück und trat erst hervor, als alles gut gegangen war. Lucien, der Präsident im Rat der Fünfhundert war, machte sich am Tage der Entscheidung sehr nützlich; das war, soviel ich weiß, die einzige Hilfe, die Napoleon je von einem seiner Brüder zuteil wurde.

Früh am Morgen des 9. November 1799 — das ist der berühmte 18. Brumaire nach dem republikanischen Kalender — fingen die Truppen in den Kasernen an, sich zu rühren.

General Lefebvre, der Kommandant von Paris, hatte die Fährte von einer Verschwörung. Er war schon früh am Morgen zu Wagen unterwegs, um die Sache herauszubekommen. Er begegnete Oberst Sebastiani und fragte ihn streng, warum er so früh ohne Befehl mit seinen Leuten unterwegs sei.

General Bonaparte will den Herrn Kommandanten sprechen, antwortete ihm Sebastiani. Die Straße war so eng, daß der Wagen nicht gut umwenden konnte, und darum setzte Lefebvre seinen Weg nach General Bonapartes Hotel fort, wo dieser ihm gleich entgegenkam und sagte: Sie sind eine der Stützen der Republik, Herr General Lefebvre! Sie und ich werden heute Frankreich aus den Händen dieser elenden Advokaten erretten!

Advokaten! rief der alte General, nieder mit den Advokaten! — ich gehe mit Ihnen!

Damit schloß der brave Lefebvre sich fürs Leben an Bonaparte an.

Als Bonaparte in den Saal der Fünfhundert eintrat, erhob sich ein lautes Geschrei gegen den Tyrannen, während sich die Mitglieder mit wilden Gebärden um ihn scharten, sodaß die Grenadiere anfingen, um ihren kleinen Korporal Angst zu bekommen. Murat

ließ dann den Saal räumen, und dies ging in solcher Eile vor sich, daß die Auserkorenen des Volkes zum Teil aus den Fenstern springen mußten; es war allerdings in der Orangerie, sodaß der Sprung nicht allzu hoch war; aber es war dies eine politische Gewalthandlung, die viele Napoleon nie vergaßen.

In dem ersten Ministerium, das Bonaparte als Erster Konsul bildete — es gab drei, aber niemand kümmerte sich um die beiden anderen — sollte Talleyrand auswärtiger Minister sein; aber vorläufig wurde an seiner Stelle ein geborener Deutscher, Graf Reinhardt, der öfter von Napoleon in administrativen und diplomatischen Angelegenheiten verwandt wurde, dazu ernannt. Dieser Graf Reinhardt war ein Bruder des Konsuls C. F. Reinhardt, des Gründers des Handelshauses in Christiansand.

Minister des Polizeiwesens wurde Fouché, den Napoleon nie entbehren zu können schien, obgleich er seine Ränke durchschaute und manchmal seine Falschheit zu fühlen bekam. Trotz ihrer großen Ähnlichkeit würde es doch unrichtig sein, wenn man Talleyrand und Fouché als zwei von einem Stück bezeichnen wollte; denn Talleyrand glich dem feinsten Handschuhleder, während Fouché ein gemeiner Fuchspelz war.

Wenn Talleyrand immer fein und überlegen von der einen Partei zur anderen hinüberglitt, so betrog und verriet Fouché die eine gegen die andere, lebte

in und von Falschheit, von allen gehaßt und verachtet. Napoleon setzte ihn ab und nahm ihn wieder auf; er machte ihn zum Herzog von Otranto und war manchmal wütend auf ihn; aber er konnte nicht ohne dieses vorzügliche Netz von Spionage leben, mit dem allein Fouché ihn zu umgeben verstand, auch hatte er niemand anders, den er so ungeniert zu den niedrigsten Bestechungen gebrauchen konnte.

In diesen vier Jahren des Konsulates, die für Bonaparte sicher die glücklichsten in seinem Leben waren, erholte sich Frankreich nach der Revolution, und mit der unbezähmbaren Lebenskraft, mit der dies Land sich wieder hebt, wenn das Unwetter vorüber ist, kam eine erneute, kräftige Gesellschaft zum Vorschein, in der indes gleich Kräfte zu gähren anfingen, die sich unter dem Zeichen der neugeschaffenen Freiheit um den einen Mann sammelten und ihn hoch über die Bürger der Republik erhoben.

Und seine ungeheuren Anlagen entwickelten sich oder brachen sich Bahn mit einer reißenden Kraft, die alles neuschuf, woran sie rührte.

Unter diesen mächtigen, kleinen Händen verwandelte sich Frankreich in einem Nu. Der Erste Konsul zog in die Paläste der Könige ein, und die Bürgerschaft wurde verdrängt. Als er vom Schloß Luxembourg auf dem linken Seineufer nach den Tuilerien und dem Louvre übersiedelte, geschah es mit einer in Stil und Pracht wahrhaft königlichen Zeremonie.

Innerhalb von wenig Tagen verſchwand der familiäre Ton aus der Zeit der Revolution; die republikaniſchen Formen des geſellſchaftlichen Lebens wichen vor der kalten Hofluft, die ſehr bald die Säle der Tuilerien zu erfüllen anfing; man ſagte nicht mehr Bürger und Bürgerin, man fing an ſein Haar zu ſchneiden und ſich zu putzen. Nie ging eine Veränderung ſo plötzlich vor ſich.

Die Republik war von den europäiſchen Mächten mit Ausnahme von England anerkannt. Es herrſchte eine Art Frieden, und es galt nur England zu gewinnen. Bonaparte, der ſowohl damals wie während ſeines ganzen Lebens von einem Verſtändnis für England und für engliſches Weſen weit entfernt war, nahm ſich vor, einen perſönlichen Brief direkt an König Georg von Großbritannien zu ſchreiben, worin er auf ſeine Art eine Annäherung zwiſchen den beiden großen Nationen verſuchte.

Die Antwort kam ganz trocken in Form einer Erklärung Pitts im Parlament: England kann den Frieden erſt unterzeichnen, wenn Frankreich in ſeine alten Grenzen zurückgebracht iſt. Den Standpunkt: unter keinen Umſtänden je mit Napoleon zu verhandeln, hielt England feſt und unerſchütterlich inne, bis es ſiegte. Und darum mußte Krieg in Europa ſein, ſolange dieſer Mann aufrecht ſtand.

Aber in Frankreich herrſchte Jubel und Glück nach den Drangſalen der Revolution. Viele Emi-

granten kehrten zurück, Gefangene wurden in Freiheit gesetzt, und die Verbannten wurden begnadigt; das Geschäftsleben und der Verkehr erfuhren unter weisen Gesetzen und durch praktische Veranstaltungen einen unerhörten Aufschwung.

Napoleon Bonaparte führte immer Krieg, und es war England, das das Feuer schürte. Jedesmal, wenn ein Reich kurz und klein geschlagen war, kam England mit neuem Geld und neuen Vorschlägen von Koalitionen. Die erste Koalition war ursprünglich eine Vereinigung von Österreich, Bayern, der Türkei, Rußland, Schweden, Dänemark und England, die sowohl in der Nordsee wie im Mittelmeer Flotten zu Frankreichs Verderben bereit hielten.

Aber es gelang dem Ersten Konsul ein Mittel zu finden, mit dem er Rußland gleich aus der Koalition herausmanövrierte. Es befanden sich seit den Kriegen der Republik eine Menge russische Kriegsgefangene in Frankreich und in den französischen Grenzfestungen. Alle diese ließ der Erste Konsul mit russischen Uniformen versehen; er verschaffte ihnen sogar die richtigen Uniformen und Abzeichen, die dem Rang und den Regimentern und Waffengattungen, denen jeder Gefangene angehört hatte, entsprachen. Und diese ganze Schar — viele Hunderte an der Zahl — sandte er wohl verpflegt

nach Rußland mit einem Gruß an Kaiser Paul den Ersten, und ohne daß von einer entsprechenden Rücksendung französischer Kriegsgefangener die Rede gewesen wäre.

Dies war vielleicht das einzige Mal, daß Napoleon richtig rechnete, wenn er die anderen Fürsten Europas als Kameraden zu behandeln versuchte. Der halbverrückte Paul nahm es mit der Vornehmheit nicht so genau: er war entzückt über diese Aufmerksamkeit und wurde zu einem fanatischen Bewunderer Bonapartes. Er berief seine Truppen aus Deutschland zurück, verließ die Koalition und verjagte alle Engländer aus St. Petersburg.

Außerdem sandte der Erste Konsul seinen Freund und Vertrauten Duroc, den späteren Herzog von Friaul, als Gesandten nach Berlin, und im Handumdrehen war es geglückt, die Koalition so zu zerstückeln, daß der Erste Konsul selbst über die Alpen gehen konnte, um Italien zu befreien, das die Österreicher zurückerobert hatten, während er in Ägypten war.

Es war eine ungeheuere Überraschung für Österreich, ja für die ganze Welt, als Bonapartes Generäle auf Norditaliens Tiefebene heranmarschiert kamen, nachdem sie die Alpen mit Kanonen und allem anderen Kriegsbedarf passiert hatten. Er selbst zog am 2. Juni 1800 als Italiens Befreier zu den Toren Mailands ein. Die Italiener waren außer

sich vor Jubel, als sie ihn wiedersahen; man hatte erzählt, daß er in Ägypten gestorben sei. So verlief der zweite italienische Feldzug noch glänzender als der erste. Dieselbe Sonne schien über den französischen Heeren; aber jetzt waren es nicht mehr die zerlumpten, unbeschuhten Banden der Republik, sondern die schönsten Soldaten, die Europa je gesehen hatte.

Vor einem Feldzug pflegte Bonaparte, besonders als er noch schlank und jung war, über seine Karten, die auf dem Fußboden ausgebreitet waren, hinzukriechen und seine Pläne mit farbigen Nadeln zu markieren. Und sein Jugendfreund Bourienne, der in den ersten Jahren sein Privatsekretär war, hat erzählt, daß Bonaparte schon in Paris seine Nadeln um die Ebenen von Marengo gesetzt und gesagt habe, daß er da die Österreicher schlagen wolle.

Mit den Divisionen Lannes, Victor und Desaix marschierte er am 13. Juli auf das Dorf Marengo zu, um die österreichische Hauptarmee unter General Melas zu finden. Aber für den nächsten Tag hatte er Desaix den Befehl gegeben, einen etwas anderen Weg einzuschlagen, da er unsicher war, wo der Feind zu finden sei. Früh am nächsten Morgen, dem berühmten 14. Juli 1800, stand Bonaparte plötzlich der weit überlegnen österreichischen Armee gegenüber, und die Schlacht begann sogleich. Er sandte unverzüglich Boten an Desaix; aber er konnte be-

rechnen, daß es viele Stunden dauern müßte, bis Desaix' Division am Kampf teilnehmen könnte.

Die Schlacht fing damit an, daß die Österreicher das Dorf Marengo einnahmen und die Division Victor in Unordnung zurückwarfen. Bonaparte, der sich bewußt war, daß der Ausfall der Schlacht auf der Ankunft Desaix' beruhte, machte die größten Anstrengungen, mit seinem linken Flügel einigermaßen den Platz zu behaupten, während der rechte Flügel und das Zentrum sich den ganzen Vormittag zurückzogen und aus der einen Stellung nach der anderen von den überlegnen Österreichern vertrieben wurden. Napoleon folgte selbst mit, und wenn sich das Korps, bei dem er war, ein großes Stück zurückgezogen hatte, hielt er an und rief dem Divisionsgeneral zu: Nun zu! General! jetzt wollen wir uns wieder eine Weile schlagen.

Auf diese Weise war es drei Uhr nachmittags geworden, und jeder Mann, mit Ausnahme des einen, hielt die Schlacht für hoffnungslos verloren. Der alte Melas, der von Müdigkeit überwältigt und außerdem durch einen Fall vom Pferde zu Schaden gekommen war, war jetzt seines Sieges so sicher, daß er das Schlachtfeld verließ, über die Bormida zurückritt und gleich von Alessandria Kouriere nach Wien sandte, die seinen entscheidenden Sieg von Marengo meldeten. Er überließ es General Zach, den geschlagenen Bonaparte zu verfolgen.

Mittlerweile war es fünf Uhr geworden. Bonaparte gab die Hoffnung nicht auf; er leitete den Rückzug und hielt seine vorzüglichen Truppen so zusammen, daß man an keinem Punkte zur Flucht überging. Da kam endlich Desaix mit einigen Adjutanten herangejagt.

General Desaix war soeben aus Ägypten zurückgekehrt, und er war so schnell als möglich zu seinem Freund Bonaparte geeilt; diese beiden waren damals in den Augen der Armee unbedingt die hervorragendsten Heerführer.

Als er endlich das Schlachtfeld erreichte, war er seinen Truppen etwas vorausgeritten aus Ungeduld, mit dem Obergeneral zusammenzutreffen, und diese beiden wurden sich bald einig, daß, wie die Sachen ständen, die Schlacht verloren sei.

Kommen Sie, sagte Desaix, wir wollen von den Pferden steigen, das macht den Eindruck, als ob wir ruhiger wären.

Sie setzten sich also nieder auf das Feld und sahen sich die Schlacht an, die sie leiteten, und an deren Ausfall das Schicksal des Vaterlandes hing — und diese beiden jungen Leute waren ungefähr in dem Alter, wo wir mit Examen und Zensuren unsere Zeit vergeuden und vor einigen vertrockneten und verstaubten Professoren zittern.

Desaix soll gesagt haben: Die Kugeln kennen mich nicht mehr, seit ich in Ägypten war.

Die französischen Offiziere hatten eine eigene Manier zu reden, wenn sie auf den Tod oder ihre eigenen Vorahnungen anspielten. Dies Wort von Desaix wurde von allen als ein Beweis aufgefaßt, daß er selbst fühlte, was ihm bevorstand.

Endlich schwenkten die ersten Truppen von Desaix' Heeresabteilung in die Ebene ein. Die beiden Generäle gaben sich die Hand und stiegen zu Pferde. Eine halbe Stunde später zerschmetterte eine Kanonenkugel Desaix' Brust und warf ihn tot zu Boden.

Die ersten Truppen von Desaix' Armeekorps, die Marengo erreichten und seinen Tod rächten, gehörten zu General Boudets Division. Immer in den großen Schlachten, und wenn ein gewaltiger Stoß ausgeführt werden sollte, wird die Division Boudets genannt. General Boudet war 1769 geboren und hatte schon im Jahre 1794 Guadaloupe erobert. Im Jahre 1807 schlug er die Schweden bei Stralsund, wurde Graf und erhielt große Dotationen an Land in Schwedisch-Pommern, außerdem wurde er Ritter des Danebrog und erhielt das Großkreuz der Ehrenlegion. Seine Leute und besonders seine Artillerie waren ein Muster für die ganze Armee.

Diese Kerntruppen kamen also im letzten Augenblicke, und ein Ruck ging durch die gesamte halb aufgeriebene Armee. Alle Müdigkeit war vergessen, und alles Vertrauen zu dem kleinen Mann auf dem

weißen Pferde, den sie den ganzen Tag auf einer Art Flucht gesehen hatten, kehrte wieder zurück.

Er rief den Reihen, die sich wieder schlossen und vorwärts wogten, zu: „Denkt daran, Soldaten! daß ich daran gewöhnt bin, auf dem Schlachtfelde zu schlafen"

General Zach hatte sich mit 5000 guten Grenadieren Boudet gegenübergestellt. Aber gerade im rechten Augenblicke ließ General Kellermann seine Kavallerie in die österreichischen Grenadiere hineinsausen, die umgeworfen und größtenteils gefangen genommen wurden.

Von diesem Augenblicke an stürzten die Franzosen auf der ganzen Linie vorwärts, und vor Abend war die Ebene zurückerobert, und der General konnte im Dorfe Marengo schlafen, aus dem er in der frühen Morgenstunde vertrieben worden war.

Im Lauf der Nacht schloß Berthier die Übereinkunft von Alessandria mit Melas ab, durch die alles, was Frankreich in Italien verloren hatte, zurückgegeben wurde.

Es ist in hundert Jahren soviel davon geredet und geschrieben worden, daß Desaix und Kellermann es waren, die die Schlacht bei Marengo gewannen. Aber nach meinem Ermessen kann der kommandierende General nur dadurch siegen, daß seine Offiziere seinem Befehl gehorchen, ihren Platz behaupten, und ihre Pflicht zur rechten Zeit tun; etwas anderes kann

ja der eine Mann nicht machen, wenn die Schlacht eröffnet ist. Bonaparte siegte bei Marengo, weil Desaix und Kellermann ihre Pflicht taten, wie er berechnet hatte; und Napoleon verlor die Schlacht bei Waterloo, weil Grouchy nicht seine Pflicht tat und nicht da war, wo er nach der Berechnung des Obergenerals hätte sein sollen.

Es waren übrigens zwei Generäle Kellermann, Vater und Sohn, um Napoleon. Der älteste war 1735 in Baden geboren und lebte bis 1820. Er gewann schon als General der Republik die Artillerieschlacht von Valmy. Napoleon machte ihn zum Marschall und Herzog von Valmy und verwandte ihn vielfach als Kommandant in den Festungen, wo er die jungen Truppen erziehen ließ.

Sein Sohn, der Graf von Valmy, war General seit Marengo. Später schlug er sich meist mit den Engländern in Spanien und Portugal.

Es ist schwer, sich einen Begriff von der ungeheuern Wirkung der Schlacht von Marengo zu machen. Dieser Erfolg kam so unerwartet und war so großartig, daß alle Gesellschaftsklassen und alle Parteien sich in dem gemeinsamen Jubel fanden; Paris wurde mit einem Schlag illuminiert, als die Nachricht eintraf, und von diesem Tage an kam im Grunde die ganze Regierung, ja ganz Frankreich und sein Schicksal in die Hand des einen Mannes.

Von dem verbannten König bekam der Erſte Konſul ein eigenes Handſchreiben:

Schon lange müſſen Sie, Herr General, gewußt haben, welche Achtung ich vor Ihnen hege. Sollten Sie an meiner Dankbarkeit zweifeln, ſo ſagen Sie bitte, welchen Platz Sie ſelbſt einnehmen wollen, und wie Sie Ihre Freunde im Staat angebracht zu wiſſen wünſchen. Was meine Prinzipien anlangt, ſo bin ich ein Franzoſe: von Natur nachſichtig und will es noch mehr ſein, weil es klug iſt.

Der Sieger von Lodi, Caſtiglione und Arcole, der Eroberer Italiens kann nicht eine leere Berühmtheit der wahren Ehre vorziehen, das iſt unmöglich! Aber inzwiſchen verſchwenden Sie eine koſtbare Zeit. Wir beide könnten Frankreichs Glück ſichern; ich ſage: wir beide, weil ich Bonaparte brauche, und weil er dies Ziel nicht ohne mich erreichen kann. Herr General! Europas Augen ruhen auf Ihnen, die Ehre wartet, und ich bin ungeduldig, meinem Lande den Frieden wiederzugeben.

Louis

Bonaparte antwortete ganz trocken und aufrichtig:

Mein Herr! ich habe Ihren Brief empfangen, und ich danke Ihnen für die ehrenden Worte, die Sie über mich ſchreiben. Aber Sie müſſen nicht wünſchen, nach Frankreich zurückzukehren: Sie würden über Hunderttauſende von Leichen zu ſchreiten haben.

Bringen Sie Frankreichs Ruhe und Glück das Opfer, Ihre eigenen Interessen aufzugeben, und die Geschichte wird Ihnen dafür danken. Ich bin nicht unempfindlich gegen das Unglück Ihrer Familie; und ich will mit Vergnügen zu Ihrer Ruhe und Sicherheit in dem Zufluchtsort, den Sie sich gewählt haben, beitragen. Bonaparte.

Diese beinahe naive Überlegenheit muß einen unvergleichlichen Eindruck auf den Bourbonen gemacht haben, der sich in einem Augenblick der Schwäche so tief gedemütigt hatte. Und Bonaparte war sich kaum selbst bewußt, wie himmelstürmend frech sein Brief den Kreisen vorkommen mußte, für deren wahre Stimmung ihm gegenüber er nie ein volles Verständnis bekam.

Aber im Schatten des zertrümmerten Königtumes und dieser Republik, die so rasch zusammenfiel, standen einige Gestalten, die sich im gemeinsamen Haß gegen den Einen verbanden, um die Welt vom Tyrannen zu befreien. Viele Anschläge und mehrere Verschwörungen waren bei Zeiten entdeckt worden, in die alte Männer der Revolution und zugleich Namen, die der Partei des Königs angehörten, verwickelt waren. Einige wollten sich verkleidet in Malmaison einschleichen; andere wollten ihn in den Gängen der Oper niederstoßen. Ein paar gefährliche Arbeiter hatten begonnen, eine Bombe herzustellen; aber als sie den Sprengstoff erproben wollten, war

die Wirkung so gewaltig, daß sie selbst halb in Angst gerieten, und die Polizei auf den fürchterlichen Knall aufmerksam wurde.

Ein Mordplan gelangte doch, ehe das Jahr 1800 zu Ende ging, zur Ausführung und machte einen großen Eindruck auf Paris. Es war eine Verschwörung von einigen königlich Gesinnten, die mit großer Umsicht und Kaltblütigkeit einen Mordversuch vorbereitet hatten, der nur durch einen Zufall mißglückte.

Am heiligen Abend wollten Bonaparte und Josephine Haydns Oratorium „die Schöpfung" in der Oper hören; es war eine Festvorstellung, die ganz Paris versammeln sollte. Kurz vor sieben kamen ein paar der Verschworenen, als gewöhnliche Arbeiter gekleidet, und zogen einen Handkarren, auf dem ein mit Pulver und Kugeln gefülltes Faß lag. Den Karren ließen sie wie zufällig in einer Straße stehen, die der Wagen des Ersten Konsuls passieren mußte; die Zeit war ganz genau berechnet, die Lunte war angezündet; man wußte, daß er pünktlich war. Aber Bonapartes Kutscher war zufällig an dem Abend ein wenig betrunken; er fuhr in rasendem Tempo in die Straße hinein und an der Höllenmaschine vorbei gerade zwei bis drei Sekunden, ehe sie in die Luft sprang. Sechsundfünfzig Menschen wurden verwundet und zweiundzwanzig getötet; mehrere Häuser wurden zertrümmert. In der Oper hatte man schon an-

gefangen, von einem Attentat zu flüstern, und als er sich kalt und ruhig in seiner Loge zeigte, brach ein unbeschreiblicher Jubel los. Sein wunderbares Glück machte ihn zu einem Mann der Wunder; er stand vor vielen als der Erlesene der Vorsehung, und dies Attentat trug gewaltig dazu bei, ihn empor zu heben.

Aber während er bei der Katastrophe und später in der Oper seine gewöhnliche Ruhe und Kaltblütigkeit gezeigt hatte, ließ er hinterher genauer nach dem Ursprung dieses Attentats, das offenbar kein isoliertes Verbrechen sein konnte, forschen. Fouché, der entweder verbergen wollte, daß er nichts gewußt hatte, oder alten Feinden zu Leibe wollte, legte noch in derselben Nacht eine Liste von 130 alten Revolutionären vor. Und obwohl Napoleons Argwohn sich mehr gegen die Royalisten richtete, ließ er sich doch hinreißen, diese 130 Personen nach Cayenne zu verbannen, nachdem er ein Gesetz durchgedrückt hatte, das den Konsuln die Macht verlieh, verdächtige Personen außer Landes zu verweisen.

Am 12. Februar 1801 empfing Paris die Nachricht von dem Frieden zu Lunéville, der die Frucht von Marengo und Moreaus ebenso glänzendem Siege bei Hohenlinden war. Frankreichs Grenzen waren erweitert und alle seine Feinde gedemütigt worden. Zu Tausenden passierte das Volk die Tuilerien und rief: Es lebe Bonaparte; sie tanzten auf der Straße,

und das Orchester des Ersten Konsuls spielte Ballmusik, während die Freudenschüsse und Raketen knallten. Das glänzendste Fest gab wieder der Minister des Auswärtigen, Talleyrand.

Hier empfing der Erste Konsul alles, was sich von hervorragenden Leuten in Paris fand — Franzosen und Fremde. Das alte Königtum und die Revolution, alter Adel und alte Republik, neue Geldgrößen, Krieger, Gelehrte, Dichter, Künstler und Beamte — sie alle kamen hier zusammen und huldigten jetzt zum erstenmale Napoleon Bonaparte als Frankreichs erstem Bürger und Oberhaupt des Staates.

Alle, die Erinnerungen aus jener Zeit gelesen haben, kennen den Duft von Sommer und Rosen, der über Malmaison schwebt. Es wurde später weit mehr Pracht und Glanz entfaltet, als man die großen französischen Schlösser in Gebrauch nahm, aber nichts überstrahlte die märchenhaften Tage in Malmaison an diesem Hof, der noch nichts weiter war als eine Schar lustiger junger Damen und Herren auf einer Landpartie.

Der Erste Konsul, um den sich alles drehte, war nicht mehr der magere, finstere General mit der gelben italienischen Hautfarbe. Sein ganzes Äußere war verändert. Als junger Offizier litt er sehr an einer Hautkrankheit, einer Art bösartigen Krätze. Er bekam die Krankheit zuerst an den Händen in den Laufgräben bei Toulon, wo er sich selber beim

Laden und Bedienen der Kanonen beteiligte. Das Übel verbreitete sich über den ganzen Körper und war eine große Plage für ihn. Seine Stellung war wohl damals noch keine solche, daß er die beste Pflege hätte aufsuchen oder sich Zeit nehmen können, die Krankheit gründlich zu heilen. Aber als er erst wieder rein geworden war, bekam er die marmorweiße Haut, die der Familie eigen war, und er legte seitdem großes Gewicht auf eine sorgfältige Pflege der Haut; er sprach oft über die Behandlung der Haut.

Zunächst lag er jetzt stundenlang in Wasser, das so heiß war, daß andere kaum imstande waren, den Fuß hineinzustecken. Außerdem ließ er sich mit Eau de Cologne übergießen, wovon er große Mengen verbrauchte. Dann wurde sein ganzer Körper gut eingerieben, und man zog ihm seine Unterkleidung und die engen weißen Beinkleider an, alles von feinstem Stoff und glänzend rein. Als Uniform brauchte er nie etwas anderes als den blauen oder grünen Rock der Leibwache mit roten Aufschlägen, und später Hoftrachten und die phantastische Kaiserkleidung.

Er war jetzt der schöne, wohlgebaute Mann mit kräftigen Beinen, kleinen, festen Füßen, dem klaren reingeschnittenen Gesicht und dem feinen Mund der Bonapartes mit den weißen, fehlerlosen Zähnen. So war er, wenn er sich einmal an ihren Spielen

beteiligte, und er mit Joſephine und den anderen jungen Damen im Garten zu Malmaiſon um die Wette lief. Aber er liebte es nicht, wenn jemand ſchneller lief als er ſelber, und er wurde zornig, wenn er hinfiel und Grasflecken auf ſeine weißen Hoſen bekam.

Da galt es, ernſt zu bleiben; ſie erſtickten beinahe vor Lachen, die jungen Menſchen, und wußten nicht, wohin ſie ſich wenden ſollten, denn er war gefährlich; niemand, nicht einmal Joſephine, konnte wiſſen, wie weit er Spaß vertragen würde.

Er war alle ſeine Tage, ſogar in der Jugend, ein ungemütlicher Menſch. Nie habe ich geleſen, daß Napoleon gelacht hätte; er konnte es wohl nicht. Aber es wird erzählt, daß ein wohlmeinendes Lächeln von ihm Wunden heilen und den, dem es galt, dazu bringen konnte, für ihn durchs Feuer zu gehen. Aber kein Lachen, kein Ausbruch von Fröhlichkeit, immer der gleiche Marmorſtil mit dem feſt zuſammengepreßten Mund, bereit zu kommandieren oder die Leute zu Tode zu erſchrecken mit dieſer Stimme, die ihresgleichen nicht hatte; immer war man unſicher.

Der Maler Iſabey war leicht und geſchmeidig und ſteckte voller Poſſen, wie alle die anderen. Eines Vormittags kam er durch die leeren Zimmer — die Geſellſchaft hatte ſich zum Frühſtück begeben — aber im Gartenzimmer ſah er einen jungen Mann, den

er für Lucien Bonaparte hielt. Isabey näherte sich vorsichtig und leise auf den Zehen, nahm einen kräftigen Anlauf und setzte mit einem Bocksprung über den Mann hinweg. Aber als er sich triumphierend umwandte, begegnete er den schrecklichen Blicken des Ersten Konsuls.

Der kleine Maler lief, was er konnte, in den Garten, in den Wald hinaus, und es dauerte lange, bis er sich wieder hineingetraute, und noch länger, bis er wagte, jemandem dieses Ereignis zu erzählen. Der erste Konsul tat, als sei nichts vorgefallen.

Was mich anbetrifft, so bin ich nie in der Nähe eines großen Mannes gewesen, ausgenommen in der Björnstjerne Björnsons. Er hat auch ein solches Äußere, daß er die Leute zu Tode erschrecken kann, und wenn er den Mund öffnet, so geschieht es meistens zu dem, was ich in meiner Unehrerbietigkeit „Bronce-Geschwätz" nenne. Aber wie kann er lachen! und welch herzerfreuenden, lange nachhallenden Ton hat sein Lachen, wenn es aus der Tiefe des Herzens hervorbricht; es gibt wenig, was eine solche Freude gewährt, wie Björnsons Lachen zu wecken.

Aber Napoleon hat gewiß niemals dem Lachen freien Lauf gelassen oder sich einer lustigen Stimmung beim Glase und bei munteren Erzählungen hingegeben. Er aß so schnell, daß niemand satt wurde, und die jungen Offiziere verwünschten ihn, wenn er aufstand, während man am unteren Ende der Tafel kaum

über die Suppe hinausgekommen war. Er trank ein paar Gläſer von ſeinem Rotwein, im Felde etwas Branntwein, aber ich habe nie gehört, daß er je in feſtlicher Stimmung ſein Glas erhoben hätte, geſchweige denn, daß der Wein je den geringſten Einfluß auf ſeinen Kopf ausgeübt hätte. Aber alle haben bezeugt, daß ihm das wunderbarſte Lächeln eigen war.

Eines Abends ſaßen ſie auf Sankt Helena und ſprachen von den alten Tagen, wie ſie immer taten. Im Laufe des Geſprächs tat Las Caſes die Äußerung: Ich verſtehe nicht, warum Ew. Majeſtät den Degen Friedrichs des Großen nicht behielten, da Sie ihn in Ihrer Hand hatten.

Ich hatte ja meinen eigenen, antwortete der Kaiſer in ruhigem, mildem Tone und mit einem ganz eigentümlichen Lächeln, indem er mich dabei ins Ohr kniff, ſagt Las Caſes, ohne mir weh zu tun.

Denn das war eine von Napoleons Gewohnheiten. Wenn er mit ſeinen Generälen oder ſonſt mit irgend jemandem ſprach, den er gern mochte, ſo pflegte er nach dem Ohrläppchen des Betreffenden zu faſſen und es, während er ſprach, ſtärker und ſtärker zu kneifen, ſo daß ſchon ein ganzes Teil Kaltblütigkeit dazu gehörte, dabei ruhig zu bleiben. Er hatte nicht ganz ungefährliche Finger.

Bonaparte war von Charakter und Gewohnheit ein Zerſtörer. Er ſtach mit ſeinem Federmeſſer in

die kostbaren Stühle, die überall für ihn hingesetzt wurden; er verdarb Papier in großen Massen. Wenn er etwas in die Hand bekam, das schwach oder fein gearbeitet war, so konnte man sicher sein, daß es in Stücken oder beschädigt war, wenn er es weglegte. In den Treibhäusern riß er die kostbaren Pflanzen aus, und wenn es unbemerkt geschehen konnte, schoß er nach Josephines seltenen Vögeln in Malmaison.

Schießen konnte er übrigens nicht, und er machte sich in Wirklichkeit wohl wenig aus der Jagd. Aber da es ein königliches Vergnügen war, und der große Apparat vorhanden war, nahm er seine Marschälle mit auf die großen Jagden in den Wäldern von Fontainebleau, wo diese Krieger, die gewohnt waren, daß ihnen die Kugeln um die Ohren pfiffen, auf gut Glück um sich schossen, zum großen Entsetzen der richtigen Jäger und alten Hofleute, die dabei waren. Einmal schoß der Kaiser Massena, dem Herzog von Rivoli, das eine Auge aus, aber es wurde nicht weiter davon gesprochen; Berthier erhielt die Schuld, vermutlich weil er Ober-Jägermeister war.

So lange sie in Malmaison waren, konnte es Josephines Anmut und Liebenswürdigkeit noch glücken, die Kälte fernzuhalten, die später den Kaiser beständig umgab. Sie lebten hier wie brave, verliebte Bürgersleute in demselben Schlafzimmer und waren täglich all die Zeit zusammen, die sie ihn den Ge-

ſchäften fernhalten konnte, aber es waren in Wirklichkeit nicht viele Augenblicke; es iſt unglaublich, wieviel dieſer Mann in jenen Jahren auszurichten vermochte.

Aber ſeine munteren Schweſtern, die jungen Frauen der Generäle und die hübſcheſten Offiziere der Armee ſpielten Komödie, veranſtalteten Aufführungen, tanzten und betrogen einander ein wenig in der Liebe, ohne daß jemand allzu unglücklich dabei wurde. Bonaparte ſelbſt war mit einer ſchlimmen Geſchichte über Joſephine aus Ägypten zurückgekehrt, die ihm Junot, der Dummkopf, in den Laufgräben vor Acre anvertraut hatte. Aber ſie hatte ihn beſiegt, und er war in ihre Arme zurückgekehrt, und alles war vergeben und vergeſſen.

Die Einzige, die eine Zeitlang in der luſtigen Geſellſchaft fehlte, war die reizende Pauline, die jüngſte Schweſter des Erſten Konſuls. Sie hatte nämlich im Jahre 1801 ihren Mann, den General Leclerc, auf der Expedition nach San Domingo begleitet.

Während der Revolution hatten ſich die Neger in der franzöſiſchen Kolonie Haiti befreit, und ein Neger namens Touſſaint Louverture ſtand an der Spitze einer Art Republik, die die Schwarzen nach dem Muſter von Paris eingerichtet hatten. Bonaparte überließ ſeinem Schwager Leclerc eine wohl-

ausgerüstete Expedition und Flotte, damit er, jedoch auf möglichst friedliche Art, Ordnung in die Verhältnisse der Kolonie bringe.

Aber das Unternehmen schlug vollständig fehl. Es war schon ein Unglück, daß Toussaint Louverture, als die Flotte die Insel erreichte, nach Frankreich abgereist war; er war ein verhältnismäßig vernünftiger Mensch. Jetzt geriet Leclerc, der übrigens nicht einmal unter seinen eigenen Offizieren die Ordnung aufrecht erhalten konnte, mit dem wilden Negergeneral Christof zusammen, der sofort mit Brand und Aufruhr anfing. Die Pest brach aus. Leclerc selber starb, und sein Nachfolger General Rochambeau, der später bei Leipzig fiel, war ein harter Mann, der sich von den französischen Plantagenbesitzern zu einem grausamen Vernichtungskrieg gegen die Schwarzen verleiten ließ; man führte sie ins Meer hinaus und ertränkte sie; man jagte sie mit Bluthunden aus Kuba. Die Expedition mißglückte gänzlich, und die Kolonie ging für Frankreich verloren.

Unberührt jedoch von Pest und Schrecken kehrte Pauline als Witwe nach Paris zurück, reizender als je und bereit da wieder anzufangen, wo sie aufgehört hatte.

Während dieser Jahre verhältnismäßigen Friedens war der Erste Konsul unablässig mit Plänen gegen England beschäftigt gewesen, mit welcher Macht der Krieg niemals ruhte. Er sammelte ungeheure Kriegs-

vorräte zu Lande und zu Waſſer, in Nordfrankreich, am Kanal und beſonders in Boulogne.

Aber gleichzeitig arbeiteten auch die Bourbonen und Emigranten in London auf ihre Weiſe. Sie bereiteten nämlich eine neue Verſchwörung vor, die darauf hinauslief, den Erſten Konſul auf einer ſeiner Fahrten nach St. Cloud oder Malmaiſon zu überfallen, die neben dem Wagen reitende Leibgarde zu übermannen und Bonaparte in dem Handgemenge zu töten.

Dies ſchien ihnen mehr einem Kampf als einem gewöhnlichen Meuchelmord zu gleichen. Zum Haupt der Verſchwörung hatten ſie den alten Führer George Cadoudal aus der Vendée beſtimmt, wo die Bevölkerung ſich immer durch eine fanatiſche Treue gegen das alte franzöſiſche Königshaus ausgezeichnet hatte. Cadoudal hatte die ganze Zeit verlangt, ein oder zwei franzöſiſche Prinzen zur Seite zu haben, und es beſtand die Abſicht, wenn Bonaparte erſt aus dem Wege geräumt wäre, die Bourbonen zurückzurufen; das Heer ſollte gewonnen und zu neuen Ehren von General Moreau geführt werden, von dem man — wenngleich er weit davon entfernt war königlich geſinnt zu ſein — annahm, daß er willig ſein würde, ſich der Verſchwörung anzuſchließen, weil er in letzter Zeit in offener Uneinigkeit mit Bonaparte lebte; das letzte hatte ſeine Richtigkeit.

General Moreau, der 1761 geboren war, hatte ſich ſchon unter der Republik mit Ruhm bedeckt. Sein

Rückzug aus Holland, nachdem Jourdan, wie gewöhnlich, geschlagen worden war, wurde und wird wohl noch als ein Meisterstück der Kriegskunst angesehen; und er stand, namentlich seit Desaix gefallen war, in den Augen der Zeitgenossen unbedingt als derjenige da, der Bonaparte am nächsten kam. Sie gewannen auch kurze Zeit nacheinander die beiden glänzenden Siege: Bonaparte in Italien bei Marengo und Moreau in Deutschland bei Hohenlinden.

Aber nachdem einen Augenblick das Gerücht geherrscht hatte, daß Moreau sich mit Pauline Leclerc verheiraten würde, nahm er mit einem Male ein Fräulein Hulot, und von dieser Zeit an schieden sich seine und Bonapartes Wege. Denn sie und namentlich ihre Mutter wußten Moreau so gegen Bonaparte aufzuhetzen, daß es seines Lebens Ziel und Unglück wurde, Napoleon zu stürzen und sich selbst seines Platzes zu bemächtigen.

General Moreau zu gewinnen, hatten die Verschworenen seinen Altersgenossen und Kriegskameraden General Pichegru ausersehen; denn dieser, obgleich alter Republikaner, hatte sich in London dem Plan der Bourbonen angeschlossen und ging nach Paris, um den gemeinsamen Feind zu ermorden. Es galt nun, Moreau und Pichegru zusammen zu bringen und Moreau, der Pichegrus Haß gegen Bonaparte teilte, zu veranlassen, sich dem Komplott anzuschließen.

Im August 1803 verließ Cadoudal London mit

einer Million Franks in Anweiſungen auf die Staatskaſſe Englands, die er in ſeinem Gürtel eingenäht bei ſich trug. Unter Benutzung des Taues der Schmuggler ging er in den Dünen von Briville an Land und wurde mit Hilfe verabredeter Zeichen von Mann zu Mann auf einem geheimen Wege nach Paris geführt, wo er anfing, zuverläſſige Leute für den Überfall zu ſammeln, für ihre Uniformen, Pferde und Bewaffnung zu ſorgen und alles parat zu halten.

Unterdeſſen waren andre bemüht, Moreau und Pichegru zuſammen zu bringen. Moreau ſprach mit großer Wärme von ſeinem alten Kriegskameraden und erbot ſich zu tun, was in ſeiner Macht ſtünde, um die Aufhebung des Urteils, wodurch Pichegru im Jahre 1797 nach Cayenne verbannt wurde, zu veranlaſſen. Vermutlich hat er ſich wohl auch ziemlich ſcharf über Bonaparte ausgeſprochen.

Dies faßte der abgeſandte Unterhändler, ein General Lajolais, als ein ſichres Zeichen dafür auf, daß Moreau bereit ſei, ſich der Verſchwörung anzuſchließen. Er eilte über Hamburg nach London und gab derartige Schilderungen von Moreaus Verbitterung gegen Bonaparte, daß alle Emigranten außer ſich vor Entzücken gerieten, und ſelbſt der Graf von Artois, der ſpätere König Karl X., ſich für ſein ganzes Leben kompromittierte, indem er an Verſammlungen teilnahm, wo man den Mord eines Staatsoberhauptes beſchloß.

In den letzten Tagen des Jahres 1804 ging Pichegru mit mehreren Angehörigen des höchsten französischen Adels, darunter den Brüdern Polignac, über den Kanal mit Kapitän Whrigths Kutter und gelangte nach Paris hinein. Einige Zeit später brachte Lajolais eine Begegnung zwischen den Generälen Moreau und Pichegru zustande, in der Nacht auf dem öden Boulevard Madeleine.

Aber während die beiden alten Freunde noch ganz bewegt von ihrem Wiedersehen unter solchen Umständen waren, trat George Cadoudal hervor und mischte sich plump in ihre Unterhaltung. Moreau wurde im selben Augenblicke kalt wie Eis. Und bei späteren Zusammenkünften wurde es immer deutlicher, daß Moreau wohl für sich selber, aber keineswegs für die Bourbonen arbeiten wollte.

Das war die hauptsächlichste und größte Enttäuschung, die so entmutigend auf die Besten, die im Komplotte waren, wirkte, daß mehrere daran dachten, das Ganze aufzugeben und Paris zu verlassen.

Aber gerade in diesem Augenblicke begannen die Verhaftungen.

Fouché war zu dieser Zeit nicht Minister des Polizeiwesens, aber er schnüffelte auf eigne Faust überall herum. Real, ein Beamter, dessen sich Bonaparte häufig bediente, stand an der Spitze der Polizei von Paris: aber er wußte nichts von der

Verschwörung; im Grunde war es der Erste Konsul selbst, der die ersten Fäden fand.

Napoleons Zeit wurde, schon als er noch Konsul war und in weit höherem Grade, als er Kaiser geworden war, zu einem nicht geringen Teile davon in Anspruch genommen, daß er alle möglichen Polizei-Rapporte durchlas und sich mit dem Spionagestoff bekannt machte, der ihm jeden Tag vorgelegt werden mußte. Und gerade in diesen Tagen, da der große königliche Meuchelmord in Vorbereitung war, unterhielt er sich damit, den englischen Gesandten in München zum Narren zu halten. Der Erste Konsul wußte nämlich, daß dieser 50000 £ für das schwarze Portefeuille in Bonapartes Privatzimmer geboten hatte, und darum las er gerade jetzt eifriger als je die Masse von Rapporten über verdächtige Personen, die Listen fremder und inländischer Namen von Leuten, die verschwanden oder angehalten wurden — und aus dieser großen Zahl wählte er fünf Namen aus, deren Sache er der gerichtlichen Untersuchung zuwies.

Es zeigte sich, daß er auch hier ein scharfes Auge gehabt hatte; denn von den fünfen wurden nur zwei als unschuldig wieder losgelassen; zwei wurden des Landesverrats überführt und erschossen, ohne daß man etwas aus ihnen herausgebracht hätte; aber der fünfte gestand, daß er zu George Cadoudals Leuten gehöre und mit ihm aus England über die

Dünen von Briville gekommen sei. Gleichzeitig wurde an der Küste nach einem nächtlichen Kampf zwischen Zollbeamten und Schmugglern ein Stück Papier, das als Patronenhülse gedient hatte, gefunden, worauf der Name Troche geschrieben stand. Es zeigte sich, daß dies der Name des jungen Mannes war, der den Verschworenen, die auf dem Schmugglerwege von London kamen und auf geheimen Wegen Paris erreichten, als Führer diente.

Damit waren die ersten Fäden gefunden.

Das nächste, worauf man stieß, war, daß General Moreau in die Sache verwickelt sei. Er wurde sogleich verhaftet, und nach und nach sammelten sich in den verschiedenen Gefängnissen 45 von den Verschworenen, aber noch war keiner der Anführer darunter.

Als Moreau verhaftet wurde, erhob sich sogleich ein Geschrei, daß Bonaparte sich auf diese erbärmliche Weise seines einzigen Rivalen entledigen wolle; denn so hoch stand Moreau in den Augen des Heeres und des Volkes, daß man sich ihn nicht als Helfershelfer der Royalisten und der Namen, auf die der Argwohn bereits hinwies, denken konnte.

Jetzt erst wurde Bonaparte von Wut erfaßt, und sein ganzer Zorn richtete sich gegen die Royalisten, von denen er eine bessere Behandlung verdient zu haben meinte; und von nun an ließ er kein Mittel unversucht, um die Anführer zu finden, auf daß es

der ganzen Welt einmal kund werde, daß hier eine gefährliche royalistische Verschwörung gegen den ersten Mann Frankreichs vorlag.

Denn die Verhafteten blieben dabei, zu behaupten, daß sie in Gemeinschaft mit den vornehmsten Namen Frankreichs handelten; und daß ein Prinz von Geblüt — sie glaubten, es sei der Herzog von Berry — nach Paris kommen würde — wenn er nicht schon da sei.

Ich will Moreau vergeben, sagte Bonaparte, aber den ersten Bourbon, der in meine Hand fällt, lasse ich erschießen.

Er sandte den Oberrichter Reynier zu Moreau ins Gefängnis, um sein Geständnis entgegen zu nehmen, und — das war die Absicht — den General mit nach den Tuilerien zu nehmen.

Aber der Oberrichter benahm sich so wenig geschickt, daß Moreau die gute Absicht nicht merkte. Da er nicht wußte, daß der größte Teil schon von den anderen verraten sei, leugnete er und gebrauchte allerhand törichte Ausflüchte.

Gut, sagte Bonaparte, so soll er vor den Richterstuhl.

Da es sich fortdauernd als unmöglich erwies, Pichegru und Cadoudal und die anderen Rädelsführer in Paris zu finden, wurde ein Ausnahme-Gesetz erlassen, das alle, die jenen Unterschlupf gewährten, mit der Todesstrafe, und die, die Bescheid wüßten

ohne es zu melden, mit sechsjähriger Galeeren-Sklaverei bedrohte.

Pichegru schlich umher, unglücklich über die Gesellschaft, in die er gekommen war. Eine Nacht lag er bei dem Minister Marbois, mit dem er seiner Zeit zusammen in die Verbannung geschickt worden war. Napoleon begriff diesen Freundschaftsdienst so gut, daß er dem Minister nichts tat, als er es später erfuhr.

Endlich fand sich einer, der für 100 000 Frks. Pichegru verriet und die Schlüssel zu den Räumen überlieferte, wo er selbst dem General Zuflucht gewährt hatte. Die Agenten der Polizei drangen bei Nacht ein und bemächtigten sich der Pistolen, die neben dem Bette lagen, aber der riesenstarke General kämpfte im Hemd mit ihnen, ehe sie ihn binden und ins Gefängnis führen konnten.

Dann fing man zunächst die Brüder Polignac, Riviere und zuletzt Cadoudal. Er kam in einem kleinen Wagen über eins der äußeren Boulevards gefahren, als zwei Polizeiagenten ihn anhielten; er schoß den einen nieder und verwundete den andern, aber das Volk hinderte ihn, zu entkommen. Cadoudal machte kein Hehl daraus, weswegen er nach Paris gekommen sei: er wurde erschossen, ohne daß er um Gnade gebeten hätte.

Aber als jetzt Cadoudal und die Polignacs verhaftet worden waren, schlug die Stimmung endlich um, und das Volk erkannte mit Entsetzen, daß die

Königsfamilie ſelbſt an dem Plane, den Befreier des Vaterlandes zu ermorden, Anteil hatte.

Unglücklicherweiſe war Bonaparte jetzt derart in Zorn geraten, daß er nicht eher einhalten wollte, als bis er die Spur der Bourbonen ſelbſt gefunden hätte. Er wollte ſogar Pichegru verzeihen und ihn als Gouverneur nach Cayenne ſenden, damit er dort die Kolonie organiſiere; aber gegen die Königlichen — keine Gnade.

Eines Tages ging er mit Talleyrand und Fouché die Familie Bourbon durch, und als er von dem Herzog von Enghien hörte, den er kaum dem Namen nach kannte, ſetzte er augenblicklich die Spionage in Bewegung. Man konnte ihm bald melden, daß der junge Prinz in der Nähe von Frankreichs Grenze, näher als ſonſt die Emigranten, in dem Städtchen Ettenheim in Baden lebte, daß er oft mehrere Tage hintereinander abweſend wäre, und daß er verdächtige Beſuche empfinge; bei dieſer Gelegenheit wurde ein Name genannt, den man fälſchlich für Dumouriez nahm, einen der Generäle der Republik, der wegen Landesverrats nach England geflüchtet war. Das eine wie das andere paßte nur allzugut zu dem, was die Verhafteten immer behaupteten: daß ſich bei ihren Zuſammenkünften ab und zu eine junge diſtinguierte Perſon gezeigt habe, die von den Führern mit beſonderer Ehrerbietung behandelt wurde.

Nun glaubte der Erſte Konſul ſteif und feſt, daß

er hier das letzte Glied des Komplottes gefunden habe. Er sandte General Ordener über die Grenze, um den Herzog von Enghien in Ettenheim zu arretieren, und zugleich mit ihm seinen vornehmsten Gesandten, den Grafen von Coulaincourt, an den Hof von Baden, um wegen der Verletzung der Landesgrenze um Entschuldigung zu bitten. Acht Tage lang beschäftigte sich Bonaparte ausschließlich mit dieser Angelegenheit, und er arbeitete sich in eine derartige Erregung hinein, daß keine Macht ihn zurückhalten konnte.

Der unglückliche junge Herzog, der ohne Zweifel unschuldig war, wurde im Bett arretiert, nach Paris gebracht und nach einem äußerst abgekürzten Rechtsverfahren in früher Morgenstunde zu Vincennes ohne Barmherzigkeit erschossen.

Dieses Ereignis weckte eine Bewegung unter den Zeitgenossen, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann, und diese ungerechte und übereilte Gewalttat ist ungefähr das schlimmste gewesen, was man Napoleon Bonaparte vorgeworfen hat, sie hat den Refrain von allen Schmähliedern seiner Feinde gebildet.

Man muß sich dabei zunächst klar machen, was ein Prinz von Geblüt in jener Zeit bedeutete; er war der letzte aus dem Hause Condé, das mit den Bourbonen nahe verwandt war; er gehörte zu den höchsten Spitzen des europäischen Fürsten-Adels. Und dazu kam, daß ganz Europa bereits angefangen hatte,

von dem korſiſchen Ungeheuer, dem blutigen Tyrannen uſw. zu ſprechen, ſodaß man nach etwas lechzte, was dem Haſſe Galle und Grund gab.

Paris war wie vom Donner gerührt. So etwas hatte man nicht erlebt ſeit der Revolution — und ſelbſt da kaum. Es war alles ſo ſchnell gegangen, daß man anfangs nichts anderes wußte, als daß ein emigrierter Prinz mit Gewalt aus dem Auslande zurückgeholt und beinahe ohne Unterſuchung nach kriegsgerichtlichem Urteil hingerichtet worden war; und obgleich nicht zweidrittel der Bevölkerung von Paris wußten, wer dieſer Herzog von Enghien war, ſo wurde doch alles von Schrecken erfaßt bei dieſer Hinrichtung zur Nachtzeit — ohne Geſchwornenprozeß — außer Verbindung mit dem ſchwebenden Prozeß gegen die Verſchwornen.

Ganz Malmaiſon war in Aufruhr. Madame Remuſat und alle Damen waren ſtarr vor Entſetzen; und Joſephine warf ſich ihrem Mann ſchluchzend um den Hals: Hör mich an, Bonaparte! wenn du deinen Gefangenen erſchießen läßt, wirſt du ſelbſt guillotiniert werden — gerade wie mein erſter Mann; und dieſes Mal werden ſie mich mitnehmen.

Fouché in ſeiner Bosheit war vergnügt: Das war ein Glück, ſagte er, ich fing ſchon an zu fürchten, daß dieſer kleine Bonaparte ſich mit einer Stellung wie der ſchottiſche General Monk begnügen würde.

Denſelben Weg gingen auch Bernadottes Gedanken. Er rieb ſich die Hände und rief: Endlich haben wir

ihn! Er meinte, jetzt habe der Erste Konsul ein zu hohes Spiel gewagt, und es könnte jetzt Zeit sein, ihn zu stürzen.

Talleyrand machte seinen berühmten Witz: Das ist mehr als ein Verbrechen, das ist ein Fehler.

Aber der affektierte Lucien Bonaparte stürzte in das Schlafzimmer seiner Frau und rief: Alexandrine! laß uns fliehen! er hat Blut geschmeckt.

Er hatte nur die eine Rolle: die des edlen Republikaners, und darum mußte der Bruder der blutdürstige Tyrann sein; ein ungerechteres Urteil über Napoleon als dieses von den Brüdern kann man sich nicht vorstellen.

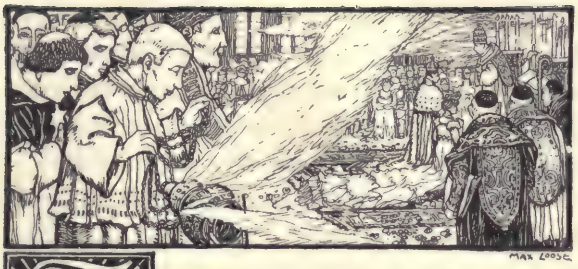
Denn Napoleon war weder grausam noch blutdürstig. Er trieb das blutige Handwerk des Kriegers, und das tat er als ein Meister vor allen anderen, aber gerade ohne die Grausamkeit, die beinahe allen anderen vom Fache eigen war, mit deren Ruhm man unseren Jugendunterricht verpestet hat. Wenn er sich in diesem Falle mit Gewalt eines Feindes entledigte, so lag darin eine Art Familienrache, weil die anderen Bourbonen ihm Meuchelmörder sandten und ihn in seinem eigenen Lande mit gefährlichen Banditen umgaben, deren Anschlag für dieses Mal durch eine Kette von Zufälligkeiten mißglückte.

Und was den jungen Mann, der das Opfer wurde, angeht, so gehörte er einem Geschlechte an, dessen tiefe Degeneration offen vor unseren modernen Augen liegt.

Das große kriegerische Genie, das sich einmal in der Familie gezeigt hatte – in dem großen Condé, nahm später andere Formen an. Wahnsinn und Selbstmord traten in dem Geschlecht auf; einer seiner Vorfahren schoß bei der Belagerung von Belgrad aus sicherer Deckung Schildwachen und andere, die sich auf den Mauern zeigten, nieder, und als er sich in Paris niederließ, mußte Ludwig XIV. ihn dreimal begnadigen, weil er von seinen Palaisfenstern aus auf Schieferdecker und andere, die auf den nächsten Dächern arbeiteten, schoß, nur um das Vergnügen zu haben, sie auf die Straße herabstürzen zu sehen. Etwas derartiges hat man allerdings nie von dem jungen Herzog von Enghien gehört; aber er war ja noch jung, als er abberufen wurde.

Napoleon hat bis zum letzten Augenblicke diese Handlung als notwendig für die Sicherheit des Staates verteidigt; er hat die ganze Schuld auf sich genommen, und in seinem Testamente sagt er, daß er unter gleichen Umständen genau in der gleichen Weise handeln würde.

Wie dem auch sei, die Royalisten und das Königsgeschlecht selbst bekamen einen heilsamen Schrecken in die Glieder. Und diese Verschwörung und was damit in Verbindung stand, erzeugte im Volke in kurzer Zeit die Stimmung, die das Kaisertum und eine erbliche Dynastie als das einzige Mittel, die Zukunft des Landes zu sichern, forderte und hervorbrachte.



III.

Im Mai 1804 wurde Napoleon Bonaparte durch die Repräsentanten des Volkes zum Kaiser der Franzosen gewählt und seine Familie für erbberechtigt zum Thron erklärt.

Das erste, woran er als Kaiser dachte, war die Armee. Er ließ sowohl den alten Generälen, die er in den hohen Stellungen vorgefunden hatte, als er selbst emporstieg, wie den jungen, die unter seinen Händen zu Größen Frankreichs und der Schrecken Europas geworden waren, großartige Anerkennung und Dank zu teil werden.

Unter großem Gepränge ernannte er 18 Generäle zu Marschällen des Kaiserreiches und verlieh ihnen reiche Dotationen an Gütern und Geld. Unter den alten Generälen gibt es einige, deren Verdienste im Vergleich mit denen der jüngeren verblassen; aber es war eben seine Absicht, und gerade darin lag seine Kunst, das alte und das neue so zu

verbinden, daß das Abenteuerliche seines eignen Emporsteigens sich auf keinem Punkte als ein Bruch darstellen sollte. Die sechs alten waren: Perignon, Serrurier, Brune, Jourdan, Kellermann und Lefebvre. Ferner Augereau, Soult und Massena.

Die neuen dagegen waren: Bessières, Davoust, Moncey, Mortier, Ney, Lannes, Bernadotte, Berthier und Murat. Die meisten von diesen stiegen später zu Herzögen und Fürsten empor, mit Titeln nach den Schlachten, die sie gewannen.

Kleber und Desaix, die vor allen anderen des Marschallstabes würdig gewesen wären, waren gefallen.

Dann begnadigte er die meisten der an der Verschwörung Beteiligten. Nur Cadoudal und 12 andere wurden erschossen. General Pichegru erdrosselte sich im Gefängnis mit seinem eigenen Halstuche.

Moreau wurde zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt; aber diese Strafe wurde auf Fürbitte seiner Gattin in eine Reise nach Nordamerika umgewandelt: Er kaufte sich ein Besitztum in Delaware und lebte dort in Ruhe und Frieden, bis die Nachricht von Napoleons Zug nach Rußland ihm neue Hoffnung gab, seine ehrgeizigen Träume erfüllt zu sehen. Er kam im Jahre 1813 zurück, um den Tod unter Frankreichs Feinden zu finden.

Napoleon kaufte sein Gut in Frankreich, Gros-Bois, und gab es Berthier; und sein Hotel in Paris

ſchenkte er Bernadotte; das war dasſelbe Haus in der Anjou-Straße, aus deſſen Garten noch Napoleon III. der verwitweten Königin Deſideria in Stockholm Birnen ſandte.

König Ludwig XVIII. war jetzt weit von der Stimmung entfernt, in der er General Bonaparte geſchrieben hatte: wir beide uſw. Er proteſtierte jetzt in den erhabenſten Ausdrücken gegen den Uſurpator uſw. Napoleon ließ die königliche Proklamation in den „Moniteur" aufnehmen, das war ſeine ganze Antwort.

Inzwiſchen war des Kaiſers Kopf nicht weniger als der des Erſten Konſuls von den großen Plänen erfüllt, all das Neue zu befeſtigen, das ſich unter dem Haſſe von ganz Europa emportrotzte.

Nie in ſeinem Leben, weder Tag noch Nacht, hatte er Ruhe vor England. Wohl gelangte er ſo weit, daß er fühlte, das Feſtland war in ſeiner Hand, aber England — niemals. Und wenn es auch am Ende Rußland war, das ihn fällte, ſo war das doch nur Schein. Er unterlag Old England, dem geſchmackloſen Albion, der Wiege der Freiheit.

Am 8. Juli verließ der Kaiſer St. Cloud, um die ungeheuren Streitkräfte zu inſpizieren, mit denen er England bedrohte; und inmitten dieſes Heeres und dieſer Flotte veranſtaltete er in Boulogne das große Feſt, wo er den Orden der Ehrenlegion ſtiftete.

Da ſtanden auf einer weiten Ebene 100000 vortreffliche Soldaten unter Marſchall Soults Kommando, während die Flotte, nicht ganz ſo glänzend, in den nächſten Häfen lag. Umgeben von ſeinen Brüdern und den neuen Marſchällen leiſtete Napoleon den Eid auf den neuen Orden, und alle wiederholten nach ihm die Worte in einem unvergeßlichen Augenblicke der Begeiſterung.

Drei Monate reiſte er in Nordfrankreich von Ort zu Ort und kehrte am 12. Oktober über Aachen und Mainz zurück, um ſich mit den Vorbereitungen für ſeine und Joſephines Krönung zu beſchäftigen. Dieſe war ebenſo pompös und langweilig, aber vielleicht noch prächtiger, als zu den Zeiten der alten Könige. Darein ſetzte er ſeine Ehre; in allen Stücken wollte er alle Fürſten übertreffen.

Der Papſt ſelber kam aus Rom und ſegnete ihn und Joſephine in der Kirche zu Notredame. Aber als der fromme Mann auch den Segen über die beiden Kronen, die vor ihm lagen, ausgeſprochen hatte, nahm Napoleon ohne weiteres die eine und ſetzte ſie ſich aufs Haupt und die andre auf Joſephines, die auf den Knien vor dem Altare lag.

Eine größere Überraſchung hatte die Welt nie erlebt.

Die Feſte waren über alle Begriffe glänzend und feierlich, aber viele von den alten Generälen, ja auch die jungen Marſchälle ſpotteten über all dieſe Pfaffengewänder und all den Weihrauch.

Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien und die Verletzung der Landesgrenze von Baden hatten jede Verbindung zwischen den europäischen Höfen und Paris abgebrochen und einen neuen Bund gegen Napoleon ins Leben gerufen.

Der Kaiser schrieb noch einmal einen vernünftigen Brief an seinen Bruder, den König von England. Das Resultat war genau dasselbe wie das letzte Mal: eine kühl ablehnende Antwort vom Ministerium.

Am 2. April 1805 reiste Napoleon mit der Kaiserin nach Milano, wo er sich die alte lombardische Eisenkrone aufs Haupt setzte und sich zum König von Italien krönen ließ. Überall Feste und Begeisterung in Frankreich und Italien, wo sie sich zeigten. Im Monat Juli waren sie wieder in sein Lieblingsschloß Fontainebleau zurückgekehrt.

Unterdessen wurde in allen Kabinetten Europas gearbeitet, und im September, als Napoleon wieder in Boulogne war, wo er gerade die Generalprobe der Einschiffung abhielt, brachen die Österreicher unter General Mack in Bayern ein.

Das ganze Korps des Marschall Soult war bereits an Bord der Flotte. Aber gleichzeitig mit dem Einfall der Österreicher erfuhr Napoleon auch, daß Admiral Villeneuve, den er dazu ausersehen hatte, die Landung in England auszuführen, und dessen Erscheinen im Kanal er jeden Tag erwartete, sich in einen spanischen Hafen hatte scheuchen lassen,

wo die Engländer ihn augenblicklich blockierten. Es war urſprünglich Napoleons Abſicht geweſen, das Kommando dem Admiral Latouche-Treville anzuvertrauen, dem einzigen unter den franzöſiſchen Admiralen, der etwas taugte. Aber unglücklicherweiſe ſtarb er gerade zu jener Zeit.

Graf Daru, der General-Intendant der Armee, ein Mann, der Napoleon im täglichen Leben ſehr nahe ſtand, kam gerade an jenem Morgen, wo dieſe Nachrichten eingetroffen waren, in das Zelt des Kaiſers im Lager bei Boulogne. Der Kaiſer ging in der größten Erregung auf und nieder.

Setzen Sie ſich, Daru! und ſchreiben Sie! ſagte er.

Und nun änderte er ſeine langen, mühſamen Pläne im Laufe eines Vormittags. Er ließ ſeine Armee, die mit der Front nach London ſtand, eine vollſtändige Wendung machen und ſandte ſie ohne Aufenthalt nach Wien. In einem Zuge diktierte er die Pläne zu dem Feldzuge, der mit der Schlacht bei Auſterlitz endete. Jedes Armeekorps erhielt ſeine Marſchroute, von Hannover und Holland, von Italien und Südfrankreich, alle Tagemärſche waren vorgeſchrieben und alle Treffpunkte, wo die Kolonnen ſich vereinigen ſollten.

So genau war dieſer Plan, daß man 300 franzöſiſche Meilen nach Oſten marſchierte, ohne daß ſich eine Änderung oder Abweichung von der vorgezeich-

neten Linie nötig machte. Die Truppen erreichten die Orte, die sie sollten, und der ganze Plan wurde mit dem größten Glück verfolgt und ausgeführt.

Man weiß nicht recht, was man glauben soll, wenn man den Polizeiminister Fouché erzählen hört: Alle österreichischen Spione waren erkauft, viel leichter als einer glaubt. Der größte Teil hatte sich bereits in Italien von uns bestechen lassen, was nicht wenig zu Wurmsers und Alvinczys Niederlagen beigetragen hatte. Vor dem Feldzuge vom Jahre 1805 operierte man mehr im Großen, und beinahe alle österreichischen Generalstäbe waren für uns offen. Alle meine geheimen Notizen über Deutschland hatte ich General Savary überlassen, dem Chef des Spionenwesens im Hauptquartier des Kaisers, und er benutzte sie mit Glück. Und da so alle Breschen offen standen, war es die reine Spiegelfechterei mit der Tapferkeit unserer Soldaten und der Überlegenheit unserer Manöver bei Ulm, an der Brücke bei Wien und bei Austerlitz.

Spiegelfechterei war es auch, wenn Napoleon nach dem Frieden zu Preßburg eines Tages in den Tuilerien so tat, als sei er sehr böse auf den Finanzminister, weil sich zu Beginn des Krieges die Staatskasse in Geldschwierigkeiten befunden hatte. Diese Schwierigkeiten, behauptet Fouché, hatte der Kaiser selbst dadurch hervorgerufen, daß er fünfzig Millionen Franks aus den Kellern der Bank wegführen ließ,

die zu Bestechungen verwendet wurden und in hohem Grade zu dem unerhörten Erfolg dieses improvisierten Feldzuges beitrugen.

Es ist wohl sicher, daß Fouché, selbst wenn er prahlt und übertreibt, guten Grund hatte, viele Dinge mit Mißtrauen zu betrachten, die uns anderen bewundernswert erscheinen. Es ist nicht leicht festzustellen, wieviel auf die Überlegenheit und Tapferkeit der Führer kommt, und was schamlose Komödie ist, die für vorher bezahltes Geld aufgeführt wurde. Die Spione gehören nun einmal in den internationalen Verkehr; alle haben sie, und alle hängen sie.

Und in Napoleons Charakter war sicherlich nichts, was einen Widerwillen gegen Spionage und Bestechung hatte; in seiner Hand waren diese unfeinen Waffen ebensogut wie jede andre. Mochte er darum auch die Landung als seinen ernstgemeinten Lieblingsplan im Kopfe tragen, so konnte er sehr wohl nebenbei einen vollständig ausgearbeiteten Plan für den österreichischen Feldzug bereit haben, worin alle die Bestechungen und Verrätereien aufgenommen waren, auf die er sicher rechnen konnte. Denn sein Kopf, wie er damals war, hatte Raum für alles; schlug etwas fehl, war er niemals ratlos.

La grande armée vom Jahre 1805 war die erste, die Napoleon ganz und gar nach seinem System aufstellte. In den Armeen der Republik war jedes Korps wie ein kleines Heer für sich ausgestattet,

mit allen Waffengattungen, Vorräten, Lazarett, Train usw.

Aber nach und nach organisierte Napoleon das Heer so, daß er es selbst mehr in der Hand hatte. Jedes Korps wurde nur vollständig mit Infanterie und allem Zubehör, samt dem nötigen Feldgeschütz ausgestattet; von der Kavallerie dagegen kamen unter das unmittelbare Kommando des Korpschefs nur einige wenige Schwadronen Husaren und Jäger zur Rekognoszierung und zur Deckung. Ein Korps wurde gewöhnlich von einem Marschall kommandiert.

Aber die ganze schwere Kavallerie stand unter einem eignen General, gewöhnlich war es Murat; und von diesen Truppen sowie von der Artillerie nahm Napoleon, was jedes Korps nötig hatte — sei es in der Schlacht, oder um ein Manöver auszuführen.

Aus dem Korps der Leibwache hatte sich die Kaisergarde entwickelt. Sie bestand aus Grenadieren zu Pferd und zu Fuß, aus Mameluken von Ägypten, einem glänzenden italienischen Bataillon und endlich aus zwei Schwadronen Elite-Gendarmen, die im Hauptquartier die Ordnung aufrecht erhielten.

Napoleon fügte hierzu noch einen ausgesuchten Artilleriepark von 24 Kanonen, sodaß die Garde in Wirklichkeit ein kleines Heer von 7000 Mann der allerbesten Soldaten war, deren Offiziere unter den schönsten Männern der Armee ausgesucht waren.

Zuſammen mit der Garde pflegten in der Nähe des Kaiſers gern Marſchall Lannes' und Oudinots Grenadiere zu marſchieren.

Die Armee, die den Marſch quer durch Europa im Monat September anfing, war in ſieben Korps eingeteilt.

Das erſte unter Marſchall Bernadotte ſtand in Hannover mit den Generälen Drouot, Rivaud und dem jungen Kellermann.

Das zweite Korps General Marmont lag in Holland. Mit ihm waren Boudet und Grouchy und eine große Anzahl holländiſcher Hülfstruppen.

Das dritte Korps Davouſt mit den Generälen Friand und Gudin.

Das vierte Korps Marſchall Soult mit Saint Hilaire, Vandamme und Legrand.

Das fünfte Korps Marſchall Lannes mit Suchet und Gazon ſamt Marſchall Oudinot mit den Grenadieren.

Das ſechſte Korps Marſchall Ney mit Dupont und Loiſon ſamt dem Kavalleriegeneral Colbert.

Das ſiebente Korps wurde von Marſchall Augereau geführt.

Die Kavallerie mit ihrer glänzenden Reihe von Reitergenerälen: Nauſouty, Milhaud, l'Espagne, Laſalle und dem berühmten d'Hautpoul wurde von Murat befehligt.

Die Kaiſergarde zu Pferd wurde von Marſchall Beſſières geführt und die zu Fuß von Marſchall Mortier.

Marſchall Brune blieb in dem verlaſſenen Lager bei Boulogne liegen.

Alle dieſe Armeekorps mit ihrem ungeheuren Zubehör traten an ein und demſelben Tag auf verſchiednen Wegen ihren Marſch quer durch Deutſchland an, um den Öſterreichern entgegen zu treten. Dieſe hatten ein ſehr großes Heer unter dem Erzherzog Karl geſammelt und hatten außerdem ruſſiſche Truppen im Rücken, die unter Kaiſer Alexander ſelbſt und General Kutuſof heranrückten.

Es war in jenen Tagen ein beſchwerlicher Marſch; wenig und ſchlechte Wege, nur ſelten ordentliche Brücken; und dabei ein fürchterlich ſchwerer Train und ſchwere Artillerie.

Bayern, Baden und Württemberg empfingen Napoleon als Freund und Bundesverwandten, und Napoleon huldigte ſchon hier der gefährlichen Sitte, große Maſſen von Soldaten fremder Nationaliät in ſeinen Dienſt zu nehmen und von ihnen ohne weiteres dieſelbe Tapferkeit und Treue wie von den Franzoſen zu erwarten, wenn ſie nur unter ſeinen Offizieren ſtanden; er hatte kein ausgeprägtes Nationalgefühl.

Der Kaiſer kam ſelbſt aus Paris nach Straßburg und hatte ſchon am erſten Oktober den Rhein überſchritten. Alle Nachrichten, die er empfing, beſtätigten, daß alles in Ordnung ſei; der große Plan entwickelte ſich raſch und genau.

Am 15. Oktober war General Mack in der Umgegend der Festung Ulm vollständig eingeschlossen und von den Russen, die ihm von Osten her zu Hilfe zu kommen suchten, gänzlich abgeschnitten. In den Schlachten, die in diesen Tagen ausgekämpft wurden, zeichnete sich vor allem Ney aus. Er wurde beordert, eine ungeheuer feste Stellung am Kloster Elchingen zu nehmen, die General Laudon mit 15000 Mann und 40 Kanonen verteidigte. Nach großen Verlusten glückte es Ney sich durch einen verzweifelten Sturmlauf in der Abtei festzusetzen. Und zwei Tage später mußte Mack die Stadt Ulm mit der Festung übergeben. 30000 Mann mit 16 Generälen, 60 Kanonen, 40 Fahnen und 3000 Pferden defilierten an Napoleon und seinem Stabe vorbei.

Berthier empfing den Degen des unglücklichen Generals Mack. Übrigens hatte General Mack schon früher einmal seinen Degen abliefern müssen, nämlich dem alten General Championnet zur Zeit der Republik bei der Einnahme von Neapel.

Aber Championnet war ein gutmütiger Mann. Behalten Sie Ihren Degen, Herr General! sagte er; meine Regierung hat mir verboten, Geschenke von englischem Fabrikat anzunehmen.

Marschall Ney wurde Herzog von Elchingen und General Exelmans erhielt das Großkreuz der Ehrenlegion für ein Treffen bei Wertingen.

Nach Ulms Kapitulation wurde weiter marschiert —

Napoleon inmitten seiner Soldaten – von Sieg zu Sieg. Marschall Mortier machte sich unsterblich durch einen heldenmütigen Kampf gegen eine große Übermacht bei Dürnstein. Murat war überall mit seinen Reitern zugegen. Die ganze Armee, die jetzt bald zehn Jahre in Napoleons Händen gewesen war, war in jeder Hinsicht mustergiltig, und seine Generäle hatten ihre allerbeste Zeit. Noch niemand war müde, das Rivalisieren war noch nicht bitter geworden, die großen Gaben und Auszeichnungen waren noch in ihrem Anfang.

Oudinot marschierte sicher und unentwegt mit seinen Grenadieren vom Lager bei Boulogne bis nach Wien in 45 Tagen. Dort ging er selbst mit einigen Offizieren auf die unterminierte Brücke über die Donau und riß den österreichischen Unteroffizieren, die bereit standen, die Brücke in die Luft zu sprengen, die brennende Lunte aus der Hand. Murat, Lannes und Sebastiani waren mit ihm.

Am 15. November 1805 ritt Kaiser Napoleon in Wien ein. Das war das erste Mal; Kaiser Franz hatte sich nach Olmütz zurückgezogen.

Die französische Armee marschierte ihm nach.

Marschall Soult, der spätere Herzog von Dalmatien, einer der soliden Generäle, die immer große Heeresabteilungen mit Ruhm führten, ging über die Donau und schlug den Feind bei Hollabrunn.

Es kam ein Parlamentär vom Kaiser Franz mit

dem Vorſchlag, einen Waffenſtillſtand zu ſchließen. Aber Napoleon verſtand ſehr wohl, daß dies nur geſchah, um den Ruſſen Zeit zu geben, näher zu rücken. Der Feldmarſchall Kutuſow war ſchon bei Wiſchau, wo auch Kaiſer Alexander war.

Napoleon ergriff ſofort die Gelegenheit, um ſich dem Mann zu nähern, den er als ſeinen größten Rivalen in der Welt betrachtete, und der je nachdem er ſelbſt ſtieg, der letzte war, der beſiegt – oder gewonnen werden ſollte. Er ſchlug dem Zaren eine perſönliche Zuſammenkunft vor; aber Alexander ſandte nur den Fürſten Dolgorucki.

Als der Fürſt kam, hatte Napoleon gerade ſeine Armee ein paar franzöſiſche Meilen zurückweichen laſſen; und er war gerade damit beſchäftigt, dieſe neue Stellung zu befeſtigen. Dolgorucki zog hieraus den Schluß, daß die Franzoſen den Mut verloren hätten, und am liebſten abziehen wollten, ohne den Ruſſen zu begegnen.

Doch dies war nur eine Finte von Napoleon; er wollte gerade die Ruſſen herauslocken und ſie veranlaſſen, von den Höhen von Pratzen herunterzuziehen; denn er wußte, daß wenn er ſie auf die Ebnen in der Richtung von Brünn herunterzulocken vermöchte, es keine Macht gäbe, die ſeinen Generälen widerſtehen könnte.

Die Ruſſen vernahmen mit Begierde, was der Fürſt Dolgorucki erzählte, und eilten vorwärts. Na-

poleon legte sein Hauptquartier nach Brünn, bereit sich sein Schlachtfeld zu wählen.

Am 28. November waren die vereinigten Armeen weit an Wischau vorbei und näherten sich Pratzen. Napoleon machte seine Generäle mit dem Terrain, das er gewählt hatte, bekannt, indem er sagte: Wenn es nur meine Absicht wäre, den Feind aufzuhalten, würde ich mich hier auf den Höhen von Pratzen festsetzen. Aber dann würde ich nur eine gewöhnliche Schlacht gewinnen. Ich lasse darum meinen rechten Flügel in der Richtung von Brünn Stellung nehmen, und wenn die Russen sich dadurch verlocken lassen, von diesen Abhängen herabzusteigen, sind sie rettungslos verloren.

Am 1. Dezember sah Napoleon zu seiner unaussprechlichen Freude, daß die Russen und Österreicher gerade das Manöver ausführten, zu dem er sie verlocken wollte; sie verließen die Höhen von Pratzen und marschierten auf Brünn zu, um den rechten Flügel der Franzosen anzugreifen oder zu umgehen. Die Umgebung Napoleons hörte ihn mehrmals zu sich selbst sagen: Vor morgen Abend ist die Armee in meiner Gewalt.

Am Abend des 1 Dezember ging er im Lager herum. Einige Soldaten kamen zufällig darauf, Fackeln aus ihrem Schlafstroh zu machen um dem Kaiser in der dunkeln Winternacht zu leuchten. Die ganze Armee wurde hierauf aufmerksam, und

je nachdem er von Korps zu Korps ging, flammten die Strohfackeln auf, bis das ganze Lager in Feuer und Rauch stand, und der tausendstimmige Ruf erschallte: Es lebe der Kaiser!

Am Morgen des 2. Dezember 1805 war die ganze französische Armee in Schlachtordnung aufgestellt, so wie es im Voraus bestimmt war.

Marschall Lannes mit den Divisionen Suchet und Cafarelli bildeten den linken Flügel. Marschall Bernadotte mit Rivaud und Drouot waren im Zentrum. Der rechte Flügel wurde von Marschall Soult geführt, der eigentlich die Schlacht entschied. Die ganze Kavallerie unter Murat saß in zwei Linien zu Pferde. Napoleon selber hatte unter sich 10 Bataillone der Garde und 10 Bataillone Grenadiere unter Oudinot.

Die Sonne kam aus dem Winternebel, der über der Ebne und den eisbedeckten Gewässern lag, heraus und spiegelte sich in all der kriegerischen Pracht. Zu gleicher Zeit sah man auch die Russen Pratzen verlassen.

Wie lange Zeit werden Sie brauchen, Marschall, fragte Napoleon Soult, um die Höhen, die der Feind gerade verläßt, zu besetzen?

Eine Stunde, Ew. Majestät!

Gut! Dann wollen wir noch eine Viertelstunde warten, sagte Napoleon.

Bald darauf setzten die Kanonen ein, und die

Schlacht kam in Gang. Kutuſow hatte ſeine Streitkräfte in ſechs Korps eingeteilt; als Reſerve hatte er die berühmte ruſſiſche Garde, die vom Großfürſten Konſtantin befehligt wurde.

Obſchon Feldmarſchall Kutuſow das Oberkommando führte, ſtammte doch der Plan vorzurücken vom öſterreichiſchen General Weiroth; Kutuſow hatte vergebens dagegen zu kämpfen verſucht. Als er aber jetzt ſah, welche Wendung die Schlacht ſogleich nahm, indem Marſchall Soults Truppen anfingen, ſich der Höhen bei Pratzen zu bemächtigen, verſuchte er mit aller Gewalt ſie zu vertreiben, und mit ungeheuren Verluſten kämpfte er, um eine Stellung zurückzugewinnen, deren entſcheidende Bedeutung ihm jetzt völlig klar war.

Zwei Stunden lang herrſchte ein wütender und ſpannender Kampf. Aber ſchließlich mußte Kutuſow weichen, und von demſelben Augenblick an nahm die Schlacht eine ſolche Wendung, daß nichts gegen die Franzoſen ſtandhalten konnte.

Lannes und Murat warfen den rechten Flügel unter Fürſt Bagration zurück; General Rapp machte ſeinen berühmten Angriff mit den Küraſſieren, wobei er den Fürſten Repnin gefangen nahm, und als Napoleon mit ſeiner Garde und Oudinots Grenadieren kam, um Soult beizuſtehen, fiel alles in einem Augenblick in die Hände der Franzoſen: Kanonen, Artilleriewagen, Fahnen — alles, und die, die ſich

über die Gewässer flüchteten, ertranken, da das Eis unter dem Gewicht der Kanonen und unter den französischen Kugeln, die Löcher hineinschlugen, brach. Ganze Divisionen gingen zugrunde oder legten die Waffen nieder.

Das Resultat war unermeßlich: 25 000 Tote und Verwundete und 25 000 Gefangene, eine Menge Fahnen, darunter die Standarte der kaiserlich russischen Garde.

Nur zwei französische Offiziere von hohem Rang fielen bei Austerlitz; ein General Valhuet, dessen Schenkel unter ihm weggeschossen wurden, starb sofort, und der Oberst Morland fiel an der Spitze der Jäger der Kaisergarde. Seine Leiche wurde in einem Rumfaß nach Paris geführt, man vergaß sie aber und ließ sie bis 1814 darin liegen. Der muntere und unverdrossene General Rapp bekam eine schlimme Wunde; er gehörte zu denen, die Unglück hatten. Im Kriege der Republik bekam er vier Wunden und in Ägypten drei; besonders hatte er einen unglücklichen Arm, der immer getroffen wurde. General Thiebault wurde auch verwundet.

Nach Austerlitz kam zum erstenmal der Drang Napoleons, seine Leute zu belohnen, in dem über alle Maßen großartigen Stil zum Ausdruck, der ihm, so lange er etwas wegzugeben hatte, eigen war.

Er adoptierte die Kinder der Soldaten, die in der Schlacht gefallen waren; sie sollten umsonst auf

Kosten des Staates erzogen werden, und er gab ihnen die Erlaubnis, zu ihrem eigenen Namen den Namen „Napoleon" hinzuzufügen. Er bestimmte Pensionen für alle Witwen, von den Generalswitwen bis zu den Witwen der Soldaten herab, und dankte der Armee mit den schönsten Worten. Damals sagte er: Mein Volk wird Euch mit Stolz wiedersehen, und jedesmal, wenn einer von Euch sagt: „ich war mit bei Austerlitz", werden alle wie aus einem Munde antworten: Das ist ein tapferer Mann.

Zum Dank für die gute Hülfe wurden Bayern und Württemberg zu Königreichen und Baden zum Großherzogtum erhoben.

Murat wurde Großherzog von Berg, Berthier Fürst von Neuchâtel. Eugen Beauharnais, der Sohn Josephines, wurde zum Vize-König von Italien ernannt und mit einer Tochter des Königs von Bayern verheiratet. Kurze Zeit darauf wurde Joseph König von Neapel und Ludwig König von Holland.

Sehr viele Offiziere erhielten Titel, Dekorationen, Geldgeschenke und Landbesitz.

Der Friede von Preßburg wurde bald geschlossen. Österreich verlor Venedig, das zu Italien kam, und Tirol, das Bayern geschenkt wurde.

Kaiser Alexander, der mit seiner ganzen Armee hätte gefangen genommen werden können, bekam Gelegenheit zu entweichen; so verfuhr Napoleon immer dem Zaren gegenüber.

Es geſchieht ſelten, daß man durch die Schlachtenſchilderungen etwas anderes erhält als eine Reihe Bilder von den Zuſammenſtößen der verſchiedenen Waffengattungen, den heldenmütigen Angriffen oder dem zähen Widerſtand der Infanterie, die die wichtige Stellung behauptet. Aber eine Schlacht als ein zuſammenhängendes Ganze zu ſehen, wo Plan gegen Plan ſteht, und wo die einzelnen Szenen ſich dem überlegenen Gedanken und der überlegenen Berechnung, die ſchließlich zum Siege führt, unterordnen, das iſt nicht leicht zu erreichen für jemand, der nicht ſachverſtändig iſt.

Trotzdem iſt es mir gelungen, über einige von Napoleons Schlachten eine Art Überblick zu gewinnen. Nicht alle Schlachten gehen nämlich im Laufe des Tages allmählich für den einen Teil in eine Niederlage über in der Weiſe, daß alle Kräfte mit dem Reſultat erprobt werden, daß alles in allem genommen die Überlegenheit auf der einen Seite geweſen iſt.

In einzelnen Schlachten kommt die Niederlage plötzlich mitten im Kampf, und in einem Augenblick iſt auf der einen Seite alles zu Boden geworfen, gute, ſolide Truppen ſind mit einem Mal gänzlich unbrauchbar geworden. Eine ſolche Schlacht iſt die Schlacht von Auſterlitz. In den zwei Stunden, wo Kutuſow ſich mit ſeiner ganzen Armee anſtrengte, die Höhen von Pratzen zurückzuerobern, ſtand der Kampf

in gewiſſer Hinſicht gleich, und auf keiner Seite war ein allmählich zunehmendes Übergewicht erkennbar; es war, als ob ein Stahlbogen immer ſtärker und ſtärker geſpannt würde, bis er plötzlich brach, und die Niederlage auf einmal da war; Truppen wie die unüberwindliche ruſſiſche Kaiſergarde waren mit einem Mal nicht mehr wert als Rekruten.

Ich ſehe dasſelbe, wenn auch in einer anderen Weiſe, bei Marengo. Während des ganzen Tages drängten die Öſterreicher Napoleons rechten Flügel und das Zentrum immer weiter zurück, bis es am Nachmittag ſo ſtand, daß alle meinten, dies ſei eine regelrechte Niederlage von Morgen bis Abend.

Nur Bonaparte ſah den Bogen ſo geſpannt, wie er war. Aber zähe und vorſichtig verzögerte er den Sprung, bis Deſaix zur Stelle war, da ſchnellte der Bogen plötzlich zurück und zerſprang über den Öſterreichern, und im ſelben Augenblick kam die Niederlage über ſie; es war nicht nur eine Verſtärkung gekommen, ſondern auf einmal war dieſer unerklärliche Moment da, wo alles aus iſt; es war kein Rückzug und keine Verluſte, ſondern Flucht und Gefangenſchaft.

Ähnlich war es auch bei Waterloo. Es wird immer geſagt, daß Lord Wellington ſtrategiſch überwunden war. Napoleon hatte mit den ihm innewohnenden Kräften den Bogen gewaltiger als je

geſpannt; die Schlacht ſtand gleichſam in zitternder Bewegung, und man konnte nicht ſagen, nach welcher Seite der Bogen zurückſchnellen würde. Nur Napoleon wußte, daß es eine Stunde zu ſpät war. Und als dann nicht nur Marſchall Grouchy ausblieb, ſondern Blücher an ſeiner Statt kam, ſchnellte der Bogen mit großer Gewalt zurück und zerſprang, aber nach der verkehrten Richtung, ſo daß Lord Wellington den großen Sieg gewann.

— Unmittelbar nach dem erſten öſterreichiſchen Feldzug fing der preußiſche an. Metternich war im Jahre 1805 in Berlin geweſen und hatte die größten Anſtrengungen gemacht, um Preußen zu einer Alliance zu bewegen, doch damals war Friedrich Wilhelm feſt geblieben. Aber jetzt, ein Jahr ſpäter und nach der Schlacht von Auſterlitz fing er gerade zur Unzeit den unglücklichen Krieg an, der Preußen an den Rand des Verderbens brachte.

Die Preußen rückten ohne Kriegserklärung in Sachſen ein, wie die Öſterreicher im vorhergehenden Jahre in Bayern eingerückt waren.

Es iſt eine Tatſache, daß Napoleon am 26. September 1806 in Paris mit dem Finger auf der Karte den Untergang der preußiſchen Armee ungefähr am 15. Oktober vorausſagte, und es wurde der 14. Oktober. Er beſtimmte ſchon damals, daß Clarke Ende Oktober Gouverneur in Berlin ſein ſollte.

Und als Daru um Erlaubnis bat, die Schatzkammer mitnehmen zu dürfen, antwortete der Kaiser: Es ist genug, wenn der Schatzmeister mitkommt, und damit zog er mit 24 000 Franks in den sächsischen Feldzug. Die Überwundenen sollten bezahlen.

Die kaiserliche Garde verließ sogleich Paris und fuhr in Postwagen nach Osten. Napoleon ging am 1. Oktober 1806 über den Rhein und schlug sein Hauptquartier in Bamberg auf. Von hier aus versammelte er seine Truppen unter den sieben Marschällen: Bernadotte, Lannes, Davoust, Ney, Soult, Augereau und Lefebvre. Murat führte die Kavallerie.

Es fing sogleich unglücklich für die Preußen an, als der junge, hoffnungsvolle Prinz des Königshauses, Ludwig, in einem Treffen bei Saalfeld einige Tage vor der entscheidenden Schlacht von Jena und Auerstädt von einem französischen Husaren niedergehauen wurde.

Aber der König von Preußen und seine Generäle waren des Sieges so sicher, daß sie die Stellung Gotha – Erfurt – Weimar eingenommen hatten, während Napoleon von Gera – also von Osten her kam. Die Armeen standen demnach ganz verkehrt: die Deutschen den Rhein und die Franzosen die Elbe im Rücken mit freiem Zugang nach Berlin und Dresden. Die Preußen hatten selbst Sachsen als Schlachtfeld gewählt.

Aber es war die Armee Friedrichs des Großen, die nach dem Urteil der Zeitgenossen unüberwindlich war und von den Generälen und Schülern des großen Königs geführt wurde; man denke an Namen wie Kalkreuth, den Herzog von Braunschweig, Möllendorf, Schmettau, Hohenlohe, Rüchel und Blücher; — 230000 stramme Zinnsoldaten aus Potsdam, gut bewaffnet, und gut auf dem Exerzierplatze durchgeprügelt.

Napoleon sandte wieder eins seiner Schreiben von Monarch zu Monarch — diesmal an den König von Preußen.

„Wenn ich ein Anfänger in der Kriegskunst wäre und den Wechsel des Glücks auf dem Schlachtfelde zu fürchten brauchte, würde dieses Schreiben an Ew. Majestät unsinnig sein. Aber Ew. Majestät werden geschlagen werden, und ohne den Schatten eines Vorwands werden Sie Ihr eigenes friedliches Dasein und die ganze Existenz ihrer Untertanen verspielt haben."

Auch auf diesen Brief bekam Napoleon keine Antwort von seinem königlichen Bruder Friedrich Wilhelm.

Der König von Preußen war selbst beim Heer und die Königin Louise ebenfalls. Das Heer war in 2 Abteilungen geteilt, von denen die eine, die aus 70000 Mann bestand und vom König selbst zusammen mit dem Herzog von Braunschweig an-

geführt wurde, nach Auerstädt marschierte, während der Rest unter Fürst Hohenlohe nach Jena ging; es sind nicht mehr als sechs französische Meilen zwischen beiden Orten.

Napoleon hatte die Nacht zum 14. Oktober so gut benutzt, daß seine Truppen schon morgens um 6 Uhr imstande waren anzugreifen und zwar an Punkten, wo die Preußen es am wenigsten erwartet hatten.

Der Erste, der sich zu rühren begann, war General Suchet; er eröffnete die Schlacht in der frühen Morgenstunde, während der Nebel noch dicht über den Feldern lag; mit ihm waren die Generäle Wedel und Claparède, dessen Division sich schon im vorhergehenden Jahre bei Austerlitz ausgezeichnet hatte.

Aber der Widerstand war lange zähe und hartnäckig.

Die Marschälle Soult und Lannes griffen mit voller Kraft an; Ney kam während der Schlacht mit zwei Divisionen hinzu. Napoleon sandte die Reserve vor, und Murat warf sich wie gewöhnlich mit der ganzen Kavallerie auf den Feind.

Die Preußen wichen im Anfang langsam zurück — mit der größten Kaltblütigkeit und in parademäßiger Ordnung. Die Infanterie bildete das eine Viereck nach dem andern; aber als fünf Karrees nacheinander durch die französischen Husaren und Kürassiere vollständig über den Haufen geritten waren, entstand

allmählich eine gefährliche Unordnung unter den Preußen. Ihre Kavallerie fing an, vor Marschall Soults festen Kolonnen zu weichen und zog sich in der Richtung von Weimar zurück.

Aber in diesem Augenblick kam die Verstärkung, auf die Fürst Hohenlohe wartete. General Rüchels Korps, bestehend aus 26 Bataillonen und 20 Schwadronen erreichte die Kampflinie. Jetzt entstand ein ganz ungewöhnlich wilder Kampf; aber in weniger als einer Stunde verschwand das ganze Korps vor den wiederholten Angriffen, die Napoleon ihm entgegensandte; und schließlich war nichts mehr übrig „von dem Heer des großen Friedrich"

Die alte Kriegskunst hatte sich mit der neuen gemessen und hatte vollständig verloren. Die Umwälzung war in militärischer Hinsicht so groß, daß die Zeitgenossen ganz überwältigt waren — mehr als bei irgend einem andern Siege Napoleons.

Die Niederlage selbst war in gewisser Hinsicht nicht größer als viele andere in bezug auf den unmittelbaren Verlust an Leuten und Material; aber ihre Wirkung in militärischer und moralischer Hinsicht war für den verlierenden Teil im Augenblick geradezu niederschmetternd, doch auch lehrreich für die Zukunft!

Während sich Napoleon bei Jena schlug — am selben 14. Oktober — traf Marschall Davoust die Abteilung des preußischen Heeres, die der Herzog

von Braunſchweig befehligte, und bei der ſich der König ſelber aufhielt. Bei Davouſt waren die Generäle Gudin, Friant und Morand, deren ausgezeichnete Diviſionen faſt immer den Kern in dem Armeekorps bildeten, das er führte; aber trotzdem hatte er nicht viel mehr als ein Drittel der Truppen, die ihm gegenüberſtanden; und er kam darum in die äußerſte Not.

Marſchall Bernadotte war ganz in der Nähe; doch er tat, als ob er die Kanonen nicht hörte; er nahm ſogar einige Dragonerregimenter mit ſich, die eigentlich nicht zu ſeinem Korps gehörten — alles nur aus dem Grund, weil er nicht die Ehre mit Davouſt teilen wollte und am liebſten geſehen hätte, daß dieſer von den Preußen überwunden worden wäre, was ſehr leicht hätte der Fall ſein können.

Um ſechs Uhr nachmittags war die Gefahr für Davouſts Korps am größten. Er ſelbſt ſaß auf ſeinem Pferde — ſtreng und ernſt, wie er immer war — mitten in dem fürchterlichen Getümmel; eine Kugel hatte ihm gerade den Hut vom Kopfe geriſſen. Er ſandte noch einmal einen Boten — einen ſeiner Adjutanten, den tapferen Romeuf, der ſpäter bei Borodino fiel — an Bernadotte, um ihn zu beſchwören, ihm zur Hülfe zu kommen; Davouſt ließ ihm ſogar den Oberbefehl anbieten — er kannte ihn.

Aber Bernadotte marſchierte weiter, obgleich er nur eine Schwenkung zu machen brauchte, um auf dem

Schlachtfeld zu ſein. Und ſchließlich, als Davouſt mit ſeiner unbezwinglichen Kaltblütigkeit und ſeiner überlegenen Kriegskunſt die Schlacht gewonnen hatte, und als ſeine Leute ſo ermattet waren, daß ſie ſich kaum auf den Beinen halten konnten, nicht einmal da wollte ſich Bernadotte auf die aufgeriebenen Preußen werfen, obgleich er ſo nahe war, daß ſeine und Davouſts Soldaten ſich ſehen konnten.

Es ſoll allerdings eine unbedeutende perſönliche Feindſchaft zwiſchen den beiden Marſchällen beſtanden haben, aber die ganze Armee und alle Offiziere waren über Bernadotte entrüſtet, und der Kaiſer ſagte ſpäter immer: Hätte ich damals Bernadotte vor ein Kriegsgericht geſtellt, wäre er ohne Zweifel für dieſen Verrat erſchoſſen worden.

Es wird ſogar geſagt, daß Napoleon ſchon das Dekret in ſeiner Hand hatte aber es im letzten Augenblick zerriß aus Rückſicht auf Déſirée, Bernadottes Gemahlin, die in der Jugend halb für Bonaparte beſtimmt geweſen war.

Davouſts Sieg bei Auerſtädt am 14. Oktober 1806 wird immer als einer der Glanztage der franzöſiſchen Armee genannt werden. Der Kaiſer machte Davouſt zum Herzog von Auerſtädt und gab ihm große Dotationen.

Davouſt war von altem Adel und hatte die Bonapartes ſeit der Kriegsſchule in Brienne gekannt. Er diente unter den Generälen der Republik, wurde

aber aus dem Dienſt entlaſſen, weil er adlig war. Später begleitete er Napoleon als einer ſeiner zuverläſſigſten Heerführer, der mit feſter, aber harter Hand ſeine Leute erzog und ſie zuſammenhielt, ſo daß das 3. Armeekorps in jeder Hinſicht ein Elite-Korps war.

Der Verluſt der Preußen in dieſen beiden Schlachten war ungeheuer. Allein Davouſt nahm 115 Kanonen, ſelbſt hatte er 44, gegen 50 000 Mann fielen oder wurden gefangen genommen, Fahnen und Vorräte jeder Art kamen in ihre Hände.

Unter den Gefangenen waren 6000 Sachſen mit ihren Offizieren. Napoleon ließ ſich dieſe Offiziere in Weimar vorſtellen. Er ſagte ihnen, daß es ein Zweck dieſes Feldzuges wäre, zu verhindern, daß Sachſen Preußen einverleibt würde. Er ſandte ſie alle auf Ehrenwort zurück nach Dresden und gab ihnen eine Proklamation mit, in der er ſich für Sachſens Beſchützer erklärte.

Dies war die wohlberechnete Einleitung zu dem guten und intimen Verhältnis, das ihm allmählich mit dem ſächſiſchen Hof und zwiſchen ſich und dem ſpäteren König von Sachſen herzuſtellen gelang.

Die Veteranen Friedrichs des Großen waren beſiegt worden, aber die meiſten von ihnen ſchlugen ſich, bis ſie fielen. Die Bitterkeit der Niederlage wurde für Preußen noch dadurch beſonders ſchmerzlich, daß ſo viele der großen Namen verlöſchten. Dem

berühmten Herzog von Braunſchweig wurden beide Augen durchſchoſſen, ſo daß er kurz darauf ſtarb; Feldmarſchall Möllendorf und Generalleutnant Schmettow wurden tödlich verwundet. Der Prinz Heinrich von Preußen und der Prinz von Oranien, der ſpätere König von Holland, wurden verwundet, ebenſo General Rüchel und viele andere; der immer Maß haltende Friedrich Wilhelm begnügte ſich damit, vom Pferd zu fallen, war aber ſehr nahe daran, in die Hände der franzöſiſchen Reiter zu geraten.

Man bat um einen Waffenſtillſtand. Doch Napoleon antwortete gleich, daß er nur von Berlin aus unterhandeln wolle. Er zeigte ſich gleich hier hart und ſchlecht gegen Friedrich Wilhelm, den er verachtete, ebenſo wie ſpäter gegen Königin Louiſe, die er nicht ausſtehen konnte. Er war ganz anders, wenn es Alexander den Erſten galt.

Wenige Tage nach Jena wurde General Kalkreuth, auch einer von Friedrichs des Großen erſten Generälen, durch Marſchall Soult völlig vernichtet. Bernadotte gewann einen Sieg bei Halle, und ſo ging es Schlag auf Schlag, ſo daß die unglückliche Königin Louiſe immer weiter öſtlich von Stadt zu Stadt bis nach Küſtrin flüchten mußte.

Fürſt Hohenlohe mußte ſich mit ſeinem ganzen Heer Murat bei Prenzlau ergeben; 16 000 Mann Fußvolk und ſechs Regimenter Kavallerie von Preußens beſten Soldaten mit 60 Kanonen und 45 Fahnen

mußten als Gefangene an den französischen Linien vorbeiziehen. Stettin, das damals eine starke Festung war, ergab sich dem tollen Kavalleriegeneral Lasalle, der an der Spitze einiger Schwadronen heranstürmte. Davoust nahm Küstrin ein, und schließlich war nur Blücher übrig, der sich mit den letzten Überresten der schönen Armee vor den vorrückenden Franzosen zurückzog und sich in Lübeck festsetzte.

Drei Marschälle verfolgten ihn: Soult, Bernadotte und Murat. Blücher verteidigte jeden Fußbreit von Lübeck. Man kämpfte auf den Verschanzungen, an den Toren und später in den Häusern. Straße für Straße, alles mußte erstürmt und erobert werden, und nach zweitägigem Kampf mußte Blücher sich ergeben mit elf Generälen, fünfhundert Offizieren, 60 Fahnen, Artillerie und Vorräten, alles, was nach der Vernichtung von Jena und Auerstädt übrig geblieben war.

Am Tag nach Lübeck fiel auch Magdeburg, und dann gab es nichts mehr in Preußen, mit dem man sich schlagen konnte.

Die Franzosen hatten inzwischen ihr Hauptquartier in Potsdam aufgeschlagen. Die Marschälle Lannes, Bessières und Lefebvre lagen hier mit der Garde, General Bourcier richtete ein großes Kavalleriedepot in Potsdam ein, das die Franzosen lange hatten.

Am 27. Oktober war Napoleon mit der berittenen Garde durch den Triumphbogen, der zum

Gedächtnis Friedrichs des Großen aufgeführt worden war, in Berlin eingezogen.

Der eigentliche preußische Feldzug war hiermit beendet, aber da Rußland als Verbündeter und Retter Preußens auftrat, mußte der Krieg fortgesetzt werden, und die französischen Armeen zogen unter klingendem Spiel ostwärts bis nach Warschau.

Während des jetzt folgenden Krieges verblieb der Kaiser bei der Armee und überwinterte in den östlichen Provinzen Preußens.

Er regierte von seinem Hauptquartier aus sein ganzes großes Reich und hatte ein wachsames Auge auf alles, nicht am wenigsten auf Paris. In diesem Winter arbeitete er unter anderem den Plan zu einem monumentalen Bau in Paris aus, der die Inschrift tragen sollte: „Den Soldaten der großen Armee Napoleons". Darin sollten die Helden von allen seinen Feldzügen eine Namenstafel von weißem Marmor bekommen, und die, die auf dem Schlachtfeld gefallen waren, sollten eine von Gold erhalten. Aus diesem Plan entstand schließlich die jetzige Madeleinenkirche.

Weiter fing er in dieser Zeit an, an seinem größten Plan zu arbeiten; an der Absperrung des Kontinents gegen den englischen Handel — ein Plan, der größer war, als er vielleicht selbst ahnte, und der jedenfalls schließlich auch für ihn zu groß wurde.

Weiter erhob er den Kurfürſten von Sachſen zum König; er war der einzige unter den legitimen Fürſten, der ein Freund Napoleons wurde.

In den erſten Tagen des Februar 1807 kam es zu einer Reihe von Zuſammenſtößen mit den Ruſſen, die zuſammen mit den übrig gebliebenen preußiſchen Streitkräften von General Bennigſen befehligt wurden. Die Franzoſen brachen aus ihren Winterquartieren auf, wo ſie einen rauhen Winter mit Schnee und beſonders mit Moraſt und ſchlammigen Wegen kennen gelernt hatten, aber nicht, wie einige ſich vielleicht einbildeten, etwas, was ſich mit der Kälte Rußlands oder mit den gewaltigen Schneeſtürmen der öſtlichen Ebenen meſſen könnte.

Am 8. Februar ſtanden ſich die feindlichen Armeen bei Eylau in der Entfernung eines halben Kanonenſchuſſes gegenüber. Die Ruſſen hatten die beſſere Stellung und waren in der Überzahl. Es war ſehr ſchlechtes Wetter mit heftigen Schneeſchauern, und die Franzoſen hatten den Wind im Geſicht.

Bennigſen fing mit einem furchtbaren Kanonenfeuer an. Denn die Ruſſen hatten jetzt — von Napoleon belehrt — eine große und ausgezeichnete Artillerie.

Napoleon war ſich ſogleich bewußt, daß dies ein gefährlicher Tag ſei; er ſparte nichts, ſelbſt die koſtbaren Kanonen der Garde wurden hinausgeſandt.

Marſchall Augereau hatte die Aufgabe, bei dem gewaltigen Feuer der Ruſſen am Anfang der Schlacht ſein Armeekorps vorwärts zu führen; aber gerade, als die großen Maſſen ſich in Bewegung ſetzten, kam ein ungewöhnlich ſtarkes und dichtes Schneegeſtöber, das ein heftiger Sturm den vorrückenden Franzoſen mitten ins Geſicht peitſchte.

Augereaus Kolonnen verloren die Richtung und befanden ſich auf einmal mitten in dem rechten Flügel der Ruſſen, der von den Generälen Tutſchukoff und Doctorow befehligt wurde.

Der Marſchall ſelbſt wurde ſchwer verwundet und mußte aus dem Kampf weggetragen werden, und ſein gutes Korps wurde faſt aufgerieben und vernichtet.

Sobald man vor dem Schneegeſtöber wieder ſehen konnte, wurde es Napoleon klar, welche Gefahr durch Augereaus Unglück der ganzen Armee drohte. Er gab Murat und Beſſières den Befehl, 70 Schwadronen zu ſammeln und ſie gegen das Zentrum des Feindes zu ſchicken.

Dieſe ungeheuer große Anzahl Pferde ſetzte ſich in Bewegung und verſchwand in der halbverlorenen Schlacht.

Dieſer Reiterangriff bei Eylau iſt für alle Zeiten berühmt geworden; die Kavallerie der Ruſſen wurde zerſprengt, und die feſten Infanterieregimenter wurden über den Haufen gerannt.

An der Spitze ritt ein Mann, der nach Murat den besten Namen in der Kavallerie hatte, nämlich General d'Hautpoul. Als die Schlacht anfing, war er ein gutes Stück von Eylau entfernt; aber er gehorchte sofort dem alten Generalbefehl Napoleons: immer nach den Kanonen zu marschieren, und als er sie hörte, wandte er mit seinen Kürassieren um und jagte nach Eylau.

Bernadotte dagegen, der auch ganz in der Nähe war, betrug sich wieder wie bei Auerstädt. D'Hautpoul bat und beschwor ihn, umzukehren und an der Schlacht teilzunehmen; aber Bernadotte wollte weder hören noch sehen. Er setzte den Marsch, der ihm befohlen war, fort; — nicht weil er Angst hatte, niemand um Napoleon hatte Angst, das konnte überhaupt nicht vorkommen; aber der Prinz von Ponte Corvo war unzuverlässig und dazu so eifersüchtig, daß es ihm nicht unangenehm gewesen wäre, wenn einer der anderen eine Niederlage erlitten hätte, — selbst wenn es Napoleon wäre — oder vielleicht gerade da.

Aber der tapfere d'Hautpoul eilte mit seinen Kürassieren in die halbverlorene Schlacht hinein und schlug eine große Bresche beinahe durch die ganze russische Armee. Er wurde verwundet und zerrissen zurückgebracht und starb einige Tage darauf.

Napoleon hatte ihm nach Austerlitz das Großkreuz der Ehrenlegion und reiche Dotationen geschenkt; und es war die allgemeine Meinung, daß

General d'Hautpoul an der Reihe sei, Marschall zu werden.

Von den 24 Kanonen, die bei Eylau genommen wurden, wurde eine Statue von ihm gegossen; sie steht irgendwo in Paris, aber ich weiß nicht mehr wo. In Christiania steht aber eine große Reiterstatue von Bernadotte, an die ich mich recht wohl erinnere.

Nachdem der wütende Reiterangriff zwei Mal die russischen Linien durchbrochen hatte, sammelten sich diese zum drittenmal, und jetzt standen sie fest und ließen sich nicht mehr erschüttern. Es wurde den ganzen Tag mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit gekämpft; aber General Bennigsen behauptete seine Stellung am Städtchen Eylau; der preußische General L'Estocq kam am Nachmittag mit einigen Verstärkungen an, und so blieb die Schlacht unentschieden, bis es anfing zu dunkeln.

Marschall Soult riet Napoleon, auf dem Schlachtfelde zu verbleiben. Um 8 Uhr wurden die Lagerfeuer längs der ganzen Linie angezündet, um zu markieren, daß die Franzosen das Schlachtfeld behaupteten. Bennigsen zog sich dagegen im Laufe der Nacht zurück. Er war vielleicht etwas mehr mitgenommen als Napoleon, der über viele Reservetruppen verfügte. Aber die Schlacht war doch so verlaufen, daß beide Teile sich den Sieg zuschreiben konnten, was sie auch taten; es war jedenfalls für keinen von beiden eine Niederlage.

Eine Reihe hoher Offiziere war gefallen; auf französischer Seite 16 Generäle! darunter Corbineau, der an der Seite des Kaisers fiel. Heudelet bekam eine Kugel mitten durch den Leib, aber er erholte sich wieder; Defrance und Desjardins fielen; ebenso General Dahlmann, der die reitenden Jäger befehligte und zusammen mit d'Hautpoul bei dem großen Reiterangriff fiel.

Auch unter den Soldaten und Unterbefehlshabern war der Verlust an Menschenleben sehr groß.

Es wurde später immer mit besonderem Grauen von dem Schlachtfelde bei Eylau gesprochen; es war das blutigste, das man in allen Feldzügen des Kaisers gesehen hatte. Napoleon verbrachte selbst einen großen Teil des nächsten Tages auf dem Schlachtfelde, um den Verwundeten zu helfen, und um das Begräbnis der großen Menge Leichen zu ordnen.

Des Kaisers Bulletin von der Schlacht bei Eylau brachte große Aufregung in Paris hervor; er machte kein Hehl aus den großen Verlusten und dem zweifelhaften Ausfall.

Nach Eylau wurden die weißen Uniformen abgeschafft. Aus der Zeit der französischen Könige gab es mehrere weiße Regimenter in der Armee; aber es war bei Eylau ein allzu schrecklicher Anblick gewesen, wie all das rote Blut über diese feinen, weißen Uniformen hinströmte.

Während der Schlacht war der Kaiser selbst in

der größten Gefahr gewesen, teils weil er sich ihr rücksichtslos aussetzte, teils weil die Heere in unmittelbarer Nähe voneinander waren. Berthier hatte die größte Mühe, ihn von den gefährlichen Stellen fernzuhalten, aber der Kaiser war in dieser Schlacht so kalt und ruhig wie gewöhnlich, während die Generäle nicht verbergen konnten, daß sie fühlten, wie alles an dem Tage an einem Faden hing.

General Dorsenne befehligte den Teil der Garde, der in der nächsten Umgebung des Kaisers war, und Dorsenne versuchte, so gut es sich machen ließ, die Person des Kaisers im Auge zu behalten. Er war, wie die meisten Offiziere der Garde, ein großer, schöner Mann, der viel auf sein Äußeres hielt. Seine Leute waren auch auserlesen, und sie waren ebenso stolz auf ihren General, wie er mit ihnen und mit sich selbst zufrieden war.

Mitten in der Schlacht in der höchsten Verwirrung erblickte General Dorsenne plötzlich eine Abteilung russischer Kavallerie, die Miene machte, sich auf den kleinen Hügel zu stürzen, wo der Kaiser und seine Umgebung stand. Er ruft seine Leute an, und mit Blitzesschnelle formiert die Garde ein Karree um den Kaiser, aber die Soldaten bleiben mit dem Gewehr im Anschlag stehen, es kommt kein Befehl vom General, Feuer zu geben oder die Bajonette zu fällen. General Dorsenne saß hoch und stolz im Sattel und sah sich die heranstürmenden Reiter an; es schien ihm

genug zu sein, wenn seine Grenadiere wie eine Mauer um den Kaiser standen.

Und wirklich! – als die Russen in die Nähe kamen und die grimmigen Gesichter der berühmten Kaisergarde mit den hohen Bärenfellmützen erblickten, die in festen, wie aus Eisen gegossenen Reihen Schulter an Schulter dastand, schwenkte die Abteilung unwillkürlich zur Seite ab und ritt vorbei. Der Kaiser lächelte Dorsenne zu. –

Am 16. Februar hatte General Savary seinen großen Tag als Militär. Er wurde sonst meist in politischen Stellungen verwandt, als Gesandter oder bei der Polizei. Als Jugendfreund Napoleons mußte er, da dieser ihm absolut vertrauen konnte, oft Dinge tun, für die er verachtet und gehaßt wurde.

Aber in diesen Tagen hatte er gerade ein zeitweiliges Kommando über das fünfte Korps, während Marschall Lannes krank war, und am 16. gelang es ihm, den russischen General Essen nach einem harten Kampf bei Ostrolenka zu schlagen. Er hatte die Divisionen Suchet, Gazan und Reille bei sich.

Savary bekam das große Band der Ehrenlegion nebst der Dotation von 20 000 Franks jährlich, die gerade durch General d'Hautpouls Tod bei Eylau frei geworden war. Später wurde er Herzog von Rovigo. General Ordener wurde nach Ostrolenka zum Grafen ernannt.

Nach einer langen und heftigen Belagerung eroberte der alte Marſchall Lefebvre die Feſtung Danzig. Er hatte die beiden erſten Ingenieur-Generäle der Armee, Lariboiſière und Chaſſeloup, bei ſich, und dieſe beiden waren es eigentlich, die die Belagerung leiteten. Denn der Marſchall wollte immer losſtürmen, ſo daß die Ingenieure ihn kaum zurückhalten konnten, bis ſie fertig waren. Endlich mußte General Kalkreuth Danzig mit großen Vorräten von Waffen, Munition und Korn übergeben.

Lefebvre wurde Herzog von Danzig.

Viele kleinere Schlachten wurden von den Franzoſen gewonnen, bis endlich die große Feldſchlacht von Friedland dem Krieg mit den Ruſſen ein Ende machte, denn jetzt ſtand der Zar, wie vorher der König von Preußen, ohne Armee da.

Die Schlacht bei Friedland lieferte Napoleon am Jahrestag der Schlacht von Marengo, am 14. Juni; ſie fing erſt um 5 Uhr nachmittags an und war ein vollſtändiger Sieg, der zu den gründlichen Infanterie-Siegen gehörte, die mit dem Bajonett errungen wurden, und wo die Reiter ſich wie Habichte auf die Flüchtenden ſtürzten.

Der Kaiſer ſelbſt war diesmal den Monarchen auf den Ferſen, und als ſie nach Tilſit kamen, ſtand die Brücke über dem Niemen noch in Brand, über die ſie ſich im letzten Augenblicke mit den Überreſten

ihrer Armeen gerettet hatten. Die Beute war ungeheuer groß. In Königsberg fand man zum Beispiel 160 000 neue englische Gewehre, die noch nicht an Land gekommen waren.

In Tilsit trafen sich endlich Kaiser Napoleon und Kaiser Alexander; sie waren im Laufe von vierzehn Tagen täglich zusammen und verhandelten über Politik. Napoleon sollte Spanien gegenüber freie Hand haben, wie Alexander Finnland gegenüber. Mit großer Mäßigkeit, ja mit einer Schonung, die ihm sonst gar nicht eigen war, behandelte Napoleon den Zaren, auf dessen Fürbitte er sogar Preußen so viel Land wiedergab, daß es gerade am Leben blieb.

Alexander erkannte seinerseits die drei Könige Joseph, Ludwig und Jerome und den König von Sachsen als Großherzog von Warschau an, und endlich trat er der Kontinentalsperre bei, dies alles, ohne einen Augenblick ein einziges Wort, das aus seinem Munde ging, aufrichtig zu meinen.

Aber Napoleon, der in diesem Augenblick die Welt hätte in zwei Teile teilen können, freute sich, die Anerkennung und die Freundschaft dieses Mannes zu gewinnen, die, wie er glaubte, das Letzte war, das seiner Macht mangelte.

Darnach zogen die Armeen singend heim nach Frankreich, wo alle Städte, Paris an der Spitze, die braven Soldaten, die 10 Monate weg gewesen waren,

empfingen und sie in endlosen Festen speisten und tränkten.

Der Kaiser selbst teilte das Kreuz der Ehrenlegion, Beförderungen und Belohnungen reichlich, aber auch gerecht aus, was allem, was aus seiner Hand kam, unter Männern einen erhöhten Wert verlieh.

IV.

Der Kaiser war jetzt überall in Europa heimisch und wohlbekannt mit allen Schlössern Italiens und des Festlandes. Jeden Tag waren ihm die Offiziere und die Bedienung seiner Hofhaltung vorangeeilt, und wenn der Reisewagen am Abend über die Schloßbrücke hereinjagte, standen die Fackelträger auf der Schloßtreppe, seine eigenen Offiziere rissen die Wagentür auf und empfingen ihn, und beim Schein der Fackeln ging der kleine Mann in dem grauen Rock ruhig und sicher die breiten Treppen hinauf, wo die alten, gepuderten Diener des Schlosses standen und die Kandelaber in den zitternden Händen hielten; er schritt durch die erleuchteten Säle bis an seine eigenen Gemächer, ließ sich von seinem eigenen Kammerdiener entkleiden und setzte sich genau wie zu Hause in sein glühend heißes Badewasser.

Alles, was zu seiner Person gehörte, war von der allerbesten Beschaffenheit, und mit seiner ganzen

Pünktlichkeit und in dem ihm eigenen großen Stil geordnet.

Seine Wagenpferde waren auserlesene Tiere und in Brigaden von drei Gespannen geordnet, jede mit einem Vorreiter. Wenn er 20 französische Meilen fahren sollte, wurden sechs Brigaden auf seinem Wege aufgestellt, so daß er in Wirklichkeit nur ein ganz kurzes Stück mit denselben Pferden fuhr. Es ging wohl meist in einer Art Galopp, obgleich man es sich nicht recht vorstellen kann, wenn man bedenkt, mit was für Wegen man sich vor hundert Jahren begnügte — und dann die Wagen, die uns so schwer vorkommen.

Jedenfalls konnte unmöglich die Rede davon sein, im Wagen zu lesen oder mit den Karten zu arbeiten. Trotzdem waren Bücher, Schreibzeug, Karten und Ferngläser mit jeder Brigade, und alle Gegenstände und alles Zubehör war mit der Nummer der Brigade gezeichnet, so daß alles mit Leichtigkeit in der Nacht vor einer Reise geordnet werden konnte, ohne daß jemand es ahnte.

Übrigens hatte er genug zu denken. Wenn er nach Osten fuhr, dachte er an seine Feldzüge. Unterwegs kamen Ordonnanzen und Stafetten zu ihm, oder ein Marschall hielt mit seinem Stab an einem verabredeten Treffpunkt, um mit dem Kaiser zu konferieren. Tag und Nacht eilte er durch Dörfer und dunkle Wälder vorwärts. Es donnerte

durch die engen Straßen, und der Schein von seinen Fackeln fuhr wie ein Blitz durch die niedrigen Stuben.

Da ist er wieder!? sagten die Deutschen und verkrochen sich unter ihren Bettdecken. Aber er saß sicher in seinem guten Wagen, während seine Eskorte auf beiden Seiten mit glänzenden Säbeln und Pistolen rasselte.

Und wenn er nach Westen reiste, dachte er zu allererst daran, was er diesem Paris, das nie aus seinen Gedanken kam, zu bringen habe. Dann ordnete er im Kopf die Beförderungen, Auszeichnungen und Gaben an seine Leute.

Wohin er auch fuhr, hatte er ein Auge auf die Güter der Krone und die öffentlichen Domänen; er sammelte Güter, die er nach Belieben abrundete, für seine Marschälle und Herzöge; und man kann sich von dem großen Stil dieses Mannes im Belohnen und Weggeben schwer einen Begriff machen. Denn er überhäufte nie, nach Art törichter Fürsten, Günstlinge und Hofschranzen mit Reichtümern; noch weniger durften sich Weiberhände je dareinmischen. Es waren der Dank und die Anerkennung eines Mannes für Manneskraft und Mannesmut, die seinen Blick sicher durch die Reihen führten, — vom Marschall zum kleinen Tambour herab, der im Hemd hinausgelaufen war und Alarm geschlagen hatte.

Es gab eine Zeit, wo Marschall Davoust, Herzog von Auerstädt und Fürst von Eckmühl, von seinen

Ämtern und Domänen eine jährliche Einnahme von einer Million achthunderttausend Franks hatte.

Allerdings dauerte es nicht viele Jahre; mit dem Jahr 1814 gingen jedenfalls alle Güter, die außerhalb des eigentlichen Frankreich lagen, verloren. Aber wenn man daran denkt, was eine jährliche Einnahme von anderthalb Millionen Kronen vor hundert Jahren bedeutete, kann man sich einen Begriff davon machen, wie es rings um Napoleon mit dem Gelde zuging.

Und Davouſt war wirklich kein Günſtling, ganz im Gegenteil! Zwiſchen dem Kaiſer und ihm beſtand nichts, was dem Verhältnis des Kaiſers zu Duroc, Lannes oder zu Junot und Marmont im entfernteſten glich. Die Belohnungen waren nur den Eigenſchaften, die Davouſt zu einem ſtets zuverläſſigen und unüberwindlichen Heerführer machten, gezollt.

Napoleons Fürſtentitel waren nicht leere Titel wie die, welche die Kriegsherren der Neuzeit ein einzelnes Mal außer der Maſſe von Seidenbändern austeilen. Die meiſten ſeiner Offiziere und Großen bekamen mit den Titeln zugleich Einnahmen, die ſie in Stand ſetzten, in Paris ein großes Haus zu führen. Und noch jetzt gibt es in der höchſten franzöſiſchen Ariſtokratie manche dieſer herzoglichen Namen, die urſprünglich einem Soldaten Napoleons gegeben wurden.

Übrigens ist es schwer, alle diese Titel auseinanderzuhalten, die die Namen bekannter Krieger und Staatsmänner verdecken.

Murat wurde zuerst Großherzog von Cleve und Berg, darnach König von Neapel.

Berthier wurde wirklich regierender Fürst von Neuchâtel.

Auch Ponte Corvo und Benevent waren wirkliche, selbständige Fürstentümer, die Bernadotte und Talleyrand für sich und ihre Nachkommen verliehen bekamen.

Aber im Jahr 1806 errichtete Napoleon 22 Fürstentümer aus eroberten Ländern, wie z. B. Venedig, deren Inhaber den erblichen Titel und ein Fünfzehntel der Einnahmen des betreffenden Distriktes erhielten.

Solche Herzogtitel bekamen mehrere der Marschälle: Soult war Herzog von Dalmatien, Bessieres von Istrien, Victor von Belluno, Moncey von Conegliano, Mortier von Treviso, Macdonald von Tarent, Oudinot von Reggio.

Außer den Marschällen wurden General Duroc Herzog von Friaul, Maret von Bassano, Savary von Rovigo, Fouché von Otranto und ein Verwandter der Familie Bonaparte aus Corsica, Arrighi, ein tüchtiger Kavalleriegeneral, wurde Herzog von Padua. Aber die vornehmsten Titel waren doch die, die von den Schlachten hergenommen wurden, und die

Sieger durch das ganze Leben als Erinnerung begleiteten.

Der alte Kellermann, Herzog von Valmy; Lefebvre, Herzog von Danzig.

Maſſéna, Herzog von Rivoli und Fürſt von Eßlingen.

Lannes, Herzog von Montebello.

Ney, Herzog von Elchingen, Fürſt von Moskwa und Bereſina.

Davouſt, Herzog von Auerſtädt, Fürſt von Eckmühl.

Für alle dieſe und für ſehr viele mehr hatte Napoleon reichliche Einnahmen, entweder in Form von einträglichen Stellungen, oder wenn es damit für einige ſchwer hielt, in Form von großen, fürſtlichen Gaben. Er behielt ſie alle im Auge, und wenn es ihm auch nicht gefiel, daß ſie ſelbſt oder ihre Damen allzuſehr verſchwendeten, ſo wollte er doch auch nicht, daß ſie ſparen ſollten; er wollte, daß ſeine Männer den offnen Raum, der nach dem großen Aderlaß der Revolution geblieben war, ausfüllen ſollten und den Übergang bilden von Frankreichs altem Adel zu der neuen Geſellſchaft, die er ſelbſt ſchaffen wollte.

Darum umgab er ſich ſowohl zu Hauſe wie im Ausland mit dieſem glänzenden Kreiſe; wohin er kam, bildete ſich um ihn ein Hof – wie es zum erſtenmal im Schloſſe Montebello geſchah; und

überall in Europas Städten und in den verlassenen Schlössern, ging sein tägliches Leben unverändert seinen gewohnten Gang, wie in St. Cloud oder Fontainebleau.

Dieselbe Regelmäßigkeit und derselbe Zusammenhang in der Arbeit von Morgen bis Abend. Revue der Truppen, die in den Kampf sollten; oder Reorganisation der Korps, die mitgenommen vom Schlachtfelde zurückkehrten; dazu die Arbeit zu Hause in seinem Kabinett mit seinen Sekretären und Generalstabsoffizieren oder mit fremden Gesandten.

Er aß, wann es ihm beliebte; und er erhielt immer etwas Gutes. Selbst in den allerschlimmsten Tagen in Rußland, wo alle anderen die bitterste Not litten, bekam der Kaiser seinen eigenen Chambertin serviert; und ein wenig Fleisch oder Geflügel gab es stets zu seiner Mahlzeit. Er brauchte nur zu winken, so deckte man ihm gleich einen kleinen Tisch – ebenso rasch wie in den Tuilerien; er sagte selbst, daß es wie durch Zauberei geschah.

Wenn er im Felde war, steckten sie alle halbe Stunde ein Huhn für ihn an den Spieß, und es kam häufig vor, daß sie zwölf brieten, ehe er das dreizehnte aß.

Und während der Schlacht geschah es, daß sich sein Küchenmeister durch die Verwirrung durcharbeitete und dem Kaiser einen Bissen Essen und ein Glas Wein auf das Pferd hinaufreichte.

Denn obgleich Napoleon wenig Wert auf solche Dinge zu legen schien, war er doch auf allen Seiten von einer Aufwartung – ja von einer ergebenen Pflege umgeben, wie kein anderer Mensch. Alles, was seine Person und sein tägliches Leben betraf, war von vorzüglichster Beschaffenheit; und wo er war – ob zu Hause oder im Ausland – lebte er als der am besten verpflegte und am besten bediente Grandseigneur in Europa.

Auch seine Offiziere befanden sich in den ersten Feldzügen auf dem Kontinent wohl. Die höchsten fingen auch an, einen gewissen Luxus zu entwickeln; noch gab es keine Müdigkeit oder Übersättigung oder Übertreibung, nur von Junot, dem Herzog von Abrantes, wurde gesagt, daß seine Verschwendung wahnsinnig sei, und daß zum Beispiel seine Wagen und sein Stall-Etat fast so großartig wie die des Kaisers wären.

Aber für die jüngeren Offiziere waren die ersten Feldzüge nach Wien und Berlin die reinen Vergnügungsreisen. Sie wußten, das sie zum Sieg und zu neuen Beförderungen auszogen, und sie kamen an Höfe und in Kreise, wo es keine anderen jungen Männer gab als sie selbst, aber eine große Anzahl der schönsten Damen, die unmöglich diesen prächtigen Kavalieren aus Paris widerstehen konnten, die wie ein Sturmwind vom Schlachtfelde kamen, lachend und verliebt, um am Morgen wieder zu verschwinden – vielleicht für immer.

Der luſtige Laſalle, der hübſche Colbert, Gardanne mit dem berühmten Knebelbart, Turenne, Ségur — die vornehmſten Namen, denen die alten Damen ſich vorſtellen ließen, indem ſie errötend fragten: Wie geht es Ihrem Herrn Vater, dem Herzog?

Und alle die Offiziere, die hierzu nicht vornehm genug waren, fanden offene Schlöſſer und Rittergüter mit Jagd und Luſtbarkeit, und Spiel und Tanz, ſoviel ſie nur wollten. In Küche und Keller trafen ſie Landsleute, die eine Bewirtung wie in Paris auftiſchten, während der Kellermeiſter ſich ein Vergnügen daraus machte, den alten franzöſiſchen Wein ſeines Herrn hervorzuholen.

Wenn ſie in großen deutſchen Städten in Garniſon lagen, kehrten ſie das Unterſte zu oberſt mit all ihren Torheiten, verdrehten den Frauen den Kopf und brachten die einheimiſchen Männer zur Verzweiflung. Ein junger General verfiel darauf, ſeinem deutſchen Schneider anzuvertrauen, die neueſte Mode in Paris ſei, ſtramme, weiße Seidenhoſen mit roten Quaſten an den Knien zu tragen; aber der Schneider dürfte es ja nicht irgend jemandem ſagen, denn der General wollte ſelbſt der einzige ſein, der auf dem bevorſtehenden Ball die neue Mode trüge.

Es ging, wie berechnet. Der Schneider hatte den Mund nicht halten können; und der General und ſeine Freunde hatten die Freude, den einen der einheimiſchen Löwen nach dem andern mit ſtrammen,

weißen Seidenhosen und roten Quasten an den Knieen in den Ballsaal eintreten zu sehen.

Der gemeine Soldat und der Unteroffizier füllten sich mit Wein und deutschem Bier voll und schwenkten die Mädchen, daß die schweren Röcke flogen. Denn niemand konnte sich vor diesen Tollköpfen schützen, die die feine Sprache der Herrschaften, die man nicht verstand, redeten, die solche aufdringliche Hände und einen so sichern Griff um die Taille hatten, und die so leicht tanzen und springen konnten, als ob sie Stahlfedern in den Beinen hätten.

Die Kämpfe waren härter, und die ganze Art des Krieges war ernster als in Italien. Trotzdem ertönte lange inmitten des Kriegsgetümmels eine kleine Polka-Melodie in den ersten deutschen Feldzügen, bis sie nach und nach verschwand, als aus der Abrechnung der Fürsten eine Abrechnung der Völker wurde.

Napoleon wußte jetzt, daß er die Russen und die Deutschen, wie sie auch heißen mochten, schlagen konnte. Bei den Deutschen machte er nicht viel Unterschied zwischen den Volksstämmen; das war ihm alles ganz gleichgültig. Darum ließ er sich, sobald er dem regierenden Fürsten die Macht genommen hatte, von der überwundenen Armee Hülfstruppen geben, gab diesen französische Offiziere und ließ sie mit seinen Franzosen zusammen marschieren und sich schlagen. Es traf sich gut, daß viele der

Grenzbewohner und fast alle deutschen Offiziere, jedenfalls die höheren Grade, ein wenig französisch verstanden.

Napoleon sah hierin keine Gefahr, und wenn es damit endete, daß diese Truppen im Jahre 1813 zu ihren eigenen Landsleuten übergingen, worüber wir mit unsern Begriffen uns nicht verwundern können, so war dies füs Napoleon der schwärzeste Verrat. Denn sein eigenes Nationalgefühl war nicht stark ausgeprägt.

Er war ja nicht mehr Franzose, als unsere Leute Dänen waren, damals als sie Dänemark in manch einer Bedrängnis zu Hülfe kamen, wie Tordenskjold, Rye, Helgesen und Schleppegrell. Doch abgesehen davon, daß Norwegen ihnen immer höher als alles andere stand, hatte sich doch in der langen Zeit der Vereinigung bei unseren Leuten Dänemark gegenüber mehr Vaterlandsliebe entwickelt, als bei einem völlig italienischen Geschlecht vorausgesetzt werden kann, das eine verhältnismäßig kurze Zeit auf der Insel Korsika, die wiederum ganz kürzlich und gegen ihren Willen unter Frankreichs Herrschaft gekommen war, gewohnt hatte.

Napoleons Nationalgefühl war eigentlich das natürliche Bewußtsein, daß er der größte Sohn der größten Nation sei, und daß das, was er den anderen Nationen brächte, das Beste, was jemand bekommen könnte, sei, weil es französisch wäre; er kannte

keine Vaterlandsliebe außerhalb ſeiner Perſon und über ſie hinaus.

Er wußte nicht, daß es eine Vaterlandsliebe gibt, die über aller Vernunft ſteht, eine eigenſinnige Liebe zum eigenen Lande, die lieber ſich jeden Tag ſchlagen will und ſterben, als bezwungen die beſten Bedingungen aus fremder Hand annehmen.

Damals, als von der Landung in England die Rede war, von der viele nicht einmal geglaubt haben, daß ſie ernſt gemeint ſei, erwog Napoleon alle Schwierigkeiten und traf alle möglichen Vorbereitungen zu Waſſer und zu Lande.

Aber er rechnete kaum mit der engliſchen Nation; er konnte ſich kaum vorſtellen, was geſchehen würde, wenn ein Feind gegen London marſchierte. Napoleon hatte ſeine Erfahrungen auf dem flachen Feſtlande gewonnen, wo die Landesgrenzen in wahnwitzigen Fürſtenkriegen hin- und hergewogt haben.

Darum wurde ihm Spanien, auf das er ſich jetzt warf, ein verhängnisvolles Rätſel, an deſſen vergeblicher Löſung er ſich aufrieb.

Denn die Spanier waren vor 100 Jahren eine Nation, die lieber ſterben als ſich ergeben wollte.

Es iſt wohl wahr, daß Spanien unter einer beiſpiellos ſchlechten Fürſtenregierung kurz vor der Schlacht bei Jena eine äußerſt törichte Kriegserklärung an Frankreich geſandt hatte. Aber es iſt ebenſo

ſicher, daß ſich Napoleon, nachdem der ſpaniſche Kriegsverſuch ſogleich zu Boden geſchlagen war, ganz unberechtigt in die ſpaniſchen Verhältniſſe miſchte.

Seine Abſicht war offenkundig genug. Er wollte ſich auch der Krone Spaniens für einen ſeiner Familienangehörigen bemächtigen und zugleich durch Spanien ſeinem ſchlimmſten Feind, den Engländern, beikommen, die Portugal ſchon zu einer Art Handelsfaktorei gemacht hatten.

General Junot bekam den Befehl, friedlich durch Spanien zu marſchieren und Liſſabon zu beſetzen.

Junot war kein hervorragender General und noch weniger ein Diplomat, und wenn er ſo große Aufträge bekam, ſo war es hauptſächlich darum, weil Napoleon den rückſichtsloſen Mut, mit dem Junot jeden auch noch ſo unmöglichen Befehl des Kaiſers ausführen würde, kannte.

Er eroberte auch Portugal in einem Monat und erreichte, wie ihm befohlen war, Liſſabon am 30. November 1807 mit den Überreſten ſeiner Armee, die er durch Märſche und Kämpfe beinahe aufgerieben hatte.

Als er ſich näherte, ging das portugieſiſche Königshaus, die Familie Braganza, mit dem Hof und unermeßlichen Reichtümern an Bord der Flotte und ſegelte nach dem Kaiſertum Braſilien hinüber.

Napoleon machte Junot zum Herzog von Abrantes

nach einem Sieg, den er in Portugal erfochten hatte.

Junot war also friedlich durch Spanien marschiert wie durch einen Staat, mit dem der Krieg beendigt war. Und das taten auch im Anfang die 70 000 Mann, die der Kaiser im Jahre 1808 Junot nach Portugal nachgeschickt hatte. Aber plötzlich begannen diese Truppen, die von Marschall Moncey, dem Herzog von Conegliano und vom General Dupont geführt wurden, auf Befehl die spanischen Städte und Festungen zu überrumpeln und zu besetzen.

Am 6. Juni 1808 wurde Joseph Bonaparte zum König von Spanien proklamiert. Er hatte sich bisher so vortrefflich als König von dem lustigen Neapel amüsiert, weit von seinem unruhigen Bruder entfernt, daß er sich nicht besonders über diese Beförderung freute, die ihn auf den alten, unheimlichen Thron Spaniens berief, und es erging ihm auch nicht gut.

Der kluge General Excelmans kannte die spanische Nation besser als Napoleon, und er hatte ihm begreiflich zu machen versucht, daß dies die allerverkehrteste Art sei, die Spanier zu behandeln, aber niemand wollte auf ihn hören.

Die Folge war auch, daß ganz Spanien sich zu einem Widerstand erhob, der gleich im Anfang den Charakter einer Revolution annahm; es entstand ein Aufruhr gegen diesen König, den eine fremde Macht

ihnen aufgezwungen hatte. Und von diesem Augenblick an wurde mit äußerster Erbitterung zwischen den Spaniern und den Franzosen gekämpft, ohne Unterlaß bis zu Napoleons Fall.

Was die Kriege in Spanien so gänzlich von den offenen Feldschlachten in Italien und Deutschland, wo die französischen Generäle bisher gesiegt hatten, unterschied, war zunächst die natürliche Beschaffenheit des Landes, die zu kleineren Kämpfen, Überraschungen und Überfällen Gelegenheit bot. Und dazu kam der Umstand, daß der Krieg eine Volkserhebung war; die stolze Nation nahm mit jedem Mann, mit jedem Weib am Kampfe teil, man kämpfte in Banden, aus Hinterhälten und als Meuchelmörder; es fielen bald mehr Franzosen auf diese Art als in den eigentlichen Schlachten.

Und noch ein Umstand gab den spanischen Kriegen einen unheimlichen Anstrich. Und das war die Leichtigkeit, mit der die französischen Soldaten sich daran gewöhnt hatten, die Weiber in den eroberten Ländern als Beute zu betrachten. Darein wollten sich die Spanierinnen nicht finden, und was die Franzosen halb im Scherz angefangen hatten, nahm bei dem unerwarteten Widerstand gewaltsamere Formen an, bis es schließlich in Gewalt und schändlichem Mißbrauch auf Seiten der Sieger ausartete.

Die Wut der Spanier kannte bald keine Grenzen; der zerstreute Kampf wurde mit kalter Grausamkeit

geführt, die Gefangenen wurden gepeinigt, mißhandelt und verstümmelt; einzeln war kein französischer Mann in Spanien sicher. Und wenn die Truppen heranmarschiert kamen, fanden sie die Leichen ihrer Kameraden längs der Straßen aufgehängt, nackt und verstümmelt, und aus der Art, wie sie verstümmelt waren, konnte man deutlich erkennen, daß es Rache für die Weiber war.

Aber am schlimmsten war es, daß den französischen Waffen gleich im Anfang großes Unglück zustieß.

Ein französisches Korps rückte unter Führung des Generals Dupont längs des Andujar vor. Dupont gehörte einer alten Offiziersfamilie an und war mit knapper Not der Guillotine entgangen. Carnot hatte ihn mit Clarke zusammen in dem topographischen Departement des Kriegsministeriums anstellen lassen, aber er hatte auch bei Marengo ein Kommando und war sogar der Offizier, der nach der Schlacht die Übereinkunft mit General Melas abschloß. Bei Dürnstein hatte er unter Marschall Mortier gestanden, und nach Friedland bekam er auf dem Schlachtfelde das große Band der Ehrenlegion. Er gehörte also zu den hervorragendsten Generälen, und der Kaiser hatte Vertrauen zu ihm.

Eines Tages im Juni 1808 stand er bei Baylén mit einem kleinen Teil seines Korps dem spanischen General Reding, einem Schweizer von Ge-

burt, gegenüber. In einem kleinen Treffen war einer von Duponts Generälen, Gobert, gefallen, und der für ihn eintretende Dufour, ein tüchtiger General, der später an der Bereſina fiel, war unvorbereitet und nicht in der Situation. Mehrere Mißgeſchicke kamen hinzu. Ordonanzen verirrten ſich; Befehle wurden vom Feind aufgefangen, daraus entſtanden Mißverſtändniſſe, und eine Reihe ſchlechter Manöver wurden vorgenommen. Dazu kam, daß es ungewöhnlich heiß war, und Dupont krank wurde.

Dies alles machte ſich General Reding ſo gut zu nutze, daß es ihm nach einem ungleichen Kampf am 20. Juni gelang, Dupont zu einem Waffenſtillſtand zu zwingen.

Aber gleichzeitig wurde Reding auf einer anderen Seite von General Wedel angegriffen, ſo daß er ſich zwiſchen Dupont und Wedel befand und unweigerlich zerſchmettert worden wäre, wenn es ihm nicht geglückt wäre, Dupont dazu zu bringen, daß er Vedel durch eine Ordonnanz von dem Waffenſtillſtand benachrichtigte.

Da ſtand General Wedel von ſeinem Angriff ab und entließ ſogar ein ſpaniſches Regiment, das er gefangen genommen hatte.

Aber ſchon während Wedel noch kämpfte, hatte einer von Duponts Adjutanten, Villoutrai, der ſeinen Befehl ganz mißverſtanden hatte, aus Verſehen dem ſpaniſchen General Caſtanos, der noch ein gutes

Stück entfernt war, die Nachricht überbracht, daß Waffenstillstand sei.

Cartanos rückte in Eilmärschen nach Baylén, und bei seiner Ankunft wurde die Stellung so verzweifelt, daß der Waffenstillstand in eine vollständige Kapitulation überging. Und nicht genug hiermit: die Generäle Wedel und Dufour, die erfuhren, daß Dupont kapituliert hatte, und die fortmarschierten, um Madrid zu erreichen, bekamen nach einem Tagesmarsch durch einen abgesandten Adjutanten die Nachricht von Dupont, daß ihre Abteilungen auch mit in der Kapitulation einbegriffen gewesen wären. In einem Anfall von unbegreiflicher Dummheit gehorchten diese Generäle, ergaben sich und ließen ihre braven Soldaten entwaffnen und in spanische Gefangenschaft führen.

Die ganze Armee, 21 000 Mann mit 40 Kanonen und 2400 Reiter wurden Kriegsgefangene. Nur äußerst wenige von diesen ausgezeichneten Soldaten kamen je wieder nach Hause zurück. Die allermeisten gingen in den schrecklichen spanischen Gefängnissen durch Hunger und Unreinlichkeit und allerhand Mißhandlungen zu Grunde.

Wie es allgemein üblich war — vielleicht besonders in Spanien — hatten die höheren Offiziere sich eine große Beute zusammengeraubt, die im Wagentrain der Armee mitgeführt wurde. Und man hat gemunkelt, daß die Generäle mehr, als sich gebührte, an ihre kostbaren Fuhren dachten.

Aber als die Soldaten sahen, daß ihre armseligen Tornister untersucht werden sollten, gaben sie in ihrer Erbitterung den Wagenzug der Offiziere an, worin sich eine Menge Gemälde und Kostbarkeiten aus Kirchen und Schlössern fanden.

Das war der größte Schimpf, den die französische Armee je unter Napoleon erfahren hatte. Er bekam die Nachricht am 1. August in Bordeaux; und sein Schmerz und seine Wut waren grenzenlos.

Ich wünschte, ich könnte den Schimpf mit all meinem Blute auslöschen! rief er aus.

Der ausgezeichnete Ingenieur-General Marescot und ebenfalls General Privé hatten gegen die Kapitulation protestiert, die ihnen darum nicht zur Schande gerechnet wurde.

General Privé saß bis 1814 in englischer Gefangenschaft; aber Dupont kam ins Gefängnis. Sein Prozeß wurde, soviel ich weiß, nie zu Ende geführt; aber nach 1814 gelangte General Dupont unter den Bourbonen zu Ehren und Würden.

Als die Kapitulation von Baylén in ganz Spanien bekannt wurde, machte das Ereignis einen ungeheuren Eindruck: die französische Unüberwindlichkeit war wie weggeblasen, und die Revolution ließ sich nicht mehr unterdrücken. Nachdem er acht Tage lang König der Spanier gewesen war, mußte Joseph in fluchtartiger Eile Madrid verlassen.

Das Maß des Unglücks in Spanien im Jahre

1808 wurde voll, als General Wellesley, der spätere Lord Wellington, nördlich von Lissabon mit einem englischen Heer landete, sich mit den Portugiesen vereinigte und in einer Stärke von 26 000 Mann gegen Vimeiro marschierte.

Der unerschrockene Junot wich vor nichts zurück, sondern stellte sich mit seinen 10 000 Mann dem Feind entgegen. Er kämpfte 5 Stunden lang und verlor zwar die Schlacht, aber seine Haltung war auch nach der Niederlage so fest, daß der englische General ihm eine ehrenvolle Kapitulation anbot, die in dem berühmten Kloster bei Cintra in der Nähe von Lissabon abgeschlossen wurde.

Junots Armee wurde mit Waffen und Vorräten aller Art auf englischen Schiffen nach Frankreich geführt, so daß er und seine Leute die Halbinsel ohne Schande verließen.

Aber trotzdem! diese Kapitulation bei Cintra, gerade nach dem Skandal bei Baylén machte die Sache der Franzosen zu einer verlorenen, und die Engländer, deren Heer jetzt in Portugal verblieb, wurden von den Spaniern als Freunde und Verbündete begrüßt.

Und im Laufe einer kurzen Zeit gestaltete es sich so, daß die spanische Nation, die sich bei vernünftiger und rücksichtsvoller Behandlung mit den Franzosen verbündet haben könnte, um die fremden Engländer von der Halbinsel fern zu halten, sich

jetzt mit den Engländern vereinigte, um Napoleon zu verderben.

Als Napoleon und Alexander in Tilsit im Juli 1807 auseinandergingen, hatten sie sich gegenseitig versprochen, sie wollten vor Ausgang des nächsten Jahres einmal zusammen kommen.

Die Begebenheiten in Spanien und das englische Heer in Portugal machten die Begegnung mehr als notwendig. Preußens endgültiges Schicksal sollte entschieden werden; Österreich hatte mit großen Rüstungen angefangen und ließ seine Landwehr reorganisieren.

Als Napoleon im Juli 1808 zu der verabredeten Begegnung in Erfurt kam, war er, einem Brief an seinen Bruder Joseph zufolge, so ausgerüstet:

„Ich habe ein Heer bei Passau, eins in Warschau, eins in Schlesien, eins in Hamburg, eins in Berlin, eins in Boulogne, eins, das gegen Portugal marschiert. Ich ziehe ein Reserveheer in Boulogne zusammen, eins habe ich in Italien, eins in Dalmatien und eins in Neapel. Überall an den Küsten sind Garnisonen."

In Erfurt stellten sich alle deutschen Fürsten mit Ausnahme des Königs von Preußen und des Kaisers von Österreich ein. An Stelle des letzteren erschien Baron Vincent mit einer Entschuldigung. Die Sache war die, daß der Kaiser beleidigt war, weil er sah, wie

Napoleon ſich um niemand anders als um den Zaren kümmerte, und wie dieſe beiden ſich anſchickten, Europas Verhältniſſe zu ordnen, ohne ihn dazu einzuladen. Außerdem war Öſterreich ſchon ſtark von heimlichen Rüſtungen in Anſpruch genommen.

In den vierzehn Tagen, die ſie zuſammen in Erfurt verbrachten, hatten die beiden Kaiſer den vertrauteſten Umgang miteinander, und es ſah für alle Menſchen ſo aus, als ob der ruſſiſche Selbſtherrſcher auf die Achtung und die Freundſchaft ſtolz wäre, mit der Napoleon ihn behandelte.

„Die Freundſchaft eines großen Mannes iſt ein Gnadengeſchenk der Götter", wurde eines Abends von der Bühne geſprochen, wo Talma und die anderen Schauſpieler des Théatre français Tragödien ſpielten.

Bei dieſen Worten ergriff Alexander Napoleons Hand und ſagte mit Wärme: Das fühle ich jeden Tag in dieſer Zeit.

Napoleon war wie immer mit ſeinen Geſchenken bei der Hand. Er überreichte dem Großfürſten Konſtantin einen überaus koſtbaren Degen, aber dem Kaiſer Alexander gab er ſeinen eignen. Indem er die Waffe entgegennahm, ſagte der Zar:

Ich nehme dieſes Freundſchaftszeichen an, und Ew. Majeſtät können ganz ſicher ſein, daß ich es nie gegen Sie ziehen werde.

Am 14. Oktober ſchieden die beiden Herrſcher, der eine fuhr in ſein Reich nach Oſten, der andre nach Weſten, und ſie ſahen ſich nie im Leben wieder.

Man hat geſagt, daß Napoleons endgültiges Ziel bei allen ſeinen Kriegen ein allgemeiner Friede war. Inſoweit kann etwas Wahres daran ſein, als er ſich als Ziel wohl einen Zuſtand vorſtellte, wo alle anderen am Boden lägen, und er ſelber als der Größte von allen anerkannt wäre.

Die Fürſten, denen er begegnet war, waren ihm alle perſönlich ſoweit unterlegen, daß ihre erzwungne Anerkennung wenig Wert für ihn hatte. Für England hatte er kein Verſtändnis, das war kein Fürſtenreich nach ſeiner Auffaſſung. Aber Rußlands mächtiger Zar! – ihn zu gewinnen war ein Ziel; mit ihm war er bereit, die Welt zu teilen.

Darum verwandte er mehr Mühe darauf, dieſen Mann zu gewinnen, als er es je in ſeinem Leben bei andern getan hatte. Mit ſeinem großen, überlegnen Geiſt, ſeinen Kenntniſſen und all der Liebenswürdigkeit, die im Grunde ſeinem Charakter eigen war, mit all dieſem überſchüttete er den jüngeren Mann, der ja hätte von Stein ſein müſſen, wenn das keinen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Und Alexander I. war im Gegenteil in gewiſſer Hinſicht ſehr empfindſam und leicht zu rühren.

Und doch war es Napoleon, der sich vollständig narren ließ. Nicht, daß der andere ihn hätte hinters Licht führen können. Napoleon war verschlagen genug; er konnte selbst falsch sein, und Ränkespiel und Verstellung roch er auf weite Entfernung.

Aber es bleibt immer ein großer Unterschied zwischen Napoleons sozusagen gelegentlicher Falschheit und der asiatischen Form, wo die absolute, unverantwortliche Falschheit Ziel und Inhalt der Erziehung des jungen Fürsten und die vornehmste Prärogative des gereiften Herrschers bildet.

Alexander konnte ergriffen, bezaubert, gefühlvoll sein, und er konnte jedes Wort, das er sagte, auch meinen. Aber daraus entsprang bei ihm nichts, was mit dem, was wir Verpflichtung nennen, das geringste zu tun hat, geschweige denn daß er sein Urteil über Napoleon geändert oder nur eine Sekunde lang vergessen hätte, daß dieser bezaubernde Mann doch nichts anders war als ein korsischer Abenteurer mit Namen Bonaparte, auf dessen Nacken er eines Tages seinen guten Russenstiefel setzen würde.

Je mehr der König von Sachsen sich ihm näherte, und je flacher die kleineren deutschen Fürsten vor ihm lagen, desto mehr zog Napoleon den russischen Zaren an sich. Er maß nicht eifersüchtig seine Macht mit der des andern. Als dem älteren war es ihm genug, den jungen durch die Überlegenheit seiner Person zu überwältigen; zusammen mit Alexander

und von ihm anerkannt, würde er auf weitere Ansprüche verzichten, und nachdem England zerschmettert wäre, würde jeder von ihnen seine Hälfte der Welt besitzen.

Vorläufig sollte Rußland Finnland nehmen und Frankreich die spanische Halbinsel.

Am 19. Oktober war Napoleon wieder in St. Cloud.

Wenige Tage später hielt er bei Eröffnung der gesetzgebenden Versammlung eine Rede, worin er sagte: „In wenigen Tagen gehe ich nach Spanien, um mich an die Spitze meiner Armee zu stellen, meinen Bruder in Madrid zum König von Spanien zu krönen und unsre Adler auf Lissabons Befestigungen aufzupflanzen. Der Kaiser von Rußland und ich sind zusammen in Erfurt gewesen. Wir sind einig und in Krieg und Frieden unauflöslich miteinander verbunden."

Der Kaiser rückte am 4. November 1808 selbst in Spanien ein, und der Sieg folgte ihm sogleich auf dem Fuße. Joseph kam seinem Bruder entgegen und schloß sich dem Vormarsch gegen Madrid an. Viele von Napoleons ersten Generälen waren jetzt in Spanien, allmählich kamen sie beinahe alle, nur Davoust blieb davon verschont, aber sonst: Suchet, Soult, Ney, Massena, Viktor, Marmont — jeder

kam an die Reihe, aber keiner kam ohne Schaden davon.

Bei Somo Sierra hatte das Armeekorps, bei dem der Kaiser war, einen fürchterlichen, später berühmt gewordenen Kampf zu bestehen. General Viktor, der eben nach der Schlacht bei Friedland Marschall und Herzog von Belluno geworden war, stand am Fuße des berüchtigten Bergüberganges Somo Sierra. Dieser war mit Schanzen besetzt, worin sich 16 Kanonen befanden, während 10 000 Mann Infanterie in dem aufsteigenden Terrain zu beiden Seiten des Engpasses verteilt waren. Das Kommando führte General San-Benito.

Es war eine Stellung, die für andere Truppen als eine zahlreiche und ausdauernde Infanterie uneinnehmbar schien. Aber nach einigen mißglückten Angriffen wurde Napoleon ungeduldig. Er befahl dem General Montbrun, die Stellung mit den polnischen Lanzenreitern zu nehmen, die jener kommandierte, und die zur eigenen Garde des Kaisers gehörten.

Es war etwas ganz Unerhörtes, Reiterei gegen eine Stellung wie diese vorgehen zu lassen, aber der Kaiser war ungeduldig, und er wußte, sollte dies ausgeführt werden, so war dazu niemand besser geeignet als die Polen. Sie enttäuschten ihn auch nicht, sondern führten das dummdreiste Wagstück aus; sie trieben ihre Pferde den Berg hinan und setzten

über die Verſchanzungen. Die ſpaniſchen Artilleriſten wurden bei ihren Kanonen niedergehauen, und trotz ungeheuren Verluſten gelang es Montbrun, den Feind aus dem Engpaß hinauszuwerfen, ſodaß die Armee vorrücken konnte. Es wurde eine reiche Beute an Gefangenen und Vorräten gemacht.

Als die polniſchen Lanzenreiter zum Angriff vorgingen, folgte ihnen der junge Ségur; er hatte ſeine Stellung eigentlich in der perſönlichen Umgebung des Kaiſers, auf Reiſen als Adjutant und zu Hauſe als Palaſtoffizier.

Der Kaiſer bat ihn, ſoviel ich mich erinnere, den Platz eines gefallenen Offiziers einzunehmen, und ſo kam es, daß er an dieſem Siege teilnahm, der als ein einzig daſtehendes Wunder einer kavalleriſtiſchen Leiſtung angeſehen wird. Er wurde dabei freilich ſo fürchterlich verwundet, daß er mit knapper Not mit dem Leben davon kam.

Später wurde er reichlich belohnt; er folgte dem Kaiſer als General bis zuletzt und ſtarb erſt 1871, einundneunzig Jahre alt. Es iſt derſelbe, der die ausgezeichneten Memoiren geſchrieben hat, in denen beſonders der Zug nach Rußland berühmt geworden iſt.

Sein Vater hatte Katharina der II. von Rußland gedient und war zeitig in Napoleons Dienſte getreten, wo er Oberhofmarſchall und Ceremonienmeiſter in den Tuilerien war; Napoleon war ſehr ſtolz auf ihn.

Gegen die Polen war Napoleon nicht gut. Nicht daß er im Dienſt hart gegen ſie geweſen wäre oder ſie zurückgeſetzt hätte. Im Gegenteil, der Angriff auf Somo Sierra war und wurde auch weiterhin gewiß auf beiden Seiten als ein Kompliment aufgefaßt. Und viele von den polniſchen Offizieren ſtiegen zu hohen Stellungen empor: es waren mehrere Generäle darunter: Fürſt Poniatowski, der ſogar ein paar Tage lang Marſchall war, ehe er bei Leipzig fiel. General Dombrowski führte die Polen in Rußland, und in ſeiner Jugend hatte Napoleon als ſeinen liebſten Adjutanten den Polen Sulkowski gehabt, der ſchon in Ägypten fiel.

Aber in politiſcher Hinſicht enttäuſchte er die Hingebung der Polen und ihre Erwartungen grauſam.

Napoleon begriff wohl, daß dies kein Volk war, woraus man ein Königreich für einen Bonaparte machen könnte, das in allen Stücken den Befehlen aus Paris gehorchen würde; und das eben wollte er. Außerdem wollte er ſeinem Freunde dem Zaren nicht zuwiderhandeln.

Die übertriebene Liebe der Polen zur Freiheit und ihr flammender Haß gegen die Tyrannen waren keineswegs ſein Geſchmack. Darum wurde nie ein Königreich Polen aufgerichtet, das beſtändig der Traum der Polen war. Er nahm ihre Dienſte an und hielt ſie mit Andeutungen und halben Verſprechungen hin, und dabei blieb es.

Nach der Schlacht bei Somo Sierra konnte Napoleon gerade auf Madrid losmarschieren, das er auch leicht mit Gewalt hätte einnehmen können. Aber er sah ein, daß es ein schlechter Anfang sein würde, Joseph noch einmal mit Gewalt in ein Königreich mit ausgeplünderter Hauptstadt einzusetzen. Er nahm sich also Zeit und schloß die Stadt ringsum ein, so daß sie sich von selbst ergab.

Mit großer Mühe glückte es den spanischen Behörden, die Bevölkerung soweit im Zaum zu halten, daß die Wiedereinsetzung König Josephs unter scheinbarer Ruhe vor sich gehen konnte. Napoleon ließ es an hochtönenden Proklamationen an das spanische Volk, die nicht den geringsten Eindruck machten, nicht fehlen.

Dagegen machte es einen starken Eindruck auf ihn, daß die Spanier trotz des großen Unwillens gegen die Franzosen, so ehrerbietig und königstreu waren, daß König Joseph seinen Palast in Madrid ebenso unberührt, wie er ihn verlassen hatte, wiederfand. Sogar die Familienporträts der Bonapartes hingen auf ihren Plätzen, darunter Davids berühmtes Bild: General Bonaparte in den Alpen.

Napoleon konnte den nationalen Zug nicht begreifen, daß der aufgezwungene König Gegenstand des Hasses war, aber daß Spaniens König in seinem Schlosse sicher war. Hätte man von Anfang an ohne Anwendung von Gewalt Joseph die Stelle des alten, ver-

haßten und elenden Königshauses einnehmen lassen, so wäre vielleicht alles anders geworden; jetzt war es zu spät.

Am 22. Dezember verließ Napoleon Madrid, um selbst den Krieg zu leiten. Dieser war in der Hauptsache gegen die Engländer gerichtet, die den Duero überschritten hatten und sich Valladolid näherten. Zum Schutz des Königs Joseph hinterließ der Kaiser in Madrid die Marschälle Viktor und Lefebvre und die Kavallerie-Generäle Lasalle, Milhaud und Latour-Maubourg.

Gleich anfangs trafen einige Unglücksfälle ein. General Lefebvre-Desnouettes ging unvorsichtigerweise mit 400 Dragonern über eine Furt, um das Dorf Bonavente zu besetzen, das er für verlassen hielt. Aber unglücklicherweise waren noch 2000 englische Reiter zurückgeblieben, die sich auf die kleine Abteilung warfen; Lefebvre-Desnouettes wurde verwundet und sein Pferd ihm unter dem Leibe weggeschossen, sodaß er ins Wasser fiel und gefangen genommen wurde.

General August Colbert – es gab drei Brüder – bekam den Oberbefehl über Lefebvres Truppen, die einen Teil von Marschall Bessieres Garde-Kavallerie im Vortrab bildete. Zwei Tage darauf fiel der junge Mann; ehe er starb, sagte er noch: Ich sterbe als ein braver Soldat der großen Armee, denn vor mir sehe ich den schlimmsten Feind des Vaterlandes auf der Flucht.

Er war einer der Löwen bei Hofe und einer der schönsten Männer der Armee.

Aber unter der Leitung des Kaisers schlugen die Marschälle Ney und Soult die Engländer in mehreren Schlachten; General Moore fiel, und General Baird wurde an der Brücke del Curgo vor Corunna gefährlich verwundet. Es war überhaupt vorauszusehen, daß unter Napoleons Führung der Krieg bald mit der Eroberung der Halbinsel und der Vertreibung der Engländer endigen würde. Denn er war der einzige, der mehrere Armeen auf einmal manövrieren lassen und die Generäle im Auge behalten konnte.

Doch mitten im Januar 1809 bekam er in Valladolid solche Nachrichten aus Paris, besonders über die feindliche Haltung Österreichs, daß er sogleich zu Pferde stieg und Spanien Joseph mit Marschall Jourdan als Obergeneral überließ.

Daß Napoleon so ohne weiteres seine Armee in einem feindlichen Land verließ, rief die Erinnerung an seine plötzliche Abreise aus Ägypten wieder wach, und später in seinem Leben, als dasselbe wieder geschah, machte es viel böses Blut, besonders unter den Offizieren; die Soldaten ließen sich alles von ihm gefallen. —

Es gab eine Sache, die alle vornehmen Reisenden schleunigst von Paris nach Hause an ihre aristokratischen Kreise und an die Höfe schrieben, nämlich

daß Bonaparte nicht reiten könnte, er säße nicht gut zu Pferde, nähme sich nicht gut aus und ähnliches mehr. Es lag gewissermaßen ein Trost darin, daß dieser Mann, der sie alle in allem übertraf, auch in seinem persönlichen Auftreten, jedenfalls in der vornehmen Reitkunst nicht Stich hielt.

Die Sache war die, daß Napoleon ein nachlässiger Reiter war, für den es immer am wichtigsten gewesen war, durch dick und dünn in möglichst großer Eile vorwärts zu kommen. Er hatte nie Zeit gehabt oder den Drang in sich gefühlt, Haltung zu lernen, auf die besonders Fürstensöhne so viel Wert legen müssen.

Stundenlang tadellos und ohne sich zu rühren auf einem Pferde zu sitzen und über große Truppenmassen Revue abzuhalten, soll für Mann und Pferd sehr anstrengend sein. Der Kaiser von Rußland hat eine Reihe Rappen, die darauf dressiert sind, still zu stehen wie aus Bronce, ohne ein Glied zu rühren.

Aber Napoleon war immer in Bewegung; selbst während einer Revue war er hier und dort und überall, weil sein Auge alles sehen sollte, und weil seine Gedanken bei dem waren, was er sah, und er sich nicht darum kümmerte, wie er selbst aussah. Darum fanden die Fremden, die den kleinen Mann in dem grauen Rock auf dem herrlichen Tiere sahen, das er ritt, ohne einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf das Tier oder seine Reitkunst zu lenken, daß er ein mäßiger Reiter sei.

Aber wo es galt, ein gefährliches Terrain zu paſſieren oder lange auszuhalten, konnte er reiten wie wenige in Europa. Er ritt am 16. Januar in ſcharfem Jagdgalopp von Valladolid zurück nach Burgos, das er am ſelben Morgen verlaſſen hatte — fünfunddreißig franzöſiſche Meilen in fünf Stunden. Von dort fuhr er ohne den Wagen zu verlaſſen nach Bayonne und weiter nach Paris, wo er ganz allein ankam, niemand hatte mit ihm Schritt halten können. Am Abend des 23. Januar raſte ſein Wagen in die Tuilerien hinein, und am nächſten Morgen wurde Paris durch den Moniteur überraſcht, der meldete, daß Napoleon aus Spanien zurückgekehrt ſei.

Öſterreich hatte ſich vier Jahre lang im Zaume gehalten. Aber es konnte nie von ſeinem Haß gegen den vermeſſenen Sohn der Revolution ablaſſen, der ſeine Heere kurz und klein geſchlagen hatte, um ſich ſchließlich als Kaiſer an den Tiſch der Souveräne zu ſetzen. Außerdem kamen Geld und ſtarke Aufforderungen von England, die beſonders laut wurden, als der Kaiſer durch ſeine Gegenwart nahe daran war, die Engländer von der Halbinſel zu verjagen. Als darum Öſterreich durch ſeine drohende Haltung Napoleon veranlaßte, Spanien zu verlaſſen, leiſtete es in Wirklichkeit England einen großen Dienſt, während dem Kaiſer Franz Joſeph ſelbſt die unbeſonnene Kriegserklärung teuer zu ſtehen kam.

Die Öſterreicher hatten eine große und überlegene

Armee von nahezu 300000 Mann gesammelt, und sie besaßen wenigstens einen der größten Feldherren der Zeit, nämlich den Erzherzog Karl. Die Truppen standen in Polen, Sachsen, Tirol und Italien unter den Erzherzögen Karl, Ferdinand und Johann und den Generälen Kolowrat, Bellegarde und Hiller.

Die französischen Streitkräfte waren so verteilt: Poniatowski in Polen, Bernadotte in Sachsen, General Gratien in Holland und König Jerome in Westfalen; dies waren eigentlich Reservetruppen.

Die Hauptarmee, die unmittelbar unter der Leitung des Kaisers stand, bestand aus dem Korps Lannes und Oudinot, Davoust mit seinem dritten Korps bei Regensburg und dem vierten unter Massena bei Ulm. Das siebente Korps, bestehend aus 30000 Bayern unter dem Herzog von Danzig, stand bei München; das achte unter Vandamme war aus 12000 Württembergern und 12000 anderen Deutschen zusammengesetzt. Von Italien aus rückten Macdonald und Marmont nach Norden. Insgesamt waren es 267000 Mann.

Endlich nach vielen bitteren Worten und nach langwierigen Ränkespielen erfuhr Napoleon am Abend des 12. April, daß Erzherzog Karl über den Inn gegangen sei; und einen Augenblick später saß er in seinem Reisewagen und fuhr im Galopp nach Osten. Am 17. schlug Napoleon sein Hauptquartier in Donauwörth auf.

Vom Anfang dieſes Feldzuges an verging kaum ein Tag, ohne daß ſich einer der franzöſiſchen Generäle auszeichnete, und man kämpfte ſich nach Oſten gegen Wien zum Teil in großen, blutigen Schlachten vorwärts.

Bei Abensberg überließ Napoleon es hauptſächlich den Bayern und Württembergern, die Öſterreicher unter General Hiller zu ſchlagen, und unter dem Oberbefehl von Davouſt, Lannes und Vandamme gelang es ihnen, einen großen und vollſtändigen Sieg davonzutragen.

Marſchall Davouſt, der ſchon Herzog von Auerſtädt war, wurde Fürſt von Eckmühl, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Regensburg, wo er in einer ungewöhnlich hitzigen Schlacht von drei Stunden Dauer das Armeekorps des Erzherzogs Karl vernichtete und den Weg nach Wien frei machte. General Cervoni, der aus einer italieniſchen Familie ſtammte, wurde getötet, während er vor dem Kaiſer eine Karte ausbreitete; und General Clement verlor bei Eckmühl einen Arm.

Bei Regensburg wurde Napoleon verwundet, das einzige Mal in ſeinem Leben; es war ein unbedeutender Riß an der Ferſe. Der König von Bayern, den die Öſterreicher aus München vertrieben hatten, kehrte im Triumph in ſeine Hauptſtadt zurück; und alle franzöſiſchen Armeen marſchierten jetzt auf Wien los, indem ſie den Feind vor ſich her trieben.

Zum erſtenmal war Napoleon ohne ſeine Garde marſchiert. Er hatte mit Willen die Bayern und Württemberger in ſeine nächſte Umgebung gezogen, um ſie für Abensberg zu belohnen und ſie näher an ſeine Perſon zu knüpfen.

Am 10. Mai um 9 Uhr war Napoleon vor den Toren Wiens. Aber da es eine Weile dauerte, bis die Stadt ſich ergab, ließ er am Abend des 11. eine Batterie von fünfzehn Kanonen 1800 Bomben in die Stadt hineinwerfen, die ſogleich an verſchiedenen Stellen zu brennen anfing. Am 12. Mai morgens kapitulierte Wien, und General Andreoſſy wurde Gouverneur der Stadt.

Indes war es diesmal notwendig, nach der Einnahme Wiens über die Donau zu gehen, wo die feindliche Armee noch unter den Erzherzögen und dem General Hiller zur Schlacht bereit ſtand.

Um über die Donau zu kommen, brauchte man vier Brücken, da man mehrere Inſeln zu paſſieren hatte, von denen die letzte nur durch einen drei bis vierhundert Fuß breiten Arm vom linken Flußufer getrennt war. Die Arbeit fing unter der Leitung der Ingenieur-Generäle Pernetti und Bernard an. Der letztere war noch nicht ſo berühmt, wie er ſpäter wurde, und wurde auch nicht als Ingenieur für ſo hervorragend angeſehen wie Lariboiſiere, Chaſſeloup, Marescot und Haxo, auch nicht wie der große Eblé, der die Brücken über die Bereſina ſchlug.

Am 19. Mai befahl Napoleon, die Pontons zusammenzusetzen und die Brücken zu schlagen. Massena ging am 20. mit der Division Molitor voran; er vertrieb nach einem zweistündigen Kampfe die Österreicher von der Insel, und um 12 Uhr hatte er sein ganzes viertes Korps auf der Insel, die ziemlich groß ist, und die damals mit Gestrüpp bewachsen und von tiefen Gräben und Wasserläufen durchschnitten war.

Am Abend des 20. Mai entwickelte Napoleon seinen Plan, den letzten Arm des Flusses früh am nächsten Morgen zu überschreiten und die beiden Dörfer Aspern und Eßlingen zu besetzen, — er ahnte nicht, und auch keiner von den anderen ahnte, daß der Erzherzog Karl und General Hiller sich in diesen beiden Stellungen so festgesetzt hatten, daß die Franzosen zwei äußerst gefährliche Schlachten liefern mußten, um festen Fuß auf dem linken Ufer zu fassen — und trotzdem gelang es nur zur Hälfte.

Am Abend des 20. saßen die Offiziere und Soldaten an den Lagerfeuern und hielten sich wie gewöhnlich am Abend vor der Schlacht durch Gespräche und Erzählungen munter. Ein junger Offizier, namens Albuquerque — aus einer spanischen Familie — war soeben mit Lannes' Truppen aus Spanien gekommen. Er hatte das Glück gehabt, den Degen des tapferen General Palafox in Empfang zu nehmen, als dieser endlich Saragossa übergab, und jetzt saß er da und

ſang den Kameraden, die ſeine ſchöne Stimme kannten und ſich um ſein Wachtfeuer ſcharten, fröhliche Lieder und ſentimentale ſpaniſche Liebesgeſänge vor. Am nächſten Vormittage fiel er bei Aſpern.

Am nächſten Morgen, während Napoleons Truppen im Begriff waren, die letzte Brücke zu überſchreiten, entfaltete die feindliche Armee ihre Kräfte und fing ſogleich mit überlegener Stärke an, die Abteilungen anzugreifen, die herüber gekommen waren. Der Kampf drehte ſich um die beiden Dörfer, die abwechſelnd in den Händen der beiden Parteien waren, fünf bis ſechs mal im Laufe des Tages. Maſſena kämpfte bei Aſpern und Lannes bei Eßlingen. Die Franzoſen waren in der Minderzahl, aber ſie waren ja die erſten Soldaten Europas, und ſie hielten ſich den Feind vom Leibe, bis die Dunkelheit hereinbrach.

Marſchall Beſſieres hatte ſeine Kavallerie im Feuer gehabt, und ſie hatten Wunder der Tapferkeit verrichtet, aber ſie hatten auch einen großen Verluſt erlitten dadurch, daß General d'Eſpagne gefallen war – einer der großen Reiteranführer – und drei ſeiner Oberſten.

In der unheimlichen Nacht zwiſchen dem 21. und dem 22. Mai lagerte Maſſena in den Ruinen des brennenden Aſpern, während die Öſterreicher unter Bellegarde die Kirche und den Kirchhof in demſelben Dorf beſetzt hielten.

Aber von Müdigkeit überwältigt, gönnten die beiden Armeen einander ſtillſchweigend einige Stunden der Ruhe auf dem engen Schlachtfelde.

Und inmitten dieſer Verwirrung war noch Zeit zu einem hitzigen privaten Streit zwiſchen den Marſchällen Beſſieres und Lannes. Durch die Anordnung des Kaiſers war nämlich Beſſieres' Kavallerie Lannes zur Verfügung geſtellt worden, ſodaß Beſſiere, ſozuſagen unter Lannes Oberkommando zu ſtehen kam, und das konnte er nicht ertragen. Es entſtand eine heftige Zänkerei zwiſchen den Marſchällen und es fehlte nicht viel, daß es noch an demſelben Abend zu einem Duell gekommen wäre.

Es wurde nicht lange geſchlafen. Schon um 2 Uhr morgens fingen die Öſterreicher an, ſich zu rühren. Napoleon ſandte unabläſſig Adjutanten zu den übrigen Armeekorps, die noch auf den Inſeln und auf dem rechten Ufer waren, daß ſie ſo ſchnell als möglich herüberkommen ſollten.

Inzwiſchen waren die Brücken ſelbſt in der größten Gefahr. Denn die Öſterreicher beluden Boote mit gewaltigen Steinen und warfen Mühlen und Mühlenräder und alles, was ſchwimmen konnte, oberhalb der Brücken in den Fluß; dies wurde dann alles von der Strömung mitgenommen, ſo daß es ſich an den franzöſiſchen Brücken feſthängte und gegen das Pfahlwerk und die Pontons drückte und ſtieß.

Am frühen Morgen kam Marſchall Davouſt allein zum Kaiſer herübergeritten, um zu melden, daß jetzt ſeine Leute bald kämen; ein Teil war ſchon gekommen und kämpfte zuſammen mit den Helden vom geſtrigen Tage. Napoleon fing darum den Tag voller Hoffnung an, obgleich der Erzherzog wieder ſeine überlegenen Maſſen mit der größten Gewalt vorwärts führte. Die Franzoſen ſtanden ebenſo unerſchütterlich wie am vorhergehenden Tag.

Da beſchloß Napoleon, ſicher auf die nahen Verſtärkungen vertrauend, zum Angriff überzugehen und gab den Marſchällen den Befehl, das Zentrum der Öſterreicher zu durchbrechen und ſie auf die Ebenen zurückzuwerfen.

Dies Manöver, das ſie ſo gut aus vielen ſeiner Schlachten kannten, wurde augenblicklich und ſo glanzvoll ausgeführt, daß in der Schlachtlinie des Feindes der gefährliche, offene Zwiſchenraum entſtand.

Erzherzog Karl ergriff eine Fahne von General Zachs Regiment, um ſeine Leute wieder vorwärts zu führen; er ſetzte ſeine Perſon ſo rückſichtslos wie der tapferſte Soldat aus; aber er wurde von der zurückweichenden Bewegung der Armee mit fortgeriſſen.

Auch Napoleon war an dieſem Tag ſo unvorſichtig, daß General Walther, der ihn mit den Garde-Grenadieren zu bewachen hatte, vor ihn hintrat und ſagte: Wenn Ew. Majeſtät ſich nicht zurückziehen,

werde ich meine Grenadiere Sie mit Gewalt wegführen laſſen.

Es war noch nicht ſpäter als 8 Uhr morgens, und Napoleon war in ſeinem Eifer ganz ſicher, den nächſten Augenblick Davouſts erſte Kolonnen über den Fluß kommen zu ſehen.

Da bekam er die Nachricht, daß die größte der Brücken geſprengt ſei.

Ganz ruhig und ohne ein ungeduldiges Wort ſah er, wie der ſichere Sieg ſeinen Händen entglitt. Er erteilte Lannes den Befehl, mit dem Angriff einzuhalten, während er ſelbſt nähere Erkundigungen einzog. Aber die Nachrichten, die er erhielt, überzeugten ihn bald, daß er an dieſem Tage keinerlei Hülfe von der anderen Seite der Donau her erwarten dürfe; und ſie ſelbſt auf dem linken Ufer hatten nicht einmal Munition.

Es war den Öſterreichern gelungen, die längſte Brücke mit ſo viel ſchwimmenden Laſten zu beladen, daß die Strömung ſie ſchließlich in der Mitte zerſprengte.

Es blieb dem Erzherzog nicht lange verborgen, daß Napoleon etwas zugeſtoßen ſei. Er ſammelte ſeine Leute, die nicht mehr angegriffen wurden; und es entſtand dann einer der heftigſten Kämpfe, die man je erlebt hat; er dauerte zwölf Stunden und beſchränkte ſich auf dasſelbe verhältnismäßig enge Terrain. Die Franzoſen verteidigten ſich den

ganzen Tag mit einer unglaublichen Tapferkeit, und es fiel eine ganz ungewöhnlich große Anzahl Offiziere; unter diesen General Saint-Hilaire — einer der Bedeutendsten. Bei Austerlitz erhielt er den großen Adler der Ehrenlegion und das Komturkreuz der Eisenkrone.

Aber ein anderer Verlust war noch viel schlimmer, — nämlich daß der Marschall selber, Marschall Lannes, der Herzog von Montebello fiel.

Seine Adjutanten hatten den Marschall gerade dazu gebracht, einen Augenblick vom Pferd zu steigen, um sich ein wenig auszuruhen und die Beine auszustrecken. Da kam eine Kanonenkugel und zerschmetterte ihm beide Kniee. Er lebte noch einige Tage unter heftigen Schmerzen, bis er am 30. Mai starb.

Er war Napoleons bester Jugendfreund und der bedeutendste von ihnen allen. Die Leute, die alles um Napoleon so abschreckend wie möglich haben darstellen wollen, haben auch versucht, das Verhältnis zwischen Lannes und Napoleon als durchaus nicht freundschaftlich darzustellen.

Daß Lannes dem Kaiser derbe Worte sagte und vielleicht im Gespräch über ihn kein Blatt vor den Mund nahm, mag wahr genug sein. Napoleon war nicht ein Mensch, den man so in aller Gemütlichkeit gern haben konnte; selbst im Verkehr mit seinen Nächsten behielt er die Kälte, womit er sich absichtlich umgab, bei. Aber wenn er sie mit Dank,

Lob und Belohnungen überhäufte, wußten sie, und sie sahen es auch an einem kleinen Blick oder Lächeln, daß er ihr treuer Freund war. Der Kaiser erwähnte Lannes nie, ohne seine hervorragenden Eigenschaften warm zu loben, und er hat sein ganzes Leben diesen seinen besten Mann vermißt.

Nach der schrecklichen Schlacht bei Aspern und Eßlingen, die im allgemeinen als der größte Sieg des Erzherzogs Karl angesehen wird, bekam General Mouton für seine Kaltblütigkeit und seine unerschütterliche Tapferkeit den Titel Graf von Lobau mit reichen Dotationen.

Der Kaiser war ruhig und kalt wie immer, als er am Abend seine Marschälle zur Beratschlagung berief. Sie wollten alle, daß man die Armee auf das rechte Donauufer in Sicherheit bringen sollte. Aber es war ihm unmöglich, so weit zurückzugehen; er konnte sich nicht dazu bequemen, weiter zu gehen als bis zur Insel Lobau.

Es wurde der Befehl gegeben, den Übergang zu beginnen, sobald die kurze Brücke nach Lobau fertig wäre. Aber die Dörfer sollten solange als möglich besetzt gehalten werden, um den Feind, so lange es ging, zu täuschen.

In der Nacht ruderte Napoleon allein mit Berthier über die Donau, um Davoust und die anderen Generäle zu trösten, die während der großen Schlacht untätig hatten liegen müssen.

Um 2 Uhr morgens fing die Garde in aller Stille an, über die kurze Brücke nach Lobau zu gehen, darnach kamen die Kavallerie und Oudinots Grenadiere, und ſchließlich hatten ſie, noch ehe es richtig tag wurde, alles auf der einen Brücke nach Lobau herübergeſchleppt.

Jetzt mußte ein rationeller Übergang über den Fluß vorbereitet werden, und die beſten Ingenieur-Offiziere der Armee arbeiteten dreiundvierzig Tage lang, um Brücken, Fähren und Pfahlwerk für den Übergang von einem Heer von 150000 Mann mit allem Zubehör herzuſtellen. Das Lager auf Lobau wurde in der Zwiſchenzeit zu dem ſtärkſten Waffenplatz Europas, und von allen Seiten marſchierten franzöſiſche Heere auf dieſen Punkt zu. Es wurde auch in dieſer Zeit eine Reihe ehrenvoller Schlachten von Napoleons Generälen geliefert, während er ſelbſt in Schönbrunn Hof hielt.

In den erſten Tagen des Juli waren die Ingenieure mit ihrer Arbeit fertig, die in jener Zeit als ein Meiſterwerk angeſehen wurde. Drei Brücken, ſo breit wie Kolonnenwege, wo drei Wagen nebeneinander paſſieren konnten, führten von dem rechten Flußufer über die kleine Inſel und nach Lobau hinüber; die Brücken, die von hier aus nach dem linken Ufer führen ſollten, lagen bereit, um im letzten Augenblick über den Flußarm geſchlagen zu werden. Das Ganze war durch ein Pfahlwerk geſchützt, das auf

einer kleinen Insel weiter oben in der Strömung in eine Spitze auslief.

Quer über die Insel Lobau war ein vierzig Fuß breiter Weg angelegt, der auf einem Damm hinlief; und auf diesem Weg und auf den Brücken waren aller zehn Faden auf beiden Seiten Laternen angebracht. An allen Kreuzungen befanden sich Wegweiser mit Befehlen für jedes Armeekorps.

Hier strömte man von allen Seiten zusammen, und auf der Insel Lobau trafen sich Leute von allen Korps der großen Armee, die überall in Europa Krieg geführt hatten. Am Abend des 3. Juli saßen sie am Biwakfeuer; Kriegskameraden, Freunde und Verwandte, die sich sechs Jahre lang nicht gesehen hatten, fanden sich in dem großen Gewühle wieder. Außer Massena, Davoust und Oudinot kamen auch der Vizekönig Eugen aus Tirol, Marmont aus Italien, Bernadotte, Vandamme, Lefebvre, König Jerome aus Dresden und Junot aus Bayreuth.

Am 4. Juli wurde der Befehl zum Übergang gegeben. Mehrere fertige, kleine Brücken wurden über den letzten schmalen Arm nach dem linken Ufer geschlagen, darunter war eine, die große Bewunderung erregte. Sie bestand aus einem einzigen Stücke und war im Laufe von acht bis zehn Minuten errichtet.

Aber am Abend brach ein Unwetter los, wie man es ähnlich nie erlebt hatte. Sturm und unermeßlicher Regen und dabei das heftigste Gewitter

über der ganzen Insel. Und mitten in all dies hinein mischte sich das Gebrüll der Kanonen, die den Übergang beschützen sollten.

Aber nichts konnte sie aufhalten oder auch nur ihre Stimmung beeinträchtigen. Ein Korps nach dem andern trat seinen Marsch an, über Brücken und Inseln in Finsternis und Unwetter. Der Kaiser war die ganze Nacht zu Pferde; man rechnete aus, daß er in den Tagen vom 4. bis 6. Juli sechzig Stunden zu Pferde gesessen hatte.

Am nächsten Morgen war die große Armee hinüber, und als die Sonne aufging, schien sie auf das ganze französische Heer, das in all seinem Glanze in Schlachtordnung aufgestellt stand. Der Erzherzog zog sich an diesem Tage zurück.

Am Nachmittage kam es zu einem Gefecht bei Wagram, wo sich General Macdonald mit seiner Armee aus Italien auszeichnete. Bernadotte dagegen, der die sächsischen Hilfstruppen befehligte, machte einen schwachen und mißglückten Angriff auf das Städtchen Wagram; seine Truppen wurden geschlagen und zogen sich in völliger Auflösung zurück.

Der Erzherzog hielt die Höhen von Wagram besetzt und biwakierte dort die Nacht.

Zeitig am nächsten Morgen, am 7. Juli, dem eigentlichen Schlachttag bei Wagram, griffen die Österreicher das Dorf Aderklaa an, das Bernadotte besetzt halten sollte. Aber auch von dort liefen seine

Sachſen in wilder Flucht davon, und der Erzherzog drängte in Wirklichkeit Napoleons linken Flügel ſoweit zurück, daß die Batterien von Lobau anfangen mußten zu feuern, um die Brücken zu ſchützen.

Maſſena befehligte den linken Flügel. Bei ihm waren die Generäle Molitor, Legrand und Boudet mit ſeiner vortrefflichen Artillerie.

Ferner General Carra Saint-Cyr. Er wurde zuerſt vorgeſchickt, um Aderklaa wieder zu nehmen, aber infolge eines ungeſchickten Manövers, kamen ſeine Truppen in eine ſo ſchlechte Stellung, daß ſie bei dem Mangel jeder Deckung aufgerieben und zurückgeworfen wurden, wobei ſie den ganzen linken Flügel mit fortriſſen, ſowohl Legrand wie Boudet, der ſogar ſeine geliebten Kanonen verlor.

In dieſem kritiſchen Augenblicke kam General Reille und meldete Napoleon, daß die Öſterreicher Maſſena, deſſen ganzes Korps tatſächlich völlig in Unordnung geraten war, zu überwältigen drohten. Der Kaiſer ſandte Marſchall Berthier mit der Garde und 80 Kanonen von rechts nach links quer über das Schlachtfeld. Es mußte ſchon zum äußerſten gekommen ſein, wenn Berthier mit der Garde vorgeſchickt wurde.

General Lauriſton führte die Artillerie und General Reille die junge Garde zum Angriff auf Aderklaa, den wichtigſten Punkt auf dem linken Flügel. Marſchall Beſſieres erhielt die gleiche Ordre, aber in dieſem

Augenblick wurde er von einer merkwürdigen Kugel am Bein getroffen, die ihm seine Beinkleider bis zum Knie zerriß und einen zickzackförmigen Streifen am Bein hinterließ.

Der Kaiser hörte, daß einer aus seinem Gefolge getroffen und vom Pferde gestürzt sei.

Wer ist es? fragte er, ohne sich umzudrehen.

Der Herzog von Istria, wurde geantwortet.

Reiten wir weiter, sagte der Kaiser; wir haben keine Zeit, jetzt wieder zu weinen — er dachte an Lannes.

Dieser Augenblick aus der Schlacht bei Wagram ist es, den man so häufig auf Photographien, die nach dem großen Gemälde in Versailles gemacht sind, dargestellt sieht.

Napoleon ritt an diesem Tag bei Wagram eins seiner berühmtesten Pferde. Es hieß Euphrat und war ein Geschenk des Schahs von Persien. Ein so weißes Pferd hatte man in Europa noch nicht gesehen.

Mitten im heftigsten Geschützfeuer ritt er jetzt auf diesem Pferde in gestrecktem Galopp von rechts nach links über das Schlachtfeld, vor der Front des französischen Heeres vorbei, nach dem bedrängten linken Flügel. Savary und die anderen Generäle, die ihm folgten, so gut sie konnten, erwarteten jeden Augenblick ihn stürzen oder vom Pferde fallen zu sehen.

In der Division Lamarque nahm der Kaiser seinen

Platz und hielt sich hier eine ganze Stunde auf, währenddessen der linke Flügel wieder in Ordnung gebracht wurde. Mitten im Kugelregen saß er hochaufgerichtet auf seinem weißen Pferd, so daß, bei den kurzen Entfernungen, die in jener Zeit die feindlichen Heere im Kampfe schieden, Freund und Feind ihn sehen konnte.

Davoust war auf dem rechten Flügel, wo er gegen den Fürsten Johann von Liechtenstein kämpfte. Er hatte den Befehl zu einem großen Angriff auf das Dorf Neusiedel. Bei Davoust waren die Kavalleriegeneräle Nansouty und Arrighi, der Herzog von Padua, der die Stelle des gefallnen d'Espagne einnahm.

Der Feind wich langsam vor den sichern Manövern des Herzogs von Auerstädt zurück.

Der Kaiser ließ seinen Diener Roustan, einen Mameluken, den er aus Ägypten mitgebracht hatte, ein Bärenfell auf der Erde ausbreiten; er stieg ab, legte sich nieder und schlief sogleich ein, wie es seine Gewohnheit war; übrigens hatte er ein Recht, müde zu sein. Als er nach einer Viertelstunde erwachte, stand ein Kreis von Adjutanten mit Meldungen von allen Teilen des Schlachtfeldes um ihn versammelt.

Aber der Kaiser erhob sich ruhig, richtete das Fernrohr auf Neusiedel, und als er sah, daß Davousts Truppen auf den Höhen waren, wo sie sein sollten, schob er das Fernrohr wieder zusammen und sagte zu dem

Adjutanten, den die Reihe traf: Reiten sie zu Massena und sagen sie ihm, er könne vorrücken. Die Schlacht ist gewonnen.

Bis ein Uhr mittags tobte der Kampf auf den großen Ebnen, wo die Pferde fast in dem hohen Weizen verschwanden. Am Rande des Schlachtfeldes ging das reife Korn in Flammen auf, so daß große Äcker in weitem Umkreise brannten, das Feuer erreichte den wohlverborgnen Train und sprengte die Pulverwagen in die Luft.

Macdonald war der eigentliche Held des Tages; es gelang ihm endlich, das Zentrum zu sprengen und eine Lücke zu schaffen, die eine herrliche Gelegenheit geboten hätte, sich mit der Kavallerie hineinzustürzen und Gefangene und Beute zu machen. Aber Murat war in Spanien, Bessieres war verwundet, d'Espagne gefallen, und zu allem Unglück fiel an diesem Tage auch General Lasalle, der größte Reiterführer, der Napoleon geblieben war.

Lasalle war einer der schönsten Männer in der französischen Armee; außerdem ein von Hause aus wohlerzogener Kavalier. Aber er hatte mit der Zeit ein durchaus wildes Wesen angenommen. Er fluchte und trank, er sang und brüllte und verspielte all sein Geld.

Als er in Ägypten war, stand er in Korrespondenz mit einer Dame in Paris. Die Engländer erbeuteten diese Briefe, und mit der unglaublichen Geschmack-

losigkeit, die sie bei allem, was Napoleon anging, zeigten, veröffentlichten sie diese Briefe in der europäischen Presse.

Die Dame war mit einem Bruder des damaligen Generals Berthier verheiratet, und das Bekanntwerden der Briefe hatte einen ungeheuren Skandal in Paris mit Scheidung usw. zur Folge. Aber Lasalle verheiratete sich später mit Madame Berthier und stieg als Offizier allmählich so hoch, daß er einer der Männer wurde, denen der Kaiser am meisten Vertrauen schenkte, und die er immer verwandte.

Unter den Kameraden war er ungewöhnlich beliebt. Und seine Leute folgten ihm, wenn er sich in den Sattel schwang und seinen Säbel zog, wie ein Sturmwind über Stock und Stein, durch Feuer und Blut. Aber noch lange nach Lasalles Tod herrschte ein wilder Ton in der leichten Kavallerie.

Am Abend vor der Schlacht bei Wagram hatte General Lasalle dem Kaiser einen Brief geschrieben, worin er ihn bat, sich seiner Hinterbliebenen anzunehmen. Es geschah oft, daß selbst die Tapfersten vor den großen Schlachten solche Anfälle von Verzagtheit hatten und solche Briefe schrieben, die, wenn der Betreffende fiel, wie Vorausahnungen aussahen.

Im Ganzen war bei Wagram auf beiden Seiten der Verlust an Offizieren groß. Die Franzosen verloren außer Lassale auch die Generäle Gauthier und Lacour und sieben Obersten.

Gauthier hatte ſich unter Davouſt bei Auerſtädt ausgezeichnet; bei Wagram wurde ihm ein Bein weggeriſſen, und er ſtarb daran. General Gudin, der ſich ganz in der Nähe von Davouſt aufhielt, unter dem er immer focht, erhielt im Laufe des Tages vier Wunden. Außer Beſſieres wurden zwanzig andere Generäle verwundet, kamen aber mit dem Leben davon. Dem General Lamarque wurden vier Pferde unter dem Leibe weggeſchoſſen. Maſſena dagegen, der in dieſen Tagen vielleicht dem feindlichen Feuer am meiſten ausgeſetzt geweſen war, erhielt nicht die kleinſte Schramme oder Wunde. In der Armee hieß es von Marſchall Maſſena, wie von Murat und Ney, ſie wären kugelfeſt. Aber bei Maſſena kam noch hinzu, daß es für gefährlich galt, ſich in ſeiner Nähe aufzuhalten. Ja ſogar der Platz, den er eben verlaſſen hatte, wurde gemieden; kam einer und nahm ihn ein, wurde ihm zugerufen, er ſolle ſich in acht nehmen, der Maſchall habe ſich eben dort aufgehalten.

Ein paar Tage vor der Schlacht hatte Maſſena das Unglück, auf einer Rekognoszierung mit dem Wagen zu ſtürzen. Er wurde dabei ſo übel zugerichtet, daß er während der Schlacht nicht zu Pferde ſitzen konnte, ſondern ſein Korps vom Wagen aus leiten mußte. Als es indeſſen auf dem linken Flügel allzu ſchlimm wurde, ſtieg er trotz ſeiner Schmerzen zu Pferd. Er rief eine ſeiner Ordonnanzen

herbei, damit ſie ihm den Steigbügel etwas länger ſchnalle, und hob aus dieſem Anlaſſe mit großer Anſtrengung ſein verſtauchtes Bein, ſo hoch er konnte, am Hals des Pferdes empor. Und im ſelben Augenblick kam eine Kanonenkugel ſauſend am Pferd vorbeigeflogen und riß den armen Soldaten, der mit dem Sattelzeug beſchäftigt war, weg.

Maſſena hatte ſeine Laufbahn wie Bernadotte und ſo viele andre als einfacher Soldat in den Heeren der Republik begonnen. Aber er war einer der großen Feldherrn vom rechten Schlage, und Napoleon bezeichnete ihn ſtets als den erſten, obgleich das Verhältnis zwiſchen ihnen nie beſonders gut war. Maſſena ließ ſich gern zuſammen mit andern Mißvergnügten auf kleine Intriguen ein, und Napoleon war ſeinerſeits davon ebenſo gut unterrichtet, wie von der Tatſache, daß Maſſena, wo er hinkam, ein unverbeſſerlicher Räuber und Plünderer war.

Nach Eylau war er Herzog von Rivoli geworden, jetzt wurde er Fürſt von Eßlingen.

Napoleon umarmte Macdonald und ernannte ihn zum Marſchall und Herzog von Tarent, was eigentlich im Verhältnis zu Macdonalds Taten und Verdienſten etwas ſpät geſchah. Aber es hatte einige Zeit gedauert, ehe Napoleon volles Vertrauen zu dieſem Manne faßte, der aus ſchottiſchem Geſchlechte ſtammte und ein etwas ſteifes, ſelbſtbewußtes Weſen hatte. Napoleon mochte ihn im Grunde niemals.

Macdonald war ziemlich hoch gewachsen und hatte ein offenes, energisches Gesicht, nur seine Nase war zu kurz. In der Schlacht bei Wagram trug er die veraltete Uniform der Generäle der Republik, mit ungeheuer großen Federn am Hut, und wo er hin kam, zeichnete er sich aus. Es glückte ihm sogar, Bernadottes fliehende Sachsen zum Stehen zu bringen und zum Wiedervorgehen zu bewegen.

Auch Oudinot und Marmont erhielten den Marschallstab. Für Marmont war es vielleicht etwas früh. Aber in seiner kalten und ungemütlichen Art schätzte Napoleon den tüchtigen und glänzenden Marmont.

Bernadottes Korps wurde aufgelöst und er selbst in Ungnade von der Armee weggeschickt.

Das Armee-Bulletin vom 30. Juli enthält folgenden Passus: Das 9. Korps, das Ponte-Corvo befehligte, wurde aufgelöst. Die Sachsen, die diesem Korps angehörten, stehen unter General Regniers Kommando, und der Fürst von Ponte-Corvo ist ins Bad gereist.

Die Sache war die, daß Marschall Bernadotte sich während des ganzen Feldzuges von 1809 ungewöhnlich schlapp gezeigt hatte; er wird nie unter den Generälen erwähnt, deren Bravour eine große Schlacht entschied. Aber nichtsdestoweniger prahlte er unaufhörlich und kritisierte den Kaiser. Am Abend vor der Schlacht hatte er in einem Kreise von Offi-

zieren geſeſſen und davon geſprochen, daß Napoleons Übergang über die Donau und die nachfolgenden Manöver mangelhaft und total mißglückt wären.

Er ſelbſt – Bernadotte – würde durch ein paar wohlberechnete Manöver den Erzherzog beinahe ohne Kampf gezwungen haben, die Waffen zu ſtrecken.

Als nun am nächſten Tage ſeine Sachſen flüchteten, und Bernadotte im Galopp ihnen nachritt, hielt der Kaiſer ihn an, um zu fragen, ob dies das wohlberechnete Manöver wäre, mit dem er den Erzherzog zerſchmettern wollte.

Napoleons Spione hatten ihm das Geſpräch von geſtern bereits hinterbracht.

Sicher iſt, daß Bernadottes Korps am 5. Juli aus Wagram und am 6. Juli aus Aaderklaa floh, und Napoleon äußerte ſich ſcharf über ihn in dem Tagesbefehl an ſeine Marſchälle.

Aber das war noch nicht das Ärgſte. Nachdem es alſo ihm und ſeinem Korps in der Schlacht ſo übel ergangen war, hatte der Fürſt von Ponte-Corvo trotzdem die Unverfrorenheit, einen Tagesbefehl zu erlaſſen, etwas, was ſonſt allein dem Obergeneral zukam, und was ſich nie ein Marſchall erlaubt hatte; aber er erließ eine Proklamation, worin er die Ehre der Schlacht bei Wagram für ſich und ſeine Sachſen in Anſpruch nahm.

Die ganze Armee, und beſonders die Offiziere waren entrüſtet, und der Kaiſer war wütend. Er

wollte den Marſchall nicht ſehen und ſchrieb an den Kriegsminiſter nach Paris: „Falls Sie Gelegenheit haben, den Fürſten von Ponte-Corvo zu ſehen, ſo geben Sie ihm mein Mißfallen über den lächerlichen Tagesbefehl zu erkennen, den er in alle Zeitungen hat einrücken laſſen, und der doppelt unrichtig iſt, da er ſich mir gegenüber den ganzen Tag über ſeine Sachſen beklagte.

Überhaupt will ich Ihnen keineswegs verhehlen, daß der Fürſt von Ponte-Corvo ſich während dieſes Feldzuges nicht immer gut aufgeführt hat. Die Wahrheit zu ſagen, hat ſich dieſe „Granit-Kolonne" beſtändig auf der Flucht befunden."

Der Sieg bei Wagram war entſcheidend genug, trotzdem war er nur ſchwer errungen worden, und es fehlte das gewöhnliche Nachſpiel mit Gefangenen, Kanonen, Fahnen uſw. Es war vorbei mit den guten, alten Bajonettſchlachten; die Artillerie mußte eingreifen, um dieſe Infanteriekolonnen zu ſtützen, die ſtark mit Rekruten und fremden Hilfstruppen durchſetzt waren. Es fielen auf dieſe Weiſe auch weit mehr Offiziere als früher; und endlich ſchien es dem Kaiſer hier bei Wagram zum erſten Male, als ob ſich bei ſeinen höchſten Generälen eine gewiſſe Erſchlaffung zeige. Er war mit dieſer Schlacht nur mäßig zufrieden.

Auch auf öſterreichiſcher Seite waren drei Generäle tot und zehn verwundet, darunter Erzherzog Karl

ſelbſt. Er hatte ſich den ganzen Tag über nicht geſchont und war zweimal getroffen worden. Aber er führte den Kampf zu Ende als der unerſchrockene Soldat und große Heerführer, der er in Wahrheit war. Die Tage von Aspern – Eßlingen – Wagram zeigten, was die braven Öſterreicher vermochten, wenn ſie von einem großen General geführt wurden.

Napoleon hielt Hof in Schönbrunn, während von den Diplomaten am Friedensſchluſſe gearbeitet wurde. Eines Tages wäre er beinahe von einem deutſchen Fanatiker, namens Stabbs, ermordet worden. Dieſer war bei einer Parade ſchon ganz in die Nähe des Kaiſers gelangt, als General Rapp ihn im letzten Augenblicke plötzlich packte, weil ihm der Mann ſo verdächtig auszuſehen ſchien.

Nach den enormen Anſtrengungen bei Eßlingen und Wagram hatte Napoleon während des Aufenthaltes in Schönbrunn plötzlich einen Anfall einer Krankheit, über deren Natur man nichts weiter erfuhr. Die hohen Offiziere ſeiner Umgebung haben nie das Geheimnis verraten; aber daß es etwas Ernſtes war, konnte man aus den beſorgten Beratungen zwiſchen Maret, Berthier und Duroc und aus der Eile entnehmen, mit der nach Corviſart, dem Leibarzte des Kaiſers, und einem berühmten Profeſſor aus Wien geſchickt wurde.

Es hat ſich möglicherweiſe nur um einen ungewöhnlich heftigen Anfall von Dyſurie gehandelt,

woran er ſchon 1796 litt, ebenſo wie bei Borodino, wo er krank und den Augen der Armee mehrere Tage lang verborgen war.

Am 19. Oktober wurde der Friede zu Wien unter äußerſt demütigenden Bedingungen für Öſterreich geſchloſſen.

Obgleich er noch ſechs Jahre lang Krieg führte und die glänzendſten Siege gewann, war dieſer Friede eigentlich der letzte, den Napoleon in ſeinem Leben ſchloß. Europa ſchloß niemals Frieden mit ihm.

Am 26. Oktober kehrte der Kaiſer nach Fontainebleau zurück, nachdem er für Frankreich neue Siege errungen und ſein Reich mächtiger als je gemacht hatte.

V.

In den Jahren 1810 und 1811 regierte Napoleon zu Paris. Das war jedenfalls scheinbar seine Glanzzeit. Frankreichs Grenzen waren bis zur Elbmündung erweitert, und Rom war die zweite Hauptstadt des Kaiserreiches. Ganz Europa erkannte die Übermacht des Kaisers an, ausgenommen England, das trotz des Schadens, den der Handel durch die Absperrung des Festlandes erlitt, immer Geld für alle die hatte, die Napoleon Widerstand zu leisten wagten, und das außerdem von der spanischen Halbinsel aus langsam aber sicher sein großes Reich unterminierte und seine Streitkräfte schwächte.

Der Widerstand der Spanier wurde nun immer verbitterter und grausamer, während England immer neue Truppen in Portugal landete.

Marschall Soult, der Herzog von Dalmatien, bildete sich einmal ein, er würde König von Portugal werden. Aber Wellington vertrieb ihn aus Oporto und zwar

so gründlich, daß Soult den ganzen Troß seiner Armee verlor. Die Nachricht von dieser Schlacht empfing Napoleon am Tage nach Aspern und Eßlingen durch einen Kurier, den der Kriegsminister schleunigst von Paris abgesandt hatte.

Im Jahre 1810 standen in Spanien 400000 der allerbesten französischen Soldaten unter Führern wie Soult, Massena, Ney, Viktor und Suchet; dieser letztere war übrigens der einzige, der in seiner Provinz eine geordnete Verwaltung durchzuführen vermochte. Sonst gab es kein Zusammenhalten und manches Mißgeschick. Und mit der Zeit wurde es als eine Art Verbannung und ein Zeichen von Ungnade aufgefaßt, wenn in Paris ein Offizier eines schönen Tages den Befehl erhielt, nach Spanien zu gehen.

Der hübsche Sekretär und Palastoffizier Canouville war einer von Paulinens vielen Liebhabern. Napoleon hatte ihr eben einen russischen Mantel mit ungewöhnlich kostbarem Pelzwerk und Diamantknöpfen geschenkt. Die Augen des Kaisers, die alles sahen, erkannten eines Tages dieses Prachtstück im Vorzimmer des Sekretariats wieder. Eine Stunde später war Canouville auf dem Wege nach Spanien.

Umgekehrt war es mit Septeuil, auch einem der Löwen des Hofes. Er wollte Paulinens Annäherungsversuche nicht verstehen, und darüber wurde sie so erzürnt, daß der junge Offizier auf ihre Veranlassung nach Spanien geschickt wurde.

In einer der ersten Schlachten wurde dem lustigen Gesellen das eine Bein zerschossen, und während die Ärzte es absägten — so, wie sie vor hundert Jahren sägten und sudelten — sagte er zu seinem Burschen: Weine nicht deswegen! Jetzt brauchst du nur einen Stiefel zu putzen.

Der ungeheure Apparat des französischen Hofes, den die Revolution so gründlich zersplittert und in alle Winde zerstreut zu haben schien, war längst unter den Händen des Kaisers wiedererstanden, und zwar in einer Gestalt, die wohl verschieden war von der des alten Regimes, aber keineswegs minder großartig, was die Genauigkeit der Etikette und die verschwenderische Pracht der Festlichkeiten anlangte.

Napoleons neuer Hofetat war natürlich nicht so, wie es früher gewesen war, mit alten Überflüssigkeiten und unnützen Personen, die nur Gagen bezogen, überfüllt. Aber er ließ manchen alten Titel wieder aufleben und verlieh ihn seinen Männern und ihren Damen, oder er zog Damen und Herren von altem Namen an seinen Hof, und das tat er mit besonderer Freude. Er sagte selbst, niemand könnte Hofdienste ausführen wie der alte Adel.

Eine Montmorency scheute sich nicht, sich niederzubeugen und Josephinens Schuhschleife zu knüpfen; aber viele von den neuen Damen wollten sich nicht zu einem solchen Kammerjungferdienst herablassen.

Dasſelbe Lob ſpendete er auch den Männern von altem franzöſiſchen Adel, die er zu diplomatiſchen Sendungen benutzte; er ſagte, daß er durch ſie weit mehr zu wiſſen bekäme, als durch ſeine eignen Leute.

Trotzdem fiel es ihm nicht ein, ſeine Leute dem alten Adel gegenüber in den Schatten zu ſtellen; er hatte die Begriffe der Revolution in ſich aufgenommen und belohnte das Verdienſt ohne Anſehen der Herkunft. Während er neues und altes zuſammenſchmiedete, damit ein feſter Zuſammenhang entſtehe, wachte er ſorgfältig darüber, daß keiner dem andern Verdruß verurſachte.

Er war zu gleicher Zeit ſtolz darauf, den Grafen Ségur von dem alten Adel zum Zeremonienmeiſter zu haben, und doch konnte es ihm nie einfallen, dem Marſchall Lefebvre einen Wink wegen ſeiner kecken und unbefangenen Gemahlin, der Herzogin von Danzig, zu geben, deren inkorrektes Auftreten Paris mit Gelächter erfüllte und den vornehmen Höfen rings in Europa zum Troſt und zur Beruhigung gereichte.

Und dieſe Haltung des Kaiſers legte dem alten Adel Zügel an und ſtützte den neuen. Alle fühlten, daß er, der an der Spitze ſtand, wohl zu würdigen verſtand, was des Dankes und der Ehre wert ſei.

Las Caſes, der ſelbſt einem vornehmen franzöſiſch-ſpaniſchen Adelsgeſchlechte angehörte und früh Dienſte am Hofe des Kaiſers genommen hatte — er folgte

ihm ſogar nach St. Helena – erzählt, daß er eines Tages folgende Geſchichte über Madame Lefebvre, die Herzogin von Danzig, zu hören bekam: Sie half armen Emigranten und unter andern auch einer adeligen Familie, die ſo ſtolz und vornehm war, daß die Herzogin, die wohl wußte, wie man ſie betrachtete und über ſie ſprach, die Hilfe nicht aus eigner Hand anzubieten wagte.

Sie ging daher zu der Familie, wo ſie und ihr Mann ſeinerzeit einfache Bediente geweſen waren, und durch dieſe Menſchen, die ebenfalls der hohen Geſellſchaft angehörten, brachte ſie anonym ihre Hilfe dort, wo ſie wollte, an.

Als ich dies hörte, ſagt Las Caſes, hörte ich auf, die Herzogin von Danzig zu verſpotten. Ich machte mir im Gegenteil von da an ein Vergnügen daraus, ihr manchen Abend in den Tuilerien meinen Arm zu bieten, und ſie in den prachtvollen Sälen herumzuführen, unbekümmert um die unzähligen Sticheleien und die großen Augen meiner Kameraden.

Aber obgleich die Miſchung von neuem und altem mit aller möglichen Rückſicht und ohne jede eitle Prahlerei vollzogen wurde, ſo entſprang daraus doch weder Leben noch Leichtigkeit. Der Ton in den Tuilerien blieb ſteif und kalt, denn Napoleon, der ſchon ungemütlich als Erſter Konſul war, wurde als Kaiſer geradezu unangenehm. Die Herzogin von Abrantes und alle die andern Damen dachten unter

Tränen der glücklichen Tage in Malmaiſon, wenn ſie jetzt in der ſteifen Hoftracht in den Tuilerien, St. Cloud oder Fontainbleau Dienſt tun mußten.

Oder wenn ſie ſelber, weil er es wollte, große Luxusfeſte gaben, konnten ſie ſich nie mehr am Tanze oder den luſtigen Maskeraden freuen; ſie mußten nur an ihn denken und nur auf ihn warten.

Und wenn dann gerufen wurde: der Kaiſer! wurde die Geſellſchaft, die vom Warten ſchon nervös war, plötzlich mäuschenſtill, und aller Augen und Gedanken richteten ſich auf ihn, um herauszufinden, in was für Laune er war; denn er war rückſichtslos wie ein Sultan. Gelegentlich konnte er noch zum Scherzen aufgelegt ſein; ſonſt amüſierte es ihn am meiſten, auf den Maskeraden die jungen Damen zu Tode zu erſchrecken, wenn er durch ſeine Spione ihre kleinen Geheimniſſe kannte.

Die Feſte, die der Kaiſer gab und geben ließ, waren im allgemeinen ſo ungeheuer langweilig, daß ſie zu einer wahren Prüfung für die Jugend wurden.

Napoleon hielt dieſelben frühen Vormittagsaudienzen ab, wie ſie die franzöſiſchen Könige abzuhalten pflegten, wenn ſie vom Bett aufſtanden und ſich ankleiden ließen. Oder er gab große Audienzen vor einem oder dem andern Feſt in den Tuilerien. Der ganze Hof war aufgeſtellt und wartete; die Geſandten der fremden Mächte in der erſten Reihe.

Schnellen Schrittes kam der Kaiſer herein und ging die ſich verbeugenden und verneigenden Reihen entlang. Das waren die ſpannendſten Augenblicke für ganz Europa; denn aus den kurzen Worten, die er an die Geſandten richtete, oder nur aus der Art, wie er den einen mit Stillſchweigen überging oder dem andern eine Priſe Tabak anbot, wurde hinterher in ganz Paris und an allen Höfen Europas geweisſagt und prophezeit wie aus Kaffeeſatz.

Die kurzen Geſpräche mit den Geſandten ſpielten ſich gewöhnlich ungefähr ſo ab:

Der Kaiſer: In welcher Abſicht zieht Ihre Regierung große Truppenmaſſen in Tirol zuſammen?

Metternich: In Wahrheit! Ew. Majeſtät überraſchen mich —

Der Kaiſer: Bah! ich weiß Beſcheid, und ich ſehe einer zufriedenſtellenden Erklärung entgegen.

Metternich: Es ſoll augenblicklich ein Courier nach Wien geſandt werden. Vielleicht könnte ich mit demſelben Boten meinem Hof ein beruhigendes Wort von Ew. Majeſtät wegen des Vormarſches des Herzogs von Raguſa aus Italien ſenden.

Napoleon: Woher wiſſen Sie das?

Metternich: Ah! Sire! es iſt alſo wahr?

Napoleon: Wahr oder nicht; ich ſchulde keine Erklärung.

So ungefähr verliefen dieſe Geſpräche, die in den Augen der Diplomatie ungeheure Dimenſionen an-

nahmen und dem Fürsten Metternich den Ruf einbrachten, der schlaueste und kühnste von allen zu sein.

Und doch war es zumeist nichts anderes als die inhaltsloseste Spiegelfechterei. Beide Parteien wußten ja vollständig Bescheid über die gegenseitigen Ränke und Rüstungen. Des weiteren wußten sie, daß es nur eine Frage der Zeit wäre, wann sie sich wieder schlagen würden. Aber die Kunst bestand eben darin, Frieden zu reden und Krieg zu meinen; und so gingen sie um einander herum, wie die Katze um den heißen Brei.

Napoleon war in diesen Jahren noch der schöne Mann, wenn er mit seinen festen, kleinen Schritten herankam, die man in der ehrfurchtsvollen Stille weithin über die gebohnten Dielen hörte, begleitet von einem leisen Sporenklirren, wenn er in hohen Schaftstiefeln war; und mit dem leisen Duft von Eau de Cologne, der ihm anzuhaften pflegte. Aber er fing bereits an, etwas zu dick zu werden, und das nahm mit den Jahren zu, selbst wenn er im Felde war.

An seinem Hofe war die Kaiserin Josephine durch ihre Anmut und Liebenswürdigkeit, sowie durch Takt und Klugheit überall ihrer hohen Stellung gewachsen; und alle die großen Männer, Könige und Fürsten, die mehr oder minder freiwillig Paris besuchten, versuchten vergebens etwas zu finden, das sie an ihr aussetzen könnten. Ja selbst Ludwig XVIII. mußte, als er wieder nach Hause kam und die großen Ver-

änderungen im Louvre und in den Tuilerien sah, einräumen, daß alles einen Stil hatte, den weder er selbst noch sonst jemand hätte anders wünschen können.

Aber während Napoleon den Hof seinen pompösen Gang nach den Regeln, die er selbst gegeben hatte, gehen ließ, arbeitete er Tag und Nacht mit einer Vielseitigkeit und Ausdauer, die die Zeitgenossen nie müde wurden zu bewundern. Wie er im Felde seine Pferde zu schanden ritt, so brachte er seine Sekretäre und Minister, die mit ihm zusammen arbeiteten, beinahe ums Leben, ohne daß ihn selbst je die Müdigkeit überwältigt hätte.

Sein erster Privatsekretär war Bourienne, ein Jugendfreund Bonapartes; sie kamen mehrere Jahre sehr gut mit einander aus; aber es gab einen Fehler, den Napoleon durchaus nicht vertragen oder verzeihen konnte, und das war Unzuverlässigkeit in Geldsachen.

Er konnte seinen Generälen Dummheiten vergeben, wenn sie sie wieder gut machten; er konnte Treulosigkeit verschiedener Art vergessen — sogar Josephinens Untreue — er war ja selber nicht so sicher auf diesem Punkte; aber in Geldangelegenheiten verstand er absolut keinen Spaß.

Er führte ein Schreckensregiment über die Bankiers und Armeelieferanten. Die großen Häuser jener Zeit: Hope in Amsterdam, Lafitte, Séguin lebten immer halb in Angst vor neuen Überraschungen

von seiten des Kaisers. Den großen Spekulanten Ouvrard ruinierte er wohl zweimal. Sobald er eine Unredlichkeit witterte oder nur von einem ungehörigen Profit erfuhr oder hörte, daß einer seiner Leute seine Stellung dazu benutzte, sich zu bereichern, gleich fuhr er mit der Faust dazwischen.

Als Marschall Massena einst mit vollgepfropften Taschen aus einem Feldzug in Italien zurückkehrte, befahl ihm der Kaiser ohne weitere Erklärung, drei Millionen an die Staatskasse zu bezahlen. Massena bezahlte ohne Knurren; er knurrte wohl, aber in engerem Kreise. Ein anderer Offizier, Oberst Solignac, der mit Massena gewesen war, und dem befohlen wurde, 800 000 Franks herauszugeben, weigerte sich zu gehorchen und wurde ohne weiteres zum gemeinen Soldaten degradiert.

Aber Solignac nahm kaltblütig das Gewehr auf die Schulter und trat ins Glied; und als Napoleons Blicke das nächste Mal auf ihn fielen, gab er ihm Rang und Kommando zurück.

Solignac war am 18. Brumaire in St. Cloud im Rat der Jungen an Napoleons Seite gewesen; er schloß sich am liebsten dem General Massena an und war gleich ihm ein unverbesserlicher Plünderer.

Dieselbe Schwäche dem Geld gegenüber hatte auch Napoleons Privatsekretär Bourienne, aber auf mehr friedliche Weise. Nichtsdestoweniger war es mit der Freundschaft für immer aus, sobald Napoleon da-

hinter kam, daß sein Sekretär seine Stellung dazu benutzte, sich zu bereichern.

Bourienne war ein tüchtiger Mann, von raschem Auffassungsvermögen und großer Arbeitskraft; er war auch Napoleon aufrichtig ergeben. Aber er konnte es nicht mit ansehen, wie die Millionen rings um den großen Mann flossen, der sie selbst nicht achtete, und er fing schon frühzeitig an, sich Einkünfte von mehr oder minder zweifelhafter Art zu verschaffen.

So entdeckte er, daß der Polizeiminister Fouché monatlich 100 000 Franks an Leute aus Napoleons unmittelbarer Umgebung bezahlte, die ihn täglich davon unterrichteten, wo der Erste Konsul ging und stand, was er vornahm, und wer zu ihm kam.

Bourienne war der Meinung, daß keiner besser als er diese Arbeit ausführen könnte. Er ging zu Fouché hin und bot seine Dienste an. Fouché nahm an, und von diesem Tage an erhielt Bourienne 25 000 Franks monatlich für diese Auskünfte.

Aber der Polizei- und Spionageminister hatte noch manche andere in den Tuilerien, denen er große Summen bezahlte. Sogar Josephine erhielt täglich 1000 Franks für geheime Auskünfte über ihren Mann.

Später hatte Bourienne seine Finger in allen möglichen Affairen, und schließlich beteiligte er sich an großen Spekulationen, wo es um Millionen ging.

So war er in aller Stille Teilhaber an der Firma Coulon frères, die die Lieferungen für die Kavallerie beſorgte und einen Millionenbankrott machte. Zum Schluſſe verarmte er und wurde von ſeinen Gläubigern verfolgt.

Nach Bourienne war Meneval der Sekretär, den Napoleon am meiſten ſchätzte. Ein ungewöhnlicher Menſch, was Zuverläſſigkeit und Arbeitskraft anlangte. Aber er wurde vollkommen aufgerieben und erhielt als Belohnung und um ſich auszuruhen den Poſten eines Privatſekretärs bei der Kaiſerin Marie Louiſe.

Der Chef im Kabinett des Kaiſers war Maret, der Herzog von Baſſano. Er war von mittelmäßiger Begabung und ein unzuverläſſiger Charakter, aber er war Napoleon aufrichtig treu und ergeben bis zuletzt. Wegen ſeines täglichen, intimen Umgangs mit dem Kaiſer, und weil er bei dieſem hoch in Gunſt ſtand, war der Herzog von Baſſano allgemein verhaßt; wenn man ihm auch mehr böſes zur Laſt legte, als er tat.

Talleyrand ſagte einmal von ihm: Ich kenne nur einen Menſchen, der dümmer iſt als Monſieur Maret, und das iſt der Herzog von Baſſano.

So dumm war er wohl nicht, aber er war von Grund aus gewöhnlich und erbärmlich; ein untertäniger Schmeichler und Sklave ſeines großen Herrn.

Aber Napoleon gehörte zu den Menſchen, die

alles brauchen können, worin nur Kraft iſt; und eine Arbeitskraft ſteckte in dem Herzog von Baſſano, die ſelbſt der Kaiſer nicht erſchöpfen konnte. Gerade an dem gefährlichen Wendepunkt im Jahre 1811, als Napoleon einen kühlen und maßvollen Ratgeber ſo gut hätte brauchen können, entließ er den vorſichtigen Champagny, den Herzog von Cadore, und machte Maret zum Miniſter des Auswärtigen, der nie einen Widerſpruch oder ein Bedenken äußerte, wenn der Kaiſer etwas wollte.

Aber noch näher im täglichen Verkehr und näher als irgend einer der anderen Generäle ſtand Napoleon jederzeit ſein guter Freund und Ratgeber Duroc, Herzog von Friaul und Oberhofmeiſter.

Wie die meiſten Männer in Napoleons Umgebung war er urſprünglich Offizier geweſen und hatte den franzöſiſchen Königen vor der Revolution gedient. Aber von Napoleon wurde er ausſchließlich verwandt als Geſandter und Oberhofmeiſter über alles, was das private Leben des Kaiſers anging: ſeine Schlöſſer, ſein Hof- und Hausweſen, ſeine Reiſen und ſein tägliches Leben in Paris, die Familie des Kaiſers mit all den Stürmen, die über ſie hingingen. Alles in allem ein unentbehrlicher Mann, ſoweit ein Menſch für Napoleon überhaupt unentbehrlich ſein konnte.

Duroc war ruhig, genau, feſt und beſcheiden; ſeine Natur war rechtſchaffen und wohlwollend; und in dem Wirbel von Intriguen und raſenden Wett-

kämpfen, die den großen Mann beſtändig umgaben — nicht zum wenigſten in der lieben Familie — war Duroc wie ein Turm, der über die Waſſer emporragte. Er war Geſandter in Wien, St. Petersburg, Berlin, Stockholm und Kopenhagen, und überall erwarb er ſich die größte Achtung. Mit Spanien blieb er verſchont.

Ganz verſchieden von ihm war ein anderer aus Napoleons nächſter Umgebung, der außerhalb des eigentlichen Offizierskreiſes ſtand. Das war der Kriegsminiſter Clarke, der Herzog von Feltre. Er war von iriſcher Abſtammung und begann ſeine Laufbahn als Privatſekretär im Hauſe Orleans, aber nach der Revolution fügte er ſich und wurde vom Direktorium nach damaliger Sitte ausgeſandt, um dem General Bonaparte in dem erſten italieniſchen Feldzuge aufzupaſſen.

Aber es währte nur wenige Tage, ſo hatte der General den Spion durchſchaut, und Clarke legte ein freimütiges Bekenntnis ab, indem er zugleich ſeine Dienſte anbot. Bonaparte nahm das Angebot an und überſchüttete ihn nach und nach mit Wohltaten und Auszeichnungen.

Clarke wurde Geſandter, Gouverneur in Wien und Berlin, wo man ihn heute noch verwünſcht, Kriegsminiſter und Herzog, und als er ſich verheiratete, erhielt er eine Mitgift aus der Privatkaſſe des Kaiſers. Clarke war der übelſte Schmeichler in Napoleons Umgebung und immer bereit, zu hetzen, wenn Napoleon

zu weit gehen wollte. Er war auch mit Recht wegen seiner Bosheit verhaßt.

Wie viel oder wie wenig die Männer rings um Napoleon auf seine Handlungen einwirkten, ist nicht leicht zu ersehen. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß anfangs der Einfluß äußerst gering war; aber er nahm zu und wurde schließlich in den Jahren des Niederganges stärker als wünschenswert.

Aber noch war er der, der über alles und alle herrschte — er ganz allein. Und das hatte seinen Grund nicht nur darin, daß er es so wollte, sondern Napoleons Gaben und Kenntnisse, nicht nur in den militärischen, sondern in fast allen Zweigen der Regierung und Verwaltung, waren so gründlich und überlegen, daß alles wie von selber in seine Hand kam. Dabei blieb allerlei in der Staatsmaschine als Zierat ohne Bedeutung stehen. Kommunale wie Regierungsbehörden schrumpften zusammen und wurden in den Schatten gestellt. Das einzige, worauf Napoleon Rücksicht nahm, war wohl der Conseil d'état, wo er in der Zeit, als man sein berühmtes Gesetzbuch, den Code Napoléon, ausarbeitete, siebenundfünfzigmal erschien. Aber auch in dieser Versammlung hatte er Spione und ließ Geldsummen unter die Mitglieder verteilen, von denen der eine nicht wußte, daß der andre sie bekam.

In der Behandlung des Geldes stand Napoleon einzig da, und es hat wohl nie einen Menschen gegeben, der das Geld mit solcher Gleichgiltigkeit be-

handelte, und es zu gleicher Zeit so wohl berechnet anwandte, mit Verschwendung auf der einen und kalter Genauigkeit auf der andern Seite. Aber er hatte seine eignen Ideen und war ebenso schwierig für Finanzleute und Börsen wie für seine eignen Minister.

Er hatte eine Gabe, Fehler in Rechnungen zu finden, die seine Umgebung in Erstaunen setzte. Eines Tages behauptete der Kaiser, daß man sich in einer Rechnung des Hauses Séguin über Lieferungen an die Armee um 2 Millionen verrechnet habe. Der Minister lächelte und versprach, daß die Rechnung geprüft werden sollte. Nach langem Suchen wurde der Fehler gefunden, und das Haus zahlte das Geld zurück.

Ein andermal ging er eine Rechnung für ein Infanterieregiment durch – er ging alle Rechnungen durch – und da fand er einen Posten von 60 000 Franks, die als Ausgabe für einen Aufenthalt in Paris angeführt waren.

Der Kaiser behauptete, weder das ganze Regiment noch ein Teil davon sei je in Paris gewesen. Der Minister lächelte und machte sich daran, die Sache zu untersuchen, und es zeigte sich, daß der Kaiser Recht gehabt hatte.

Es kann unmöglich alles Schmeichelei sein, wenn alle großen Männer jener Zeit, welchem Fache sie auch angehörten, Franzosen wie Ausländer einstimmig

ihr Erstaunen und ihre Bewunderung darüber aussprechen, über welche Kenntnisse er verfügte, und mit welch durchdringender Klarheit er über alles reden konnte.

Gelehrte und verständige Leute brauchten sich ihm gegenüber nicht auf Bücklinge und Phrasen zu beschränken, wie sonst Fürsten gegenüber, die nichts anderes wissen als das, was ihnen für jede Audienz eingepaukt worden ist. Und wenn Napoleon einen unbedeutenden Eindruck gemacht hätte, hätte es keiner zu verheimlichen brauchen, denn es gab genug Leute, die es gern gehört hätten. Aber er zwang sie alle, diesen klaren Kopf, der für alles Raum zu haben schien, zu bewundern.

Der berühmte Chemiker Chaptal war vier Jahre lang sein Minister des Auswärtigen, und sie arbeiteten ausgezeichnet zusammen, bis Napoleon in seiner Rücksichtslosigkeit Chaptals Mannesstolz aufs tiefste verletzte und ihn dadurch für viele Jahre von sich stieß.

Sie arbeiteten zusammen bis tief in die Nacht hinein, der Kaiser und Chaptal, als ein Diener eintrat und mit halblauter Stimme meldete, daß Mademoiselle Bourgoing gekommen wäre. Das war die berühmte und vergötterte Schauspielerin vom Théatre Français.

Der Kaiser gab Befehl, sie in sein Zimmer zu führen und dort warten zu lassen — alles in halblautem Ton, so daß der Minister nicht umhin konnte, es zu hören.

Das war eine absichtliche Beleidigung. Denn ganz Paris wußte, daß der Minister des Auswärtigen ein Verhältnis mit der hübschen Schauspielerin hatte.

Chaptal packte auch sogleich seine Papiere zusammen, verneigte sich und ging, und noch in derselben Nacht nahm er seinen Abschied als Minister. Dies geschah im Jahre 1804, und er kehrte nicht zurück vor 1815, wo er Napoleons Handelsminister in „den hundert Tagen" war.

Napoleon zeigte im Verkehr noch eine andre Art von Rücksichtslosigkeit, die bekannt war, und die darin bestand, daß er plötzlich zornig und grob wurde. Er konnte sich unvermutet auf irgend einen der Anwesenden stürzen und eine Abrechnung über alte oder neue Sünden in so bitteren und kränkenden Worten halten, daß viele fort gingen, um nie wieder zu kommen.

Mit den Gesandten der fremden Mächte hatte er die heftigsten Auftritte. Besonders berühmt sind vier Gespräche: mit Lord Whitworth 1803, mit Metternich 1809, mit Fürst Kourakin 1811 und mit General Balakoff in Wilna am 12. Juli 1812.

Man erzählt von dem Gespräch mit Lord Whitworth, daß Napoleon in seiner Erregtheit nahe daran war, ihn zu schlagen — ja, daß er es wirklich tat. Aber die eigene Darstellung des Lords, die im Jahre 1888 erschien, enthält kein Wort über eine solche Gewalthandlung von seiten des Ersten Konsuls.

Aber es gab auch Leute – und zwar ſolche, die Napoleon im täglichen Leben genau kannten – die haben gemeint, dieſe heftigen Anfälle von Jähzorn wären nichts als wohlberechnete Szenen geweſen, von derſelben Art, wie die vor dem Frieden zu Campo Formio, wo er Graf Kobenzls Teeſervice zerſchlug.

Im Dienſt und ſeinen Offizieren gegenüber war er kalt, beinahe abſtoßend, ſtreng und von unbeugſamer Gerechtigkeit.

Eines Tages erſchien General Gouvion Saint-Cyr, der ſpätere Marſchall, bei der Morgenaudienz des Kaiſers in den Tuilerien.

Der Kaiſer ſagte in ruhigem Tone zu ihm:

Sie kommen aus Neapel, Herr General?

Ja, Sire! ich überließ das Kommando Marſchall Perignon, den Ew. Majeſtät geſandt haben, mich abzulöſen.

Und Sie haben ohne Zweifel vom Kriegsminiſter Urlaub erhalten?

Nein, Ew. Majeſtät! aber ich hatte ja in Neapel nichts mehr zu tun.

Falls Sie nicht binnen zwei Stunden auf dem Weg nach Neapel ſind, werden Sie präziſe zwölf Uhr auf der Ebne von Grenelle erſchoſſen werden, ſagte der Kaiſer und ſteckte ſeine Uhr in die Taſche.

So war ſeine Art im Dienſt: zuverläſſig in allen militäriſchen Dingen, verfuhr er ohne jedes Anſehen der Perſon, und nie ließ er ſich von einem Günſtling

etwas bieten. Ein ſolcher Mann mußte verſchieden wirken, aber es iſt klar, daß er im Laufe der Zeit wie ein Magnet die Beſten und Wertvollſten an ſich ziehen mußte.

Es hätte um ihn herum ſchon etwas gemütlicher ſein können, als es in der Kaiſerzeit wurde; aber er wollte es ſo haben, und er hatte wahrſcheinlich recht. So wie ſie alle mit ihm und neben ihm emporgeſtiegen waren, war es notwendig, einen gewiſſen Abſtand aufrecht zu erhalten, und er hatte keinen Sinn für Kameradſchaftlichkeit; er hatte auch kein Verſtändnis für Speiſen oder Wein, und er ſpielte niemals.

Nur in der Jugend kam es vor, beſonders auf der langen Reiſe übers Mittelmeer von und nach Ägypten, daß ſich der Obergeneral zu einem kleinen Hazardſpiel unter den Offizieren einfand. Aber er ertrug es nicht zu verlieren — nicht einmal beim Kartenſpiel, und darum mogelte er aufs frechſte, ohne daß einer zu muckſen wagte.

Aber wenn er vom Spiele aufſtand, ſchob er den ganzen Haufen Goldſtücke von ſich und bat ſie mit einem leiſen Lächeln, ſeinen unrechtmäßigen Gewinn unter ſich zu teilen.

Was dem Dienſt unter Napoleon den eignen Reiz verlieh, war nicht nur ſein Kriegsglück und ſeine Freigebigkeit, ſondern zweifellos in erſter Linie der Umſtand, daß er ſeine Leute in größrer Ausdehnung

als die meiſten Generäle kannte, und daß er die Gabe hatte, der ganzen Armee das Gefühl einzuflößen, daß jeder einzelne ihm bekannt war, daß er Beſcheid wußte, wußte, wo ſie ſtanden, wo ſie gedient hatten, um ihre Wunden und ihre Schlachten, und wo ſie ſich ausgezeichnet hatten. Tauſende fielen und verſchwanden aus den Reihen, und die Armee erneuerte ſich im Laufe der Jahre; aber von dem Augenblicke an, wo ſein Blick ſie zum erſten Male traf, verſchmolzen die jungen Rekruten miteinander in der unerſchütterlichen Liebe zu dieſem einen Manne, für den ſie alle bereit waren in den Tod zu gehen.

In einem Tagesbefehl genannt zu werden, war genug für das Regiment, ein Lächeln oder ein Zug des Wiedererkennens in ſeinen Mienen, wenn er ſie muſterte, ein eilig hingeworfenes Wort oder ein Gruß, machte ſie glücklich für lange Zeit.

Und wenn ihnen dereinſt etwas zuſtößt und ſie zu Tode verwundet auf dem Wahlplatze bleiben, dann reitet vielleicht der Kaiſer vorbei, Säbel und Sporen klirren, er ſteigt ab und heftet ihnen das Kreuz auf die Bruſt.

Das Kreuz der Ehrenlegion, das er 1805 im Lager zu Boulogne ſtiftete, wuchs feſt mit ſeiner Perſon zuſammen und wurde, ſolange er es austeilte, ein Band gegenſeitiger Dankbarkeit zwiſchen ihm und der Armee: die am meiſten erſehnte Ehrung,

ein Erſatz für Wunden und lange Leiden, ein Stolz, eine Freude für tauſende von tapferen Männern.

Napoleon hatte, wie ſehr auch die militäriſchen Intereſſen bei ihm überwogen, die Idee, daß es auch eine Zivilabteilung der Ehrenlegion geben ſollte. Zu dieſem Zwecke ſtiftete er übrigens auch den Orden der eiſernen Krone. Aber der Gedanke der Dekoration von Zivilperſonen fiel auf keinen fruchtbaren Boden. Eine zeitlang mochte es mit Gelehrten und Schriftſtellern gehen. Aber als der Kaiſer einmal nach ſeiner Lieblingsoper Romeo und Julie den berühmten Sopran-Tenor Crescentini mit der eiſernen Krone dekorierte, erweckte dies großes Ärgernis in Italien und Frankreich.

Natürlich waren es militäriſche Kreiſe, in denen Crescentinis Dekoration den größten Zorn erregte; und eines Abends ſprachen in einem Pariſer Salon die anweſenden Offiziere in den erbittertſten Ausdrücken von dieſem elenden Sänger, dieſem Komödianten, dieſem Gaukler und Kaſtraten, und ſie zählten alle ihre Schlachten und ihre Wunden und Narben auf.

Da rief die leichtlebige Madame Graſſini, die Sängerin: Aber meine Herren! meine Herren! — der arme Crescentini! Vergeſſen Sie denn ganz ſeine Wunde?

Noch in den Geſprächen auf St. Helena verteidigte der Kaiſer ſeine Idee.

Crescentini war ein großer Künstler und dazu ein Mann aus guter Familie; und Napoleon hatte geglaubt, daß diese Auszeichnung besonders den Beifall der Italiener finden würde. Aber diese Berechnung schlug vollkommen fehl; sie erregte nichts wie Gelächter.

Hätte sich die öffentliche Meinung anders dazu gestellt, so würden Talma und andere Schauspieler und Musiker das Kreuz der Ehrenlegion erhalten haben. Aber das Vorurteil der Zeitgenossen hielt ihn davon ab. Mit Unrecht, wie er selber meinte, denn nach seinen Begriffen war jeder der Ehrenlegion würdig, der dem Vaterlande Ehre machte.

— Etwas, was dem Kaiser am meisten Mühe machte, war seine eigne Familie. Sobald es ihm zum Bewußtsein gekommen war, daß er Frankreich zum mächtigsten Reiche und Paris zum Zentrum der Welt machen könnte, faßte er den Plan, seine nächste Familie um sich zu sammeln als eine Dynastie, ein Fürstengeschlecht, gleich den alten, legitimen Geschlechtern, mit den Brüdern auf den Thronen der Nachbarreiche.

Aber seine Familie war aus einem in vieler Hinsicht schwierigen Stoff gemacht. Sie waren alle ebenso verschwenderisch und ebenso lasterhaft wie irgend einer aus altem Fürstengeschlecht und dazu von sehr vorteilhaftem Äußeren. Männer wie Frauen dieser Familie waren schöne Erscheinungen, zum Teil

ſogar von ſeltner Schönheit. Die Männer konnten die prächtigſten Uniformen tragen, ja Kronen und Hermelin ſtanden ihnen beſſer als manchem legitimen Herrſcher.

Und die Schweſtern waren — obgleich ein wenig kurzbeinig — ſo hübſch und wohlgeſtaltet, daß alles, was ſie mit dem Emporſteigen ihres Bruders an Staat und Juwelen erwarben, ihr ſtattliches Ausſehen nur erhöhte und zu ihrem natürlichen Anſtande und ſicheren Weſen paßte. Pauline gehörte ſogar zu den berühmteſten Schönheiten der Zeit. Allen gemeinſam war das feine, ſcharfgeſchnittne Profil und der friſche Mund.

Gemeinſam waren ihnen auch die Lebensluſt und der Leichtſinn und die unbegrenzte Untugend in der Liebe, worin ihnen übrigens der große Bruder als der Schlimmſte voranging.

Napoleons Eltern waren ſtarke und geſunde Leute. Beſonders war die Mutter Lätitia Ramolino eine ſchöne, kerngeſunde Frau, die ihrem Manne acht wohlgeſtaltete Kinder gebar. Nummer zwei — das merkwürdigſte von ihnen — brachte ſie unter höchſt verzweifelten Umſtänden zur Welt, indem ſie den ganzen vorhergehenden Tag ihren Mann, der während des Kampfes der Korſen mit den Franzoſen in die korſiſchen Berge flüchten mußte, zu Pferde auf der Flucht begleitete. — Und ſie hielt tapfer aus bis zuletzt, folgte ihrem Sohn in ſeinem ſteigenden Glanz und machte ihm an dem glänzenden Hofe, wo ſie

ihren Platz als die stattliche und kluge Madame Mère einnahm, niemals Schande.

Von seinen Geschwistern hatte er dagegen wenig Nutzen und Freude. Sie waren jedenfalls nicht so, wie er sie für seine Zwecke haben wollte. Über die Schwestern hatte er so früh disponiert, daß keine Veranlassung vorlag, Partien für sie unter den Fürsten zu suchen; aber die Brüder sollten Könige sein, sie mochten wollen oder nicht.

Der älteste von ihnen, Joseph, hatte den Frieden zu Lunéville im Jahre 1801, den zu Amiens 1802 unterzeichnet, und 1806 vertrieb er, obwohl er ein schlechter Soldat war, den König von Neapel und bestieg dessen Thron.

Soweit war alles gut. Aber im Jahre 1808 sollte er König von Spanien werden, während Murat das lustige Königreich Neapel erhielt. In dem ungemütlichen Spanien kam Joseph in manche Bedrängnis, und nach der Schlacht bei Vittoria im Jahre 1813 war es mit seiner Königsherrlichkeit aus.

Joseph war mit Julie Clary aus Marseille verheiratet, einer Schwester der Madame Bernadotte; sie verließ ihn kurze Zeit nach 1813.

Joseph war von seiner Leidenschaft für das weibliche Geschlecht und von seinem Hang zu Vergnügen und müßigem Leben vollständig beherrscht. Gegen Charakter und Neigung war er in eine Lauf-

bahn geworfen worden, die von hoher Politik und den höchsten Auszeichnungen erfüllt war.

Joseph hat mir, sagte Napoleon, beinahe nie das geringste genützt; aber er ist ein außerordentlich braver Mann und hat mich aufrichtig geliebt – Julie ebenfalls.

Die Sache war die, daß Joseph für das Privatleben geschaffen war, und es war nicht seine Schuld, daß er absolut König sein sollte.

Trotzdem war er infolge seiner Schönheit und des Reizes, den alle Bonapartes besaßen, ein Mann, der es verstand überall aufzutreten, ohne seinen großen Bruder oder seine hohen Stellungen zu kompromittieren.

Lucien half seinem Bruder am 18. Brumaire als Präsident im Rate der Fünfhundert zu St. Cloud, und unter dem Konsulat wurde er in der Diplomatie verwandt. Er war vielleicht der anständigste von der ganzen Familie und besaß viel natürliche Begabung, gute Kenntnisse und einen festen Charakter.

Aber er wollte absolut der unversöhnliche Republikaner sein und lebte daher nach dem Jahre 1804 in affektierter Feindschaft mit seinem Bruder. Man ist auf falscher Fährte gewesen, wenn man allgemein angenommen hat, daß Lucien sich dem öffentlichen Leben fernhielt, weil er des nötigen Ehrgeizes ermangelte. Er barst beinahe vor Eifersucht auf Napoleon und lauerte sein ganzes Leben darauf, selbst zur Macht zu gelangen.

Als er daher 1815 von Elba nach Paris kam, geschah es, weil er glaubte, er könnte Napoleon bewegen abzudanken, selbst an die Spitze der Regierung treten und als Präsident der französischen Republik enden.

Für seine älteste Schwester Elisa, die sich schon 1797 mit einem italienischen Adligen, namens Bacciochi verheiratet hatte, richtete Napoleon ein Großherzogtum Toskana ein. Und seine jüngste Schwester verheiratete er mit Murat, der vom einfachen Soldaten zum Marschall, Groß-Admiral, Prinzen von Frankreich und König von Neapel emporstieg.

Die reizende Pauline war zuerst mit dem General Leclerc, der auf Haïti starb, verheiratet; dann mit Camillo Borghese, der ein Narr war.

Pauline Borghese war vielleicht die leichtsinnigste von ihnen, und sie hatte viele Liebhaber; im übrigen war sie freundlich und heiter und immer willig, aber ausschweifend bis zur Perversität, dazu so verschwenderisch, daß ihre Mutter ständig prophezeite, Pauline würde im Armenhause enden.

So arg wurde es doch nicht.

Der jüngste Bruder Jerome lebte bis 1860.

Er war mit General Leclerc auf Haïti und führte wirklich als Contre-Admiral eine Flotte nach Martinique. Im Jahre 1807 wurde er König von Westphalen.

Zuerst war er mit einer Amerikanerin, einer

Miß Patterſon verheiratet; aber ſpäter bewirkte Napoleon ſeine Vermählung mit einer Prinzeſſin von Württemberg.

Jerome war nicht ohne natürliche Begabung, aber als er jung war, hätte man ſchwerlich einen anmaßenderen, unerzogneren und unwiſſenderen Menſchen finden können. Ein Verſchwender war er auch, deſſen Ausſchweifungen über alles Ziel und Maß hinausgingen. Napoleon war hart gegen ihn im Jahre 1812 zu Beginn des ruſſiſchen Feldzuges; aber als das Unglück über das Geſchlecht herein-brach, richtete Jerome ſich auf.

Indeſſen war ſeine Regierungszeit in Kaſſel als König von Weſtphalen nahezu eine Farce, und die ganze Sache wäre unmöglich geweſen, wenn ihm nicht Napoleon als franzöſiſchen Geſandten denſelben Grafen Karl Friedrich von Reinhard aus dem Chriſtianſander Geſchlecht, den er häufig in der Diplo-matie verwandte, mitgegeben hätte. Dieſer Mann war es, der in Wirklichkeit das Königreich Weſt-phalen regierte, weit mehr als Jerome, der ſich nur amüſierte; und wenn es nicht toller zuging mit der ganzen Wirtſchaft, als es tatſächlich der Fall war, ſo iſt das hauptſächlich dem klugen und beſonnenen Grafen Reinhard zu danken.

Der letzte von Napoleons Geſchwiſtern, der un-glückliche Ludwig, litt ſchon ſeit früher Jugend an einer veneriſchen Krankheit. Damit war ſein

Leben zerstört; er wurde ein schwermütiger, eigensinniger Sonderling.

Ludwig war wohl begabt und hatte Kenntnisse und Verstand, aber seine beständige Kränklichkeit machte ihn wenig geschickt zu einem Leben in Ehrgeiz und Politik. Er nahm Ehrenposten und Reichtümer, die ihm der Bruder anbot, nur ungern an.

Trotzdem wurde er ein sehr reicher Mann und ließ sich im Jahre 1802 mit Hortense, der Tochter der Kaiserin, verheiraten. Im Jahre 1806 machte ihn der Bruder zum König von Holland; aber da er im Grunde ein braver Mann war, konnte er es nicht mit ansehen, wie die Holländer unter der Kontinentalsperre litten, und im Jahre 1810 legte er ohne weiteres seine Krone nieder.

Fouché erzählt, als ob es sich von selbst verstände und eine wohlbekannte Tatsache sei, daß Josephine, als sie nicht länger an ihrer Unfruchtbarkeit zweifeln konnte, ein Verhältnis zwischen Bonaparte und ihrer eignen Tochter Hortense arrangierte; und als diese schwanger wurde, brachte man in Eile die Ehe zwischen Ludwig und Hortense zustande. Daraus soll sich das Unglück dieser Ehe von Anfang an herleiten. Und sicher ist, daß Ludwig bisweilen so tat, als ob er selbst glaubte, daß Napoleon der Vater von Hortenses ältestem Sohne wäre.

Sicher ist auch, daß in den Tuilerien ungewöhnlich große Trauer herrschte, als der kleine Prinz an einer

Kinderkrankheit ſtarb. Und vieles deutete darauf hin, daß es Napoleons Abſicht geweſen war, den Kleinen zu adoptieren und ihn zu ſeinem Nachfolger zu erziehen.

Königin Hortenſe lebte beſtändig in Unfrieden mit ihrem Manne, bis ſie im Jahre 1815 geſchieden wurden. Sie war ungeheuer leichtſinnig, und in Anbetracht der Krankheit ihres Mannes iſt es wenig wahrſcheinlich, daß einer ihrer Söhne von König Ludwig ſtammte — vielleicht Nummer zwei.

Nummer eins war alſo der kleine Napoleon, der ſtarb, und von dem man annahm, er ſei der Sohn des großen Napoleon.

Nummer zwei wurde Großherzog von Berg und war mit ſeiner Couſine, einer Tochter des Königs Jerome, verheiratet.

Nummer drei war Kaiſer Napoleon III., wahrſcheinlich der Sohn des holländiſchen Admirals Verhuel.

Dieſe beiden letzteren hatten an einigen Unruhen in Italien teilgenommen, und aus dieſem Anlaß ſchrieb König Ludwig im Jahre 1830 einen Brief an den Papſt Gregor XII.:

Heiliger Vater! Mein Gemüt iſt von Trauer überwältigt, und ich habe vor Zorn gebebt, als ich die Nachricht empfing, daß meine Söhne an der verbrecheriſchen Erhebung gegen die Autorität Eurer Heiligkeit teilgenommen haben. Mein Leben, das bereits ſorgenvoll genug iſt, hat mir noch den bittern

Schmerz gebracht, daß einer von den Meinen all Ihre Güte gegen unsre unglückliche Familie vergessen konnte. Der elende junge Mann ist tot; Gott sei ihm gnädig.

Was den andern angeht, der sich meinen Namen beilegt, so hat er, wie Sie wissen, Heiliger Vater, Gott sei es gedankt, nichts mit mir zu tun. Ich habe das Unglück, mit einer Messalina verheiratet zu sein, die Kinder gebiert.

Hortensens Sohn Nummer vier, der spätere Herzog von Morny, war der Sohn des Grafen von Flahault.

Unter diesen schrecklichen Bonapartes war Josephine eine feine und lichte Gestalt, obwohl auch sie verschiedenes in den Salons von Barras und der andern Revolutionsmänner durchgemacht und jedenfalls einmal, während Napoleon in Ägypten war, eine flüchtige Liaison mit einem unbedeutenden Offizier gehabt hatte.

Aber sie liebte Napoleon aufrichtig, und er seinerseits drückte wohl das höchste Vertrauen, das er überhaupt zu einem Weibe haben konnte, aus, wenn er sagte, er sei gewiß, daß Josephine ein Rendezvous verlassen würde, wenn eine Botschaft von ihm käme.

Anfangs lebten sie wie bürgerliche Eheleute im selben Schlafzimmer. Aber im Lager von Boulogne, im Jahre 1805, wurde Napoleon bis tief in die Nacht hinein von Staatsangelegenheiten in Anspruch genommen. Josephine war töricht genug, ihm eine

Szene zu machen, als er ins Schlafzimmer kam. Napoleon wurde zornig, und von dem Augenblicke an war er nie zu bewegen, das alte Arrangement wieder einzuführen, auch nicht mit Marie Louise; er kannte die Art.

Josephine war nicht übermäßig klug, aber sie mischte sich auch nicht viel in Dinge, die sie nicht verstand, und plagte ihren gestrengen Herrn so wenig wie möglich. Es war ihr genug, wenn sie seine Liebe festhalten konnte, und wenn andre Verhältnisse ihn ihr entfremdeten, versuchte sie, ihn auf alle Weise wiederzugewinnen. Sie erfüllte alle seine Forderungen und war überhaupt eine Kaiserin, wie er sie nur wünschen konnte, und sie ließ die Pfaffen nicht näher kommen, als der Kaiser es liebte, obwohl sie in ihrer Art religiös war.

Sie hatte dem Erzbischof von Nantes im Beichtstuhl gestanden, daß sie Freitag und Sonnabend Fleisch äße.

Tut der Kaiser dasselbe? fragte der Bischof.

Ja.

Nun wohl, so tun Sie wie er. Ihre Majestät können immer davon ausgehen, daß er für sich und seine Familie einen speziellen Dispens hat.

Aber als Josephine zur Sicherheit dem Kardinal Fesch die gleiche Frage vorlegte, antwortete dieser, sie sollte dem Kaiser, wenn er sie dazu verleiten wolle, die Fasten zu brechen, den Teller ins Gesicht werfen.

Die Gelehrten ſind ſich uneinig, ſagte Napoleon lächelnd, als er Chaptal dieſe Geſchichte, die Joſephine ihm mitgeteilt hatte, erzählte; der Biſchof hat recht; der andere iſt ein Spitzbube, der ſich einen Schein von Strenge geben will, der durchaus nicht zu ſeinem privaten Leben paßt.

Im Laufe der Zeit wurde Joſephine immer nervöſer und abgeſpannter, je klarer es ihr wurde, daß ſie nicht mehr Kinder bekommen würde, als die beiden, die ſie ihrem erſten Gatten, dem General Beauharnais, geboren hatte: Eugen und Hortenſe. Dies kam ihr nie aus den Gedanken, und ſie konnte Napoleon anmerken, daß auch er ſich mit derſelben Sache trug.

Sie verſuchte alle möglichen Mittel und Ratſchläge und deutete ſogar Napoleon an, ob ſie nicht einen politiſchen Betrug mit einer fingierten Schwangerſchaft und einem unterſchobenen Kind in Szene ſetzen wollten; und ſie ahnte ſchon lange im voraus, daß es zu einer Scheidung kommen würde. —

Ihre Verſchwendung ging nicht nur über alle Grenzen, ſondern ſie war auch unſinnig, beinahe wahnſinnig. Es war ihr unmöglich, den Juwelieren und Modehändlern zu widerſtehen, wenn ſie in ihre Gemächer kamen und die ſchönſten Geſchmeide und die reichſten Toiletten, die die erſten Künſtler von Paris hervorzaubern konnten, vor ihr ausbreiteten — alles zu den fabelhafteſten Preiſen. Ich kann

mich nicht darauf beſinnen, wie groß die Anzahl der Hüte war, die ſie ſich in einer Saiſon anſchaffte, und auch nicht was ſie koſteten; aber es war kaum zu verſtehen. Sie lebte darum in einer ewigen Angſt vor ihren Rechnungen, obgleich Napoleon reichlich und freigebig bezahlte.

Seine Kaiſerin durfte gern verſchwenderiſch ſein; ſie ſollte alle Fürſtinnen Europas in den Schatten ſtellen; und es gab kein Knauſern bei dieſem Ehemann. Aber er konnte nicht vertragen, daß geprellt wurde, oder daß jemand ſich prellen ließ; und er begriff wohl, daß Joſephine den ſiebenfachen Preis bezahlen mußte, weil ſie ſich nicht mehr auf Geld verſtand als ein Vogel.

Darum bezahlte er, wenn er in den Rechnungen der Kaiſerin aufräumte, nie den vollen Preis, ſondern er bot den Lieferanten die Hälfte oder drei Viertel der Summe. Sie nahmen im allgemeinen an und machten trotzdem ein gutes Geſchäft.

Aber er konnte ihren Rechnungen nie auf den Grund kommen, da ſie immer das Schlimmſte vor ihm verbarg, obgleich ſie doch einſehen mußte, daß alles eines Tages ans Licht kommen würde. Aber Joſephinens erſtes Wort war immer – nein! ſie leugnete ganz inſtinktiv. Darum lebte ſie in einem Meer von Schulden, und ihre Rechnungen verfolgten Napoleon, bis er nach Elba kam.

Aber im übrigen und in ſoweit überhaupt von

einem weiblichen Einfluß auf Napoleon die Rede ſein kann, war Joſephine ganz ſicher die Gattin, die am beſten für ihm paßte; und hätte ſie ihm nur ein Kind gebären können — und wäre es nur ein kleines Mädchen geweſen — hätte ſich Napoleon kaum je von ihr getrennt. Denn er ſuchte die neue Ehe nicht, weil er mit Joſephine unzufrieden geweſen wäre, noch weniger weil er jemand anders geliebt hätte, und auch nicht, um durch eine vornehme Partie in die Höhe zu kommen.

Er ſtand hoch genug, um ſich den Luxus zu gönnen, das Weib, zu dem er immer wieder zurückgekehrt war, zu behalten, und er wollte äußerſt ungern Joſephine den Schmerz und den Schimpf antun, ſie zu verlaſſen. Aber da ihm bisher alles geglückt war, konnte er jetzt, wo ſo vieles in ſeiner Hand vereinigt war, nicht umhin, daran zu denken, ſich ſelbſt durch Nachkommen mit der Zukunft zu verknüpfen. Außerdem verlangten ſeine Leute es täglich — einige ſprachen es offen aus, andere kamen mit Andeutungen, und außerdem — alle legitimen Fürſtenhäuſer hatten ihre Zukunft geſichert; er allein war ohne Urſprung und ohne Fortſetzung. Die Dynaſtie Bonaparte mußte er in Ordnung bekommen.

Es erſchien vielen, als ob dieſer Mann unerſättlich wäre und als Sklave ſeines grenzenloſen Ehrgeizes von einem ſchwindelnden Plan zum andern gejagt würde.

Aber wenn ich die Herren von der Politik ausnehme, die nie etwas für sich selbst begehrt haben, sondern ausschließlich durch die schrankenlose Bewunderung und Liebe ihrer Landsleute höher und höher gehoben werden und sich in satter Zufriedenheit aufblasen, – wenn ich diese Erdenpilger ausnehme, so arbeiten wir alle – ein jeder auf seine Art – um uns selbst zur Geltung zu bringen.

Doch wenn es sich immer gezeigt hatte, daß er allen Anforderungen, die sein wunderbares Geschick ihm nach und nach stellte, erfüllte, so war für ihn kein Grund vorhanden, einzuhalten und schwindlig zu werden. Er war sich mit Recht bewußt, den andern Fürsten im guten wie im bösen so weit überlegen zu sein, daß der erste Platz unter ihnen ohne weiteres ihm zukam, der an der Spitze der großen Nation stand, und diese forderte von ihm ausdrücklich Sicherheit für die Zukunft.

Und nur weil er so zärtliche Gefühle für Josephine hegte, dauerte es so lange, bis er den peinlichen Schritt tat, denn man hat keinen Grund zu bezweifeln, daß er ihm sehr schwer wurde.

Aber wie in allem andern zeichnete Napoleon sich auch hierin vor allen andern Königen und Fürsten aus, die Lust bekamen, ihre Gemahlin zu verstoßen. Es kam keine Bulle vom Papst, keine schwarze Bande von Pfaffen jagte der armen Königin Schrecken ein; es fand kein Skandalprozeß mit erkauften Zeugen

und Anſchuldigungen wegen Untreue ſtatt. Er trennte ſich als vollſtändiger Gentleman und Grandſeigneur von ſeiner Gemahlin, und außerdem mit der ihm eigenen Ordnung und Feierlichkeit in den Formen.

Und ſie ihrerſeits verdient alles Lob für die Art, mit der ſie, als alle Hoffnung aus war, ihr ſchweres Schickſal trug. Sie verblieb Napoleons treue Freundin und ſtellte ſich der neuen Gemahlin und Kaiſerin nie in den Weg.

Selten ruht über der Verbindung zwiſchen hochgeſtellten Perſonen eine ſolche Reinheit und Klarheit wie über dieſen beiden Menſchen, damals als ſie voneinander ſchieden.

Als Napoleon den Entſchluß gefaßt hatte, befahl er Eugen Beauharnais, zu ſeiner Mutter zu gehen und ihr zu erklären, daß jetzt die Scheidung aus politiſchen Gründen unvermeidlich ſei, da Frankreich eine Fortſetzung der Dynaſtie Bonaparte fordere.

Der Vizekönig betrug ſich bei dieſer wie bei allen andern Gelegenheiten in muſtergültiger Weiſe. Außer, daß er ſich zu einem tüchtigen und zuverläſſigen Heerführer entwickelt hatte, war er auch zugleich in jeder Hinſicht ein Ehrenmann und ſeiner Mutter und auch ſeinem Stiefvater ein treuer Sohn. Napoleon ſchätzte ihn ſehr hoch, ohne indeß je mit einem Wort anzudeuten, daß er an Eugen als ſeinen Nachfolger dächte. Das hatte Joſephine eine Zeitlang gehofft, aber ſie war ſo vorſichtig und

zurückhaltend, daß sie nie um etwas für ihren Sohn bat; sie dankte nicht einmal; sie wollte, daß es ausschließlich Napoleon sein sollte, der ihn beförderte.

Als Witwe des Generals Beauharnais, der guillotiniert wurde, lebte sie in so beschränkten Verhältnissen, daß Hortense schon aus dem Hause geschickt war, um Putzmachen zu lernen, und Eugen bei einem Tischler in die Lehre ging, damals als General Bonaparte als Bewerber erschien. Jetzt war Hortense Königin von Holland, und Eugen Herzog von Leuchtenberg, Fürst Eichstädt, Prinz von Frankreich und Vicekönig von Italien.

Am Abend des 15. Dezember 1805 kamen Fürst Cambaceres, der Großkanzler des Kaiserreichs, und Graf Regnault mit der ganzen kaiserlichen Familie in den Tuilerien zusammen, wo Josephine ihre Einwilligung zur Auflösung der Ehe gab, nachdem Napoleon ihr in aufrichtigen und bewegten Worten für das fünfzehnjährige glückliche Zusammenleben gedankt hatte.

Die Scheidung wurde am nächsten Tag dem Senat mitgeteilt. Wiederum trat Eugen auf und gab die loyale Haltung seiner Mutter und das große Opfer kund, das sie freiwillig dem Vaterlande gebracht hatte.

Die Ehe wurde dann aus dem formellen Grund für ungültig erklärt, weil bei der Schließung nicht ein Pastor und zwei Zeugen hinzugezogen worden seien.

General Bonapartes civile Ehe vom Jahre 1796

war nämlich seiner Zeit ohne jede andere Formalität geschlossen als durch Einschreibung bei dem betreffenden republikanischen Beamten – wie die Ehen Bernadottes und der andern Offiziere jener Zeit – und sie konnte darum nach französischem Gesetz mit Einwilligung beider Parteien aufgelöst werden.

Es war darum nicht diese Ehe, die der Senat auflösen mußte, ehe Napoleon eine katholische Prinzessin heiraten konnte.

Aber als im Jahre 1804 die Krönung des Kaisers und der Kaiserin herannahte, fürchtete Kardinal Fesch, daß die republikanische Ehe bei Josephinens Krönung Schwierigkeiten verursachen könnte und setzte durch, daß er, der Kardinal, Napoleon und Josephine ein paar Tage vor der Krönung in den Tuilerien traute, aber bei geschlossenen Türen und ohne Zeugen.

Als Josephine bei der Scheidung erfuhr, daß ihre Trauung für ungültig erklärt worden sei, ließ sie Fesch zu sich nach Malmaison rufen, wo er ihr einen gesetzmäßigen Trauschein ausstellte. Josephine machte indes keinen Gebrauch von diesem Dokument; es genügte ihr, es in ihrem Besitze zu haben.

Sowohl der Senat, wie der Kardinal hatten in gewisser Weise alle beide recht.

Denn nach französischem Gesetz war die Trauung schon aus dem Grunde ungültig, daß keine Zeugen zugegen gewesen waren.

Aber nach katholiſchem Kirchenrecht kann dieſe Trauung gültig ſein, wenn ein Kardinal ſie vollzieht.

Indes mußte Kaiſer Napoleon 6 Franks Strafe an die Armen zahlen, weil er verſäumt hatte, Zeugen heranzuziehen.

Napoleons Scheidung verſetzte Europas Höfe in die größte Aufregung. Denn wenn er ſich erſt zu einer neuen Ehe entſchloſſen hatte, wußte man, daß er ſich an den allerhöchſten Stellen eine Gemahlin ſuchen würde. Es war eine Zeitlang die Rede von einer Prinzeſſin von Sachſen, die er natürlich bekommen konnte. Aber Napoleons eigentlicher Wunſch war eine ruſſiche Prinzeſſin, eine Schweſter des Zaren.

Alexander tat, als wenn er ſich durch Napoleons Wahl äußerſt geſchmeichelt fühlte; er bat nur wegen der Jugend der Großfürſtin um einigen Aufſchub. Er wußte ebenſo gut wie alle andern, daß von einem Aufſchub nicht die Rede ſein konnte.

Am 1. März 1810 kam Marſchall Berthier, der Fürſt von Neuchâtel, nach Wien, um für den Kaiſer von Frankreich um die Hand der Erzherzogin Marie Louiſe anzuhalten.

Die Verabredungen waren ja ſchon im Voraus getroffen, ſo daß Kaiſer Franz ſich beeilte, die Werbung mit dem größten Entgegenkommen anzunehmen.

Aber es muß doch hart für den alten Habsburger geweſen ſein, ſeine eigene Tochter hinzugeben, damit ſie dem Manne Kinder gebären ſollte, der

Österreich verstümmelt, die Armeen geschlagen und das Haus Habsburg das eine Mal nach dem andern zu Boden geworfen hatte, – und außerdem war er ja ein einfacher Abenteurer aus Korsika.

Am 11. März wurde Berthier Maria Louise im Namen des Kaisers angetraut und zwei Tage darauf verließen sie Wien.

Von Wien aus wurde sie von 300 Personen begleitet. Aber zwischen Braunau und Altheim hatte Napoleon in unglaublich kurzer Zeit ein sehr großes, prachtvoll dekoriertes Holzgebäude errichten lassen. Am einen Ende des Gebäudes war Österreich und am andern Frankreich, und in der Mitte war ein neutraler Raum. Hier traf die Königin von Neapel, Caroline Murat mit einem zahlreichen Gefolge aus Paris ein und nahm die junge Kaiserin in Empfang.

Die Erzherzogin, die hier den Titel Kaiserin annahm, wurde jetzt von Österreich an Frankreich unter feierlichen Zeremonien überliefert, wie der Kaiser selbst es angeordnet hatte.

Der Brautschatz, den er ihr sandte, enthielt eine Aussteuer, die ein Wunder der höchsten Pariser Kunstfertigkeit und des höchsten Pariser Geschmackes war und alles weit in den Schatten stellte, was Wien den Damen des Hofes hatte bieten können.

Nach den Zeremonien setzte die Kaiserin ihre Reise nach Westen in kleinen Tagereisen fort, so wie man vor 100 Jahren reiste: große Karossen mit

vier Pferden ſtanden an jedem Wechſelplatz bereit, und dieſe fuhren, ſo ſchnell es überhaupt möglich war, auf den Straßen dahin. Sie hatte jetzt ihre Wiener Geſellſchaft verlaſſen und war nur von dem kleinen, vorläufigen franzöſiſchen Hofſtaat umgeben, den der Kaiſer ihr entgegengeſandt hatte. An jeder Station, wo man übernachten wollte, fand ſie einen Brief von ihrem galanten Gemahl vor.

Der 29. März ſollte der letzte Reiſetag der Kaiſerin ſein, am Abend ſollte ſie das Schloß Compiegne erreichen, wo der Kaiſer und die ganze kaiſerliche Familie ſie erwarteten, um am nächſten Tag zugegen zu ſein, wenn Berthier feierlich die kniende Kaiſerin dem Kaiſer übergab.

Aber daraus wurde nichts. Denn als Napoleon mit allen Vorbereitungen fertig war, nahm er Murat mit ſich und ſchlich ſich aus dem Schloß in ſeinem grauen Rock, den er bei Wagram getragen hatte. Die beiden fuhren der Kaiſerin in einem einfachen Kaleſchewagen mit einem Kutſcher ohne Livree entgegen. Als ſie bei ſtrömenden Regen nach Courcelles kamen, fuhren ſie unter das Torgewölbe einer alten Kirche hinein und warteten hier auf das Gefolge der Kaiſerin. Es war der letzte Ort, wo die Pferde gewechſelt werden ſollten, und in dem Augenblicke, als der Wagen der Kaiſerin kam, ſchlüpfte er ſchleunigſt zu ihr hinein.

Und am nächſten Morgen ließ er ihr gemein-

ſames Frühſtück am Bett der Kaiſerin auftragen. Dieſer fürchterliche Skandal durcheilte ganz Europa und hat ſicher im Beſonderen die Grundpfeiler der Geſellſchaft in Wien ins Wanken gebracht.

Am 30. März ging die bürgerliche Trauung in St. Cloud vor ſich, und am folgenden Tag hielten die Neuvermählten einen prachtvollen Einzug in Paris, dem ein Feſt im Louvre folgte, das Napoleon auf das großartigſte nach ſeinem Geſchmack arrangiert hatte. Ein Teil des Louvre war für die Feſtlichkeit in Gebrauch genommen. Es gab da Tribünen für Könige und Fürſten, für Geſandte und Marſchälle. Die kaiſerliche Familie in all ihrer Schönheit und Pracht umgab Napoleon und Marie Louiſe, – außerdem alles, was Frankreich an Adel und Macht beſaß und eine Menge Ausländer – alles in allem ungefähr 8000 Menſchen.

Es fiel indeſſen ein Schatten auf die feſtliche Zeit, die auf die Vermählung folgte, als ein paar Monate ſpäter eine furchtbare Feuersbrunſt auf einem Ball entſtand, den der öſterreichiſche Geſandte, Fürſt Schwarzenberg, der Tochter ſeines Herrn zu Ehren veranſtaltete; – nicht nur weil das Ereignis mehrere Menſchenleben koſtete und die Feſtſtimmung unterbrach; ſondern weil die Zeitgenoſſen ſich einer unheimlichen Erinnerung an einen ähnlichen Unglücksfall nicht erwehren konnten, der ſich das letzte Mal, als eine öſterreichiſche Erzherzogin mit dem

Oberhaupte Frankreichs verheiratet wurde, ereignete, nämlich im Jahre 1770, als Marie Antoinette mit Ludwig dem XVI. Hochzeit feierte.

Fürst Schwarzenberg hatte dieselbe Unvorsichtigkeit begangen, von der man oft aus den alten Palais in Paris berichten hört. Man bildete, um für den Tanz Platz zu gewinnen, den inneren Hof des Gesandtschaftshotels in einen ungeheuren Saal um, dadurch daß man eine Diele legte mit Treppen und Eingängen zu den Räumen und Korridoren des Hauses, — alles wurde mit einem Dach von Leinwand überspannt, und die Wände mit Massen von Gardinen und Teppichen behangen, mit prächtigen Vorhängen und Draperien, überall mit Blumen und unzähligen Lichtern dekoriert.

Das ist heutzutage noch gefährlich genug, wo wir doch elektrisches Licht und ein modernes Brandwesen haben. Aber in jenen Zeiten, wo nur mit tausenden von Wachslichtern erleuchtet werden mußte, war es ein bodenloser Unverstand. Wenn sie tanzten, und an den Türen und auf den Treppen Zug entstand, brauchte nur eine Gardine über einen Kandelaber oder einen Wandleuchter hinzuflattern, und das Ganze stand im Laufe von drei Minuten in hellen Flammen. Und das war es, was hier plötzlich geschah, während das Fest am lautesten tobte.

Der Kaiser wartete nicht auf irgendwelche Hilfe, sondern ruhig wie immer nahm er wie ein braver

Bürgersmann seine Madame in die Arme und trug sie aus dem brennenden Saal ins Palais, wo sie in Sicherheit waren.

Aber viele kamen um — besonders von den Damen, deren leichte Gewänder gleich beim ersten Aufflackern Feuer fingen, sie fielen im Gedränge um und erstickten, oder sie liefen brennend hinaus in den Garten. Es waren ja viele beherzte Männer zugegen, die daran gewöhnt, waren auch in der größten Gefahr einen klaren Kopf zu behalten; aber es ging alles so furchtbar schnell.

Der Kavallerie-General Durosnel fand seine Gattin und trug sie aus dem Gedränge, und während er sich vorwärts kämpfte, sah er eine Hand, die einen kostbaren Kamm aus ihrem Haar stahl, ohne daß er imstande war, es zu verhindern.

Am Ende des Jahres 1810 erging die Anfrage von Schweden an Napoleon, die die Veranlassung wurde, daß Marschall Bernadotte, der Fürst von Ponte Corvo, zum Kronprinzen und Thronfolger von Schweden ernannt wurde.

Vor, unter und nach dem Konsulat war Bernadotte Bonapartes heimlicher Feind gewesen, während dieser ihm immer die größte Generosität erwies, die wiederum immer von der Undankbarkeit des andern übertroffen wurde.

Am 18. Brumaire hielt er sich zurück, bereit hervorzutreten, wenn Napoleons Staatsstreich miß-

glücken sollte. Aber als er geglückt war, kam Bernadotte geschlichen und schloß sich Napoleon an, um gleich darauf neue Ränke gegen ihn zu spinnen.

Obgleich Napoleon zu jeder Zeit von allem unterrichtet war, machte er doch Bernadotte bei der ersten Ernennung zum Marschall, verlieh ihm das Großkreuz und ernannte ihm zum Prinzen von Frankreich und Herzog von Ponte Corvo mit großen Einnahmen und Dotationen, und schließlich zum König von Schweden mit einem Geschenk von einer Million Franks aus der privaten Kasse des Kaisers. Alles dies belohnte Bernadotte mit Undank und Verrat.

Im Jahre 1799, als Napoleon in Ägypten war, verheiratete Joseph die Schwester seiner Gattin an General Bernadotte. Die beiden Fräulein Clary waren die Töchter eines Kaufmannes in Marseille, und Désirée, die jetzt Madame Bernadotte wurde, war die Jugendliebe Bonapartes gewesen; später sollte sie einen General Duphot heiraten, der in Rom, gerade als die Hochzeit sein sollte, ermordet wurde; schließlich bekam sie also Bernadotte, und wenn dieser stieg und stieg, bis er König wurde, so geschah dies alles auf Grund seiner Heirat mit Napoleons Freundin.

Denn als Militär hatte Bernadotte keinen Namen unter den Großen. Es gab zwanzig Generäle in Frankreich, die als Obergeneräle das Kommando über selbständige Armeekorps gehabt hatten, deren

Namen und Ruhm den seinen weit in den Schatten stellten. Dazu war er ganz ohne Erziehung und bei der Armee wenig beliebt.

Aber als Napoleon Kaiser wurde, machte er sich ein Vergnügen daraus, seine Jugendliebe als Marschallin, Prinzessin und Königin zu sehen.

Ihr Sohn war Napoleons Patenkind. Sie hatten damit gewartet das Kind zu taufen, bis Bonaparte aus Ägypten zurückkam, und den Namen Oskar — ein Name, den er in Ossians Liedern fand, über die sowohl er, wie seine Zeitgenossen sehr begeistert waren, hatte Napoleon selbst gewählt. So kamen die schwedischen Könige dazu, diesen Namen aus den alten schottischen Bardenliedern zu tragen, von denen weder Napoleon, noch sonst jemand damals wußten, daß sie eine Täuschung und von einem Geistlichen namens Macpherson gedichtet waren.

Es war eigentlich eine kleine Adels- und Offiziers-partei, die dem alten, kinderlosen König von Schweden nahe legte, Napoleon um einen Prinzen von Frankreich als Thronfolger zu bitten. Man hatte zunächst an den Vizekönig von Italien gedacht. Aber die Notwendigkeit, die Religion zu wechseln, erwies sich als ein unüberwindliches Hindernis — besonders für die Vizekönigin. Da es außerdem keinen anderen Prinzen von Frankreich als Ponte-Corvo gab, fiel die Wahl mit Napoleons Einwilligung auf ihn.

Sobald dies in Ordnung war, trat Jean Baptiste

Bernadotte prompt und aufrichtig zur Evangelisch-Lutherischen Religion über — subito!

Aber seine Gemahlin hatte es nicht so eilig mit der Bekehrung, auch schien ihr nichts daran zu liegen, so schnell als möglich nach Stockholm zu kommen und den Hof von Paris zu verlassen.

War ich über Josephine begeistert, schreibt ein Zeitgenosse, so erging es mir ganz anders und entgegengesetzt mit der Marschallin Bernadotte. Ihr unerträglicher Hochmut stieß alle Menschen ab, und ihre Art und Weise sich zu benehmen, die jetzt, wo sie Königin von Schweden ist, übel am Platze wäre, stand in einem erstaunlichen Gegensatz zu Josephinens Liebenswürdigkeit, ja sogar zu Hortenses.

Aber dies alles war doch nichts im Vergleich zu dem, was sie sich erlaubte, — als sie trotz ihres Hochmuts und als die Gemahlin eines Königs, — ganz Europa dadurch ein Ärgernis gab, daß sie wie närrisch einem Herzog von Richelieu, den sie liebte, nachlief.

Der Herzog schreibt selbst in einem Brief, der Zürich, den 19. Juli 1819 datiert ist: Heute Morgen fand ich auf dem Tisch in meinem Hotel einen Blumenstrauß vor. Meine verrückte Königin ist also hierher gekommen. Und am 25. schrieb er wieder an einen seiner Freunde: Meine verrückte Königin ist im tiefsten Incognito hier und dazu so verschleiert, daß ich, wenn ich ihr begegne, nie sicher sein kann,

ob sie es ist. Dies wird auf die Dauer sehr beschwerlich.

Zur selben Zeit saßen die ehrbaren Frauen rings in den Kirchen Norwegens und sandten jeden Sonntag für diese Landesmutter Gebete zum Himmel. Sie konnte es übrigens nötig haben.

Aber Bernadotte ging sogleich nach Schweden, wo Karl III. ihn als seinen Sohn adoptierte. Am 1. November leistete er den Eid als Kronprinz von Schweden, und am 15. schloß die schwedische Regierung sich an Napoleon an und trat seinem großen Bund zur Absperrung des Kontinents gegen Großbritanien bei.

Schweden hatte während der ganzen napoleonischen Zeit eine jämmerliche und unbeachtete Rolle gespielt. Aber jetzt sollte es nicht lange dauern, bis es Europa durch seine Treulosigkeit überraschte. Denn bei der zunehmenden Schwäche des alten Königs spiegelte Schwedens Politik mehr und mehr das Wesen des intriganten und unzuverlässigen Gascogners wieder, wie man es so gut kannte von all den Ränken und Verschwörungen her, in die er verwickelt gewesen war — vom Anfang des Jahres 1804 an, noch vor der großen Verschwörung von George Cadoudal und den andern Royalisten.

Bernadotte hatte damals ein Kommando in dem nordwestlichen Frankreich, und von den Soldaten der Garnison in Rennes war eine Revolte vorbereitet,

die an einem festgesetzten Tag losbrechen und eine Erhebung gegen den Ersten Konsul in diesen Gegenden hervorrufen sollte. Aber kurz vor diesem Tag schlich Bernadotte sich nach Paris unter dem Vorwande, daß er dort sein müßte, wenn es losbräche, aber natürlich war der eigentliche Grund der, daß er aus dem Wege sein wollte, wenn die Sache in Rennes mißglückte, wie sie auch tat.

Denn gerade an dem Tage, wo sie losbrechen sollte, wurde die Verschwörung entdeckt, und die Proklamationen, die dazu bestimmt waren unter der Bevölkerung verbreitet zu werden und die die Namen Bernadotte und Moreau enthielten, wurden beschlagnahmt.

Bernadotte wurde dadurch gerettet, daß er sich gehütet hatte, etwas Schriftliches von sich zu geben' sodaß seine Mitschuld nicht bewiesen werden konnte.

Aber einem jungen Sohn des General Marbot, der Adjutant bei Bernadotte war, hatte man, ohne daß er davon wußte, den Wagen mit diesen gefährlichen Proklamationen gefüllt; er wurde augenblicklich in Haft genommen.

Seine Mutter rief die Hülfe Bernadottes an; er war ein Freund des Generals Marbot gewesen; er war Vormund der Söhne, und es waren die Verschworenen, die den Wagen des jungen Mannes mit den Proklamationen vollgepackt hatten.

Bernadotte versprach alles — und tat nichts.

Madame Marbot lief von dem einen zum andern, und endlich erlangte sie von Bonaparte das Versprechen, daß der junge Marbot aus der Haft entlassen werden sollte, wenn General Bernadotte sich persönlich einfinden und um seine Freilassung bitten würde.

Madame eilte mit diesem Bescheid zu Bernadotte. Er hielt eine kleine Rede über die Freundschaft usw. und versprach, noch am selben Abend zu Bonaparte zu gehen. Aber er tat es nicht, vielmehr reiste er am selben Abend mit seiner Gemahlin nach den Bädern von Plombières.

Als Bonaparte dies erfuhr, sagte er nur: Ja, daran erkenne ich ihn.

Der junge Marbot wurde freigelassen; aber Napoleon wurde ein Mißtrauen gegen ihn nie los.

Auf der spanischen Halbinsel kämpfte man in den Jahren 1810 und 1811 unentwegt weiter. Massena hatte zum erstenmal in seinem Leben Unglück. Er kämpfte in Portugal gegen Wellington und verlor die Schlacht bei Busalo. Und obgleich er Ney und Junot und den harten General Reynier bei sich hatte, stand er doch Wellingtons brillanten Verschanzungen bei Torres vedras machtlos gegenüber.

In Spanien ging es etwas besser. Die Marschälle Soult und Suchet hatten hier den Oberbefehl; aber es fehlte dem Ganzen die richtige Kraft, seitdem der Kaiser nicht mehr da war. Marschall Victor hatte

das Glück, 600 der Kriegsgefangenen von Baylén zu befreien. Sein Korps war an Bord einer Flottenabteilung, die vor der Reede von Cadix lag. Als die Unglücklichen, die drin im Hafen mit Baggern und ähnlichem beschäftigt waren, die französische Flagge erblickten, bemächtigten sie sich eines elenden, kleinen Fahrzeuges ohne Takelwerk und ruderten, so gut es ging, unter dem heftigen Feuer der spanischen und englischen Kriegsschiffe auf die Reede hinaus, wo sie mit Jubel von ihren Landsleuten empfangen wurden.

Aber Napoleon hatte jetzt seine Augen und Pläne gegen Osten gerichtet, nachdem die Scheidung überstanden war, und die neue Ehe so vollkommen der Absicht und der Berechnung entsprach.

Am 20. März 1811 befand sich Paris in einer fieberhaften Spannung; man wußte, daß die Niederkunft der Kaiserin nahe bevorstand. Aber es traten so schwierige Umstände ein, daß für ihr oder des Kindes Leben Gefahr sein konnte. Doktor Dubois suchte den Kaiser auf, der sich in einem der nächstgelegenen Zimmer aufhielt. Der Arzt wollte wissen, ob er mehr Rücksicht auf dieses teure Kind als auf die Mutter nehmen sollte.

Aber der Kaiser antwortete eifrig: Sie sollen die Kaiserin behandeln, als ob Sie einer gewöhnlichen Wöchnerin in einer der Gassen von Paris hülfen.

Doktor Dubois kehrte zur Kaiserin zurück, warf

seinen Rock ab und fing an. Das Kind war äußerst angegriffen, als es zur Welt kam, aber es erholte sich, und sobald es anging, nahm der Kaiser es der Wärterin weg und trug es in den großen Saal hinein, wo die Würdenträger des Reiches in der größten Spannung warteten.

Hier ist der König von Rom! rief der Kaiser; er war – dies eine Mal – außer sich vor Freude.

Im selben Augenblick fingen die Kanonen vom Invalidenhotel an, Paris zu verkünden, daß dem Kaiser ein Kind geboren sei, und von dem ersten Schuß an stand ganz Paris still und hielt den Atem an, und alle zählten, Männer und Weiber und die Kinder, die so weit zählen konnten. Alle wußten: wenn die Kanonen bei dem einundzwanzigsten Schuß einhielten, war es nur eine Prinzessin; kam dagegen der zweiundzwanzigste, so würde es weiter dröhnen bis zum hundertsten, denn dann war es ein Sohn, ein Thronerbe, Napoleon der Zweite.

Man sagt, daß die Invaliden sich den Spaß machten, einige Sekunden zu warten, ehe sie den zweiundzwanzigsten Schuß abfeuerten; aber da brach ein Jubel in der ganzen großen Stadt aus, wie man ihn nie früher oder später erlebt hat.

So groß war die Erleichterung, die die Leute bei dieser Sicherung der Zukunft des Landes fühlten, daß dem kaiserlichen Pagen, der zuerst vom Schloß gelaufen kam und die Neuigkeit dem im Hotel de

Ville versammelten Rat mitteilte, einstimmig eine jährliche Gage von 10 000 Franks bewilligt wurde.

Drei Jahre später, im Jahre 1814, erklärte derselbe Rat den Kaiser für abgesetzt. Wie es wohl da der jährlichen Einnahme des Pagen erging?

Frankreich im Jahre 1811 war lauter Sonnenschein: aber es fiel doch ein Schatten über das Land, als am Ende des Jahres 100 000 ganz junge Knaben zur Armee ausgehoben wurden.

Die reichen Belohnungen, die der Kaiser unter seinen Männern verteilte, hatten dem gesellschaftlichen Leben von Paris einen Glanz verliehen, der fast so groß war wie unter den alten Königen. Der Kaiser wollte es so haben, und die meisten seiner Krieger ließen es sich nicht zweimal sagen. Sie hatten auch verstanden — jedenfalls viele von ihnen, sich so reichliche Mengen von Kostbarkeiten und Geld zu sammeln, daß sie mit großen Wagenladungen von jedem Feldzug zurückkehrten.

Die Salons ihrer Damen und die großartigen Festlichkeiten, die sie veranstalteten, wenn sie einige Zeit in Frieden zu Hause sein durften, wurden ihnen bald zu einer angenehmen Belohnung, die sie nach dem langen Kriegerleben, wo niemand sich geschont hatte, und aus dem die meisten Wunden und Schäden mitbrachten, zu würdigen wußten.

Dazu kam Napoleons eigne Familie, mit der Königin von Neapel an der Spitze, und die Tuilerien

ſelbſt, wo immer eine Reihe von feſtlichen Zuſammenkünften ſtattfand; und endlich kehrten ja auch viele Angehörige des alten Adels zu ihren geheimnisvollen Hotels auf dem Boulevard St. Germain zurück. Viele von ihnen drängten ſich auch vor, um zum Hof und zu den Hofämtern zugelaſſen zu werden, wie auch in der Armee ſowohl unter Napoleon wie unter den Bourbonen die beſten Namen dienten.

Die höheren Kreiſe von Paris waren alſo ſo glänzend wie je. Die niederen Schichten der Bevölkerung waren zufrieden, Ehre und Ruhm ſchaffte der Kaiſer zur Genüge, aber auch Arbeit und Umſatz folgten ihm; er hatte auf alles ein Auge, und obgleich er ja im Grunde nur den militäriſchen Teil ſeines Volkes kannte, kam ſein praktiſcher Sinn vielen Geſchäftszweigen zu gute.

Paris war immer die ſchwierigſte Aufgabe. Der Kaiſer ſagte einmal zu Fouché: Ich bin entzückt, wenn Sie mir verſichern können, daß Faubourg St. Germain zufrieden iſt. Und ich will Ihnen geſtehen, daß ich in allen Schlachten, in den größten Gefahren, ja mitten in der Wüſte immer in Gedanken die Frage erwäge: was wird Paris ſagen — und vor allem Faubourg St. Germain?

Denn es beſtand zwiſchen Napoleon Bonaparte und Paris eine Kluft, die nie ganz ausgefüllt werden konnte; er wurde nie Pariſer, dazu war er nicht Franzoſe genug.

Es ist nicht leicht zu sagen, was es im Grunde für ein flüchtiges Fluidum ist, das das Wesen einer großen Weltstadt ausmacht, und wovon ein jeder, der sich selbst als echt fühlt und von den andern als ein solcher betrachtet werden will, jedenfalls einen kleinen Tropfen haben muß.

Es haftet Paris und allem, was zu Paris gehört, ein gewisser eleganter Duft von Verdorbenheit an, alles ist wie von einem kleinen, rötlichen Rand umgeben. Aber dieser fehlte Napoleon vollkommen; er war er selbst — bis in die äußersten Fingerspitzen, so hart und so eckig wie Kristall, ohne den Stempel irgend einer Gesellschaft, am allerwenigsten der Pariser.

Als er jetzt seine Dynastie gesichert und seine schwierige Hauptstadt in gute Laune gebracht hatte, kam er sich allen Fürsten, die er kannte, überlegen vor; nur der Zar blieb noch übrig.

Schon im Jahre 1805 hatte Napoleon deutlich gemerkt, daß der Zar Österreich nie ganz fallen lassen würde. Und 1810 hatte Rußland ohne weiteres die Verabredung von Tilsit gebrochen und war aus der Kontinentalsperre ausgetreten. Große Rüstungen und Truppenansammlungen längs der Grenze des Großherzogtums Warschau schienen auch nichts Gutes zu bedeuten.

Aber ebenso, wie er immer eine seltsame Schonung Rußland gegenüber an den Tag gelegt hatte, zögerte

er auch jetzt damit, den offenbaren Übergang des Zaren zu England und den andern legitimen Fürsten als Tatsache anzuerkennen. Denn für diese unerschütterliche Kameradschaft, die zwischen den Fürsten bestand und sich gegen ihn selbst richtete, bekam Napoleon nie ein Verständnis. Er hatte ja aus der Geschichte gesehen, was wir hundert Jahre nach ihm gesehen haben, daß die Feindschaft der Könige nie lange währt. Wenn einige Zeit vergangen ist, nachdem sie ihre Armeen ausgelüftet und ihr Volk zur Ader gelassen haben, besuchen sie sich wieder und küssen sich auf den Perrons, so daß es in allen Telegraphenstationen der Erde widerhallt.

Er verstand nicht, daß, wenn er ein Königssohn gewesen wäre — wenn auch nur ein Bastard — die andern, von seiner Überlegenheit bezwungen, ihm und seinem Sohne vielleicht ihren Kreis geöffnet hätten. Aber ihm, wie er war, dem Usurpator, dem Sohne der Revolution — nie! er konnte sie demütigen und mit ihren Ländern und Hauptstädten herumwirtschaften, aber sie wollten eher sterben, als im Ernst mit Napoleon als ihres Gleichen leben.

Es konnte angehen mit Bernadotte auf dem entlegenen schwedischen Thron. Erstens brauchten e ihn als General, und dann verachteten sie ihn und ließen es ihn fühlen.

Hierfür war Napoleon blind. Politisch hatte er die Idee, die in unseren Tagen wieder aufgekommen

war, daß Frankreich in Allianz mit Rußland Europas Schickſal in der Hand habe, und perſönlich war er der Meinung, daß Zar Alexander im Grunde ſein Freund wäre.

Und er, der doch vorſichtig genug war, und deſſen Argwohn vor den niedrigſten Vorausſetzungen nicht zurückſcheute, hat offenbar die ganze Zeit, auch noch als er den Zug gegen Rußland vorbereitete, geglaubt, daß er durch eine perſönliche Zuſammenkunft mit Alexander — am liebſten nachdem er ihn gründlich geſchlagen hätte — es bewirken könnte, daß ſie die Freundſchaft von Tilſit und Erfurt erneuerten, England bänden und das Gleichgewicht in Europa herſtellten, das er für ſeinen Sohn erſtrebte.

Als er ſich darum im Februar 1812 klar darüber wurde, daß man ihn in Petersburg nur mit falſchem Ruſſengerede aufgehalten hatte und gar nicht die Abſicht hatte, den Grafen Neſſelrode, wie es ſo lange geheißen hatte, als außerordentlichen Geſandten nach Paris zu ſchicken, ließ er den Oberſt Chernicheff, einen Adjutanten des Zaren, der ſich in Paris aufhielt, zu ſich rufen und gab ihm in aller Freundſchaft eine Reihe Aufklärungen und einen privaten Brief an den Zaren.

Oberſt Chernicheff verbeugte ſich und dankte. Aber zwei Tage nach ſeiner Abreiſe von Paris entdeckte man, daß er ſeine Stellung mißbraucht hatte,

um einen untergeordneten Beamten im Kriegsministerium zu bestechen, der ihm eine genaue Angabe der Stärke der französischen Armee verschafft hatte. Der unglückliche Beamte wurde hingerichtet; aber der falsche Russe hatte einen zu großen Vorsprung gewonnen, obgleich man ihm so schnell als möglich nachsetzte; er erreichte Petersburg mit seiner Beute.

Zar Alexanders Antwort auf den Brief, den Napoleon mit Oberst Chernicheff sandte, wurde endlich im April durch Baron Serobin überbracht und enthielt das Verlangen Rußlands, die französischen Armeen sollten Preußen verlassen und über den Rhein zurückgehen.

Napoleon nannte dies diplomatische Unverschämtheiten und wollte sie nicht buchstäblich nehmen. Er gab Graf Narbonne Ordre, als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg zu gehen und direkt und persönlich mit dem Zaren zu verhandeln in Übereinstimmung mit den Instruktionen Kaiser Napoleons.

Aber wenige Tage später brach der russische Gesandte Fürst Kourakin die Unterhandlungen ab, die er jetzt mehrere Monate lang mit dem Herzog von Bassano geführt hatte, und am 9. Mai 1812 verließ der Kaiser Paris; die Kaiserin begleitete ihn bis nach Dresden.

Der große Feldzug nach Rußland sollte beginnen.

Ende des erſten Bandes.

Zweiter Band

VI.

Schon im Jahr 1808, als das Bündnis zwiſchen Rußland und Frankreich noch in Kraft ſtand, lag Marſchall Bernadotte mit ſpaniſchen Truppen in Jütland, um Schweden mit einem Einfall von dieſer Seite her zu bedrohen, damit Rußland ungeſtört Finnland erobern könnte. Aber in Wirklichkeit hatte der Marſchall beſtimmten Befehl vom Kaiſer, nichts gegen Schweden zu unternehmen. Dieſen Teil des Befehls verheimlichte er aber, und ſpäter rühmte er ſich dieſer Untätigkeit, als ob die Schweden ihm dafür viel Dank ſchuldig wären.

Aber ſobald es im Jahre 1811 offenbar wurde, daß der Krieg zwiſchen Napoleon und Alexander ausbrechen müßte, ſetzte Bernadotte dem franzöſiſchen Geſandten in Stockholm auseinander, daß ein in Finnland einfallendes ſchwediſches Heer eine gute Stütze für Napoleon ſein würde. Für dieſe Hülfe verlangte der ſchwediſche Kronprinz Norwegen.

Ja er hatte sogar die Frechheit, sagt Thiers, damit zu drohen, den Franzosen Schaden zuzufügen, wenn sie ihn nicht bei der Eroberung Norwegens unterstützten, eine Frechheit, die umso empörender war, als er selbst noch vor kurzem die französische Uniform getragen hatte.

Bernadotte konnte nicht vergessen, daß Napoleon nicht auf seinen Plan mit Norwegen einging. Da er im wesentlichen seine Wahl zum Thronerben dem Glanz der französischen Armeen verdankte, und da er keineswegs bei näherer Bekanntschaft gewann – denn man entdeckte bald, daß er eitel, prahlerisch und freigebig mit leeren Versprechungen war, während sein militärisches Talent ganz und gar nicht so groß war, wie er selbst glaubte – war es sein großer Traum, sich durch eine Eroberung in Schweden beliebt zu machen.

Im November 1811 hatte er ein Gespräch mit Monsieur Alquier, dem französischen Gesandten in Stockholm.

Nach einigen ausweichenden Erklärungen betreffs gewisser Vorrechte, die die englischen Kaufleute schon in Göteborg genossen hatten, fragte Bernadotte in einer unverschämten Weise: warum Frankreich seine Verdienste so schlecht belohne?

Der Gesandte meinte, daß der Thron Schwedens doch wohl eine genügende Belohnung wäre.

Wenn man, sagt Thiers, in jenem Augenblick hätte in die Zukunft schauen können, hätte man

sicherlich diesen törichten Hochmut mit Schonung behandeln müssen. Aber man wird die Erbitterung des französischen Gesandten verstehen; denn es gibt Dinge, die man, selbst wenn der Tod droht, nicht ertragen kann.

Der neugebackene Kronprinz trat überhaupt in diesem Gespräch mit einer höchst merkwürdigen Prahlerei auf. Er erinnerte an alle Schlachten, an denen er teilgenommen hatte, und behauptete, wie er im vertrauteren Kreis zu tun pflegte, daß er die Schlacht bei Austerlitz, wo er keinen Schuß tat, gewonnen habe, ebenso die Schlacht bei Friedland, wo er gar nicht zugegen war, und die Schlacht bei Wagram, wo er sich beide Tage mit seiner „Granitkolonne" auf der Flucht befand.

Darauf fuhr er in die Höhe und sagte, daß er sehr gut die ungünstige Stimmung, die in Paris gegen ihn herrsche, kenne. Aber jetzt regiere er über ein Volk von Riesen, das ihn vergöttere, und vor denen kein Feind stand halten würde, wenn er vorwärts kommandierte.

Dies ist zu arg! rief der Gesandte. Aber Bernadotte, der sich in einer fieberhaften Erregung befand, rief seinem kleinen Sohn Oskar zu: Nicht wahr! Du wirst dem Beispiel Deines Vaters folgen und den Tod der Schande vorziehen!

Monsieur Alquier berichtete das ganze Gespräch dem Kaiser; der lächelte nur und brach jede Verbindung mit Schweden ab.

Doch darüber wurde man in Schweden besorgt, und sowohl der alte König, wie der Kronprinz machten Annäherungsversuche. Aber zugleich knüpfte Bernadotte auf eigne Faust heimliche Intrigen mit Rußland und England an, indem er zur Erklärung seines Abfalls und seines Verrats an seinem Wohltäter sagen ließ, daß Napoleon leider ihn, Bernadotte, sein ganzes Leben lang mit seinem Neide verfolgt habe.

Die Wahrheit war aber gerade, daß der Grund zu Bernadottes Haß von Anfang an und die ganze Zeit über Neid gewesen war.

Neidisch, wie er von Natur war, wagte er sogar auf den Mann eifersüchtig zu sein, der ihm immer viel zu hoch hätte stehen müssen, um Gegenstand seines Neides sein zu können, denn General Bernadotte konnte durchaus keinen Vergleich mit General Bonaparte aushalten.

Daß Bernadotte auf Moreau, Massena, Lannes oder Davoust eifersüchtig sein konnte, kann man zur Not begreifen, obgleich jeder von diesen ihm tausendfach überlegen war. Aber um auf Napoleon eifersüchtig zu sein, dazu gehörte in Wahrheit bei einem Manne von seiner engherzigen Gesinnung und seiner geringen geistigen Begabung ein Neid, der an Wahnsinn grenzte.

Es mußte mir, der ich gerade dies alles von Bernadotte gelesen hatte, wunderlich erscheinen, als

ich im Jahre 1896 König Oskar den Zweiten ſagen hörte: Der einzige, der Napoleon hätte erſetzen können, war mein Großvater.

Der König ſagte das ſo ruhig und entſchieden, daß man merken konnte, die Weltgeſchichte war ihm ſo gelehrt worden.

Am 20. Mai 1812 war das franzöſiſche Kaiſerpaar in Dresden.

Napoleon befürchtete, daß es möglicherweiſe, wie die Sachen jetzt zwiſchen dem ruſſiſchen und dem franzöſiſchen Hof ſtanden, dem Grafen Narbonne nicht glücken würde, perſönlich mit ſeiner Sendung bis vor den Zaren zu gelangen. Und da für Napoleon alles darauf ankam, wollte er noch einmal durch ſeinen Geſandten in Petersburg, den Grafen Lauriſton, verſuchen, ſein Ziel zu erreichen.

Er gab darum Maret, dem Herzog von Baſſano, den Auftrag: Schreiben Sie an Lauriſton, daß er ſich nach Wilna begeben ſoll, (wo ſich Kaiſer Alexander bei der Armee aufhielt) und laſſen Sie ihm ſagen, daß ich in dem Wunſche, dieſem Federkrieg ein Ende zu machen, ihm den Befehl erteilen ließe, alle Schranken zu durchbrechen und bis zur Perſon des Zaren vorzudringen, um aus deſſen eignem Mund ein erklärendes Wort zu hören, das den Weg zu einem Verſtändnis zwiſchen uns beiden bahnen kann.

Als Lauriſton dieſen Brief erhielt, bat er ſogleich

um seine Pässe, um die Hauptstadt zu verlassen und nach Wilna abzureisen; aber er bekam sie nicht.

Inzwischen versammelte sich in Dresden bei dem alten König von Sachsen um den französischen Kaiser und die französische Kaiserin ein Hof, wie ihn Europa nie gesehen hatte und auch nie mehr sehen wird.

Der Kaiser und die Kaiserin von Österreich waren aus eignem Antrieb gekommen, um ihre Tochter und ihren Schwiegersohn zu begrüßen und ihm zu diesem großen Zuge Glück zu wünschen. Der König von Preußen war auch da. Er bot Napoleon seinen Sohn als Adjutanten an, was Napoleon aus Zartgefühl abschlug. Alle Könige und regierenden Fürsten aus dem übrigen Deutschland stellten sich mit den wärmsten Wünschen und mit der Versicherung der Treue in dem Kampfe gegen den russischen Zaren ein, der jetzt als der Feind aller erschien!

Während des Aufenthaltes in Dresden machte Graf Ségur der Ältere seinen berühmten Witz. Es passierte ihm, daß er zu einer Sitzung ein wenig zu spät kam; der Kaiser sah ihn scharf an. Aber der gewandte Zeremonienmeister antwortete:

Ew. Majestät müssen entschuldigen, daß ich etwas spät komme. Aber ich wurde aufgehalten; — es war ein solches Gedränge von Königen in den Vorgemächern Eurer Majestät.

Von allen diesen Fürsten sollten Truppenkorps am Zuge teilnehmen. Der Kaiser hatte in Paris

an Fürſt Schwarzenberg Gefallen gefunden und verlangte, daß er das öſterreichiſche Heer anführen ſollte, das im Südweſten über die ruſſiſche Grenze rücken und der großen Armee zur Deckung und Stütze dienen ſollte.

Unter all dieſen Fremden war wohl kaum einer, der nicht in ſeinem Innern wünſchte, es möchte Napoleon ſo ſchlecht ergehen, daß man es wagen könnte, ihn zu verlaſſen und im Stich zu laſſen. Es gährte überall in Deutſchland; die nationale Erhebung hatte angefangen, die unnatürlichen Grenzen zwiſchen den kleinen Staaten der mißhandelten Nation zu verwiſchen. Es war nicht zu verwundern, daß man überall nach Rache lechzte, und daß alle bereit waren, die furchtbare Laſt abzuwerfen.

Dagegen muß es die Verwunderung aller Zeiten erregen, und ſpricht es jedem Begriff von Mannesehre Hohn, wenn man ſieht, wie Bernadotte im Anfang des Jahres 1812 die mannigfaltigſten Ränke ſpann.

Der engliſchen Partei in Schweden ſagte er, daß er nicht Napoleons Sklave ſein wollte, ſondern vor allem an den Handel und Vorteil ſeines Reiches dächte.

Zu ſeiner eignen Partei, die ihn als Napoleons General gewählt hatte, redete er hohe Töne von der Ehre der ſchwediſchen Waffen.

Und den Verbündeten ſagte er, daß er bereit ſei, bei dem erſten Zeichen Frankreichs Joch 'abzuwerfen. Er wolle mit 30000, ja mit 50000

Schweden landen und die Franzoſen in Polen vernichten, wenn man ihm nur Norwegen zuſichern würde.

Die fremden Mächte konnten kaum an ſo viel Falſchheit glauben, beſonders fühlte ſich der biedere König von Preußen verletzt und abgeſtoßen.

Bernadotte ging ſogar ſo weit, daß er, um Rußland zu entlaſten, ſich erbot, einen Frieden mit den Türken zu Stande zu bringen; — überall trat er als der tätigſte Feind Frankreichs auf.

Am 5. April ſchloß Schweden einen Bundestraktat mit Rußland ab, das verſprach, bei der Eroberung von Norwegen behülflich zu ſein; dieſe Übereinkunft ſollte geheim bleiben.

Offiziell ſollte das ſchwediſche Kabinett erklären, nicht mit Rußland verbündet zu ſein. Dieſe Neutralität ſollte dann zu einem gelegenen Zeitpunkt in einen Krieg mit Frankreich umgewandelt werden. So ſollte der Übergang zu dieſer Treuloſigkeit gebildet werden, die zum Abſcheulichſten gehört, was die Geſchichte kennt.

Inzwiſchen hatte die Kronprinzeſſin Deſideria, die ſich noch immer in Paris aufhielt und ſich nicht, da ſie mit andern Dingen beſchäftigt war, dazu bewegen laſſen wollte nach Stockholm zu kommen, die Mißſtimmung zwiſchen Schweden und Frankreich peinlich empfunden und verſuchte jetzt eine Annäherung herbeizuführen.

Hiermit stand in Verbindung, daß Bernadotte Monsieur Signeul an Maret, den Herzog von Bassano, der mit dem Kaiser in Dresden war, mit zwei Dokumenten sandte. Das eine, das offizielle, enthielt, daß Schweden freilich im Augenblick im wesentlichen auf Rußlands Seite stünde; aber Bernadotte kam noch einmal mit dem lächerlichen Vorschlag, als Vermittler zwischen Alexander und Napoleon aufzutreten.

Die andre, die heimliche Note enthielt: Bernadotte habe von Finnland keinen Vorteil; aber wenn man ihm Norwegen zugestehe, sei er bereit, sogleich einen Bundestraktat mit Frankreich zu schließen.

Napoleon, der sehr wohl den geheimen Traktat vom 5. April mit Rußland kannte, rief: Der Elende! jetzt will ich nichts mehr von dem Menschen hören!

La grande armée – so wie sie in ihrem größten Glanz war, als sie im Frühjahr 1812 aus ihren Hauptquartiern nach Osten marschierte, setzte sich so zusammen:

Das erste Korps unter Marschall Davoust bestand aus sechs Divisionen, unter denen die Kerntruppen Morands, Friants und Gudins Divisionen waren. Der Rest des Korps war mit Badener und holländischen Regimentern und mit Polen gemischt. Unter Davoust befehligte außerdem der preußische General Grawert

17000 Preußen. Davousts Korps bestand alles in allem aus 114000 Mann ausgezeichneter Truppen. Außer den drei Generälen Gudin, Morand und Friant hatte er noch Compans und Pajol, den Ingenieur Haxo und den schönen General Friederich.

Das zweite Korps wurde von Marschall Oudinot geführt. Er hatte bei sich die Generäle Merle und Maison, Legrand und Verdiers Divisionen — Lannes' und Massenas alte Soldaten — im ganzen mit der Kavallerie unter General Dumerc 40000 Mann.

Das dritte Korps wurde von Marschall Ney geführt mit zwei Divisionen alter Soldaten, die von dem Herzog von Montebello ausgebildet worden waren, außerdem waren in diesem Korps die Württemberger, die früher unter Ney gedient hatten, im ganzen 39000 Mann. Dazu zwei Korps Kürassiere von der Kavalleriereserve: 10000 Mann.

Das vierte Korps stand unter Prinz Eugen mit Junot als Unterbefehlshaber. Hier waren die Generäle Grouchy und Broussier und die beiden Brüder Delzon, die besten Soldaten der italienischen Armee — im ganzen 45000 Mann.

Das fünfte Korps zählte 26000 Mann von allen Waffengattungen; meist Polen, unter der Führung des Fürsten Poniatowski.

Das sechste Korps. General St. Cyr. 25000 Mann, zum größten Teil Fremde, die seit 1809 im französischen Heer gedient hatten.

Das ſiebente Korps unter General Reynier. 17000 Mann, meiſt Sachſen, die mit den Polen zuſammen dienen ſollten.

Das achte Korps. König Jerome mit 18000 Weſtfalen und Heſſen.

Außerdem waren die vier Korps der Kavalleriereſerve unter Davouſt, Oudinot und Ney verteilt. Der Reſt, 15000 vorzügliche Reiter marſchierten mit der Kaiſergarde zuſammen.

Dieſe wurde von den Marſchällen Mortier und Lefebvre befehligt und war in zwei Korps geteilt: die alte Garde, beſtehend aus den grünen Jägern und den blauen Grenadieren zu Fuß, und die junge Garde: Tirailleurs und die leichte Reiterei, zuſammen 47000 Mann, unter denen 6000 ausgewählte Reiter und 200 Kanonen mit Bedienung waren.

Dazu kam der Ingenieurpark, beſtehend aus Sappeurs, Mineurs, Brückenbauern und militäriſchen Handwerkern aller Art.

Der Artilleriepark und der Wagentrain mit Bedienung und Pferden. Es gehörten allein 18000 Pferde zu den beiden Trains.

In der aktiven Armee, die gegen Rußland marſchierte, waren 423000 geübte Soldaten, nämlich 300000 Fußſoldaten, 70000 Reiter und 30000 Artilleriſten mit 1000 Kanonen, nebſt 6 Brückentrains, Ambulanzen und Proviant für einen Monat.

Als Reserve standen das neunte Korps unter Marschall Victor, und das zehnte Korps unter Augereau in der Nähe von Magdeburg, die die Armee nach und nach komplettieren sollten.

Die ganze Heeresmasse, die gegen die Russen zog, bestand aus 620000 Mann. Außerdem lagen 150000 Mann in französischen Depots und Festungen; 50000 Mann waren in Italien, und auf der spanischen Halbinsel kämpften 300000 ausgezeichnete Soldaten, die von Männern wie Massena, Soult und Suchet befehligt wurden, so daß die französische Heeresmacht, über die der eine Mann gebot, aus mehr als einer Million bewaffneter Soldaten bestand.

Aber sieht man zu, wie die verschiedenen Nationen in der Heeresmasse, die gegen Rußland zog, um zusammen unter dem einen Mann zu kämpfen, vertreten waren, so verhalten sich die Zahlen folgendermaßen:

370000 waren Franzosen, 50000 Polen, 20000 Italiener und 10000 Schweizer — diese Leute konnten alle zu den zuverlässigen Soldaten gerechnet werden.

Aber es waren auch 150000 Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberger, Westfalen, Kroaten, Spanier und Portugiesen dabei, die alle gefährlich und mehr oder weniger unzuverlässig waren.

Aber, wie gesagt, Napoleon kümmerte sich hierum nicht; die Soldaten waren für ihn Soldaten und

nichts anderes. Außerdem gab es so viel Feindschaft zwischen den kleinen Staaten und zwischen dem Norden und Süden, daß sich sehr häufig unter Napoleons Fahnen Deutsche gegen Deutsche aus Herzenslust schlugen, jedenfalls solange, bis die Not unter Frankreichs harter Gewaltherrschaft so groß wurde, daß die Fürsten im Guten die Hülfe ihrer Völker anrufen mußten.

Am 7. Juni kam der Kaiser nach Danzig, von da begab er sich nach Königsberg, und auf dem Wege dorthin hielt er Revue über die sechs Musterdivisionen Davousts.

Am 18. kam er nach Insterburg, wo er die Flußufer längs des Pregel mit allerhand Proviant bedeckt fand; und zu gleicher Zeit trafen hier auf vier verschiedenen Wegen 220 000 kampfbereite Soldaten auf einmal ein.

Am 19. Juni bekam er endlich die nähere Nachricht, daß Kaiser Alexander sich nicht dazu bewegen ließe, Lauriston zu sehen.

Also mußte man zur Gewalt greifen; der Zar sollte bezwungen werden; auf die eine oder andere Weise; auf jeden Fall wollte er den Zaren Alexander persönlich finden.

Damit ging Napoleon über den Niemen.

Durch den Zwischenraum, der vom Dniepr, wo er sich bei Orscha nach Süden wendet und der

Dwina, wo sie bei Ostrowno nördlich fließt, gebildet wird, wollte Napoleon in Rußland einrücken.

Die erste Bewegung der Russen war, ihre Nordarmee unter General Barclay de Tolly bei dem befestigten Lager Drissa zusammenzuziehen, wohin sich der Zar selbst begeben hatte und eine Schlacht annehmen zu wollen schien. Die Südarmee der Russen unter Fürst Bagration sollte dadurch mit der Nordarmee in Verbindung kommen, daß Bagration rasch gegen Norden marschierte und an den vorrückenden Franzosen vorbeischlüpfte.

Es war Napoleons Plan, mit Hülfe von Davousts Korps diese Vereinigung zu verhindern und die beiden russischen Armeeen von einander getrennt zu halten, sie einzeln zu einer Schlacht zu verlocken und Bagration in die Moräste zu treiben. Inzwischen hatte der Zar sich so weit zurückgezogen, ohne die große, entscheidende Schlacht, die Napoleon so eifrig herbeizuführen strebte, anzunehmen, daß die Franzosen bis nach Wilna, der alten Hauptstadt Polens, gelangten.

Die so oft enttäuschten Polen glaubten jetzt, daß ihre Zeit endlich gekommen sei. Der polnische Adel erklärte das Königreich Polen für wiederhergestellt und sandte eine Deputation an den Kaiser Napoleon mit der Bitte, er möchte das wiederhergestellte Königreich anerkennen; das würde ihnen schon genug sein.

Aber Napoleon, der nie für die polniſchen nationalen Forderungen etwas übrig gehabt hatte, antwortete ausweichend und in einer ſolchen Weiſe, daß er den treuen Polen jeden Mut und jede Hoffnung raubte und auch in Frankreich große Mißſtimmung hervorrief.

Indeſſen mußte, wenn Napoleons Manöver glücken und die Vereinigung von de Tolly und Bagration verhindert werden ſollte, König Jerome mit ſeinem Armeekorps viel weiter vorwärts gekommen ſein, als er war. Aber ſelbſt ein tüchtiger General hätte wegen des Unwetters und der gewaltigen Regengüſſe am Ende des Juni nicht ſo weit kommen können.

Aber Napoleon, der in Wilna lag und wartete, wurde ungeduldig, Davouſt ebenfalls; und ſchließlich bekam König Jerome in einer verletzenden Weiſe den Befehl, ſich unter Davouſts Kommando zu ſtellen.

Dadurch fühlte ſich König Jerome beleidigt, was nicht zu verwundern war; er verließ die Armee und kehrte wieder nach Hauſe zurück.

Aber durch dieſen Streit zwiſchen den Brüdern ging der günſtige Augenblick, wo Bagration hätte iſoliert und vernichtet werden können, verloren, und was ſchlimmer war: elf koſtbare Tage des Juni wurden ganz nutzlos in Wilna verbracht.

Und das war ja die Hoffnung Rußlands und die Befürchtung derjenigen Franzoſen, die das Klima

in den russischen Gegenden kannten, daß der Feldzug sich bis in den Winter hinziehen würde.

Man erzählte sich in russischen Kreisen schon von dem Dorfschmied, der lachte, als man ihm ein französisches Hufeisen, das auf dem Wege gefunden worden war, brachte.

Nicht ein einziges von diesen Pferden wird Rußland wieder verlassen, wenn sie hier bleiben, bis der Frost eintritt, sagte der Schmied. Denn die französischen Hufeisen hatten weder Stacheln noch Widerhaken, so daß die Tiere unmöglich Kanonen und schwere Wagen bergauf und bergab schleppen konnten, wenn die Wege hart und glatt wurden.

Wenn man sich an den jungen General Bonaparte aus den ersten Feldzügen erinnert, wie er, wenn aus irgend einem Grunde ein längerer Aufenthalt auf dem Marsche entstand, aus dem Wagen zu steigen pflegte, sich auf den Grabenrand setzte und auf einen der schweren Trainwagen zeigte, mit der Frage:

Was ist in diesem Wagen?

Der Offizier, der die Verantwortung dafür hatte, mußte heran. Der gesamte Inhalt des Wagens wurde auf dem Felde ausgepackt und nachgezählt: Geschirre, Hufeisen, Nägel, Werkzeug, Schrauben und Beschläge – der arme junge Offizier mußte über die geringste Kleinigkeit Rechenschaft ablegen, und der General wußte ganz genau, was dabei sein sollte.

Hatte sich der junge Mensch einen Fehler zuschulden kommen lassen, so konnte er in ewige Vergessenheit geraten, aber er konnte auch als Intendanturgeneral sterben, wenn er etwas taugte.

Der Feldzug nach Rußland war nicht so vorbereitet.

Als Napoleon endlich in den letzten Tagen des Juni gegen Drissa marschierte, verließ der Zar diese starke Stellung, an der man ein Jahr lang gearbeitet hatte, um sie uneinnehmbar zu machen. Er zog sich bis nach St. Petersburg zurück, und dort blieb er.

Auf Napoleons Befehl trafen alle französischen Korps am selben Tag an der Dwina ein; aber sie fanden nichts als das geräumte Lager, und der Feldzug mußte ohne eine entscheidende Schlacht fortgesetzt werden, mit demselben Ziel vor Augen: die beiden russischen Armeen von einander getrennt zu halten.

Barclay de Tolly zog sich immer noch vor der vorrückenden Hauptarmee zurück, aber in den ersten Tagen des Juli schien er sich in Witebsk festsetzen zu wollen, um Bagration Zeit zum Vorrücken zu geben, damit ihre beiden Armeen sich in Smolensk vereinigen könnten. Aber bei Mohilew traf Bagration auf Davoust, der hier einen seiner großen Tage hatte. Er brachte Fürst Bagration eine solche Niederlage bei, daß von einer Vereinigung mit Tolly in Smolensk nicht die Rede sein konnte.

Es glückte Fürst Bagration auf eine unbegreifliche Weise, die Nachricht von seiner Niederlage durch

die französischen Linien oder um sie herum zu senden, und am Vormittag des 27. Juli, als Napoleon und die ganze Hauptarmee, in ihrem Eifer eine entscheidende Schlacht herbeizuführen, auf Witebsk loszogen, war Barclay de Tolly wieder in vollem Rückzug begriffen.

Es kam also auch hier nicht zu einer Hauptschlacht, wie man in dem französischen Heere gehofft hatte, aber bei Ostrowno siegten Murat und Eugen in einem ernsten Treffen. Hier schlug sich eine kleine Schar – ungefähr 300 Mann – junge Leute aus Paris, die dem neunten Linienregiment angehörten, durch eine Wolke von russischen Kürassieren vor den Augen der ganzen französischen Armee durch. Der Kaiser sah selbst ihre glänzende Tapferkeit; er rief: jeder einzelne von ihnen hat das Kreuz verdient.

Es war eine neue Enttäuschung für Napoleon, daß es auch bei Witebsk nicht zu einer so entscheidenden Abrechnung kam, daß von Verhandlungen die Rede sein konnte.

In diesen Tagen litt die französische Armee ungeheuer unter der Hitze; und die Auflösung fing schon an – besonders unter den deutschen Truppen. Napoleon ließ sich für vierzehn Tage in Witebsk nieder; er glich überhaupt auf diesem Zuge nicht sich selber.

Viele haben sich darüber gewundert, daß er, dessen Unwiderstehlichkeit sonst in der verblüffenden

Schnelligkeit lag, mit der er den Feind überraschte und den Feldzug beschleunigte, nicht mehr mit jedem Tag, der verging, geizte. Denn wenn er auch weniger Ahnung davon hatte, was ein Winter in Rußland bedeutet, als es sich für einen Feldherrn von seinem Rang ziemte, und viel weniger, als dem jungen Bonaparte genügt hätte, so sah es ihm doch so garnicht ähnlich, sich erst in Wilna und dann in Witebsk ganz ohne Nutzen soviel Zeit zu nehmen.

Es kommt mir vor, als ob alles darauf hindeute, daß Napoleon jeden Tag auf den Adjutanten vom Zaren gewartet hat, der diesen ganzen Krieg in eine Verhandlung zwischen ihnen beiden verwandeln sollte. Er war die ganze Zeit davon überzeugt, daß der Zar durch seine Umgebung hinters Licht geführt werde und nur klaren Bescheid brauche, um sich den modernen Zukunftsideen, die Napoleon ihm bringen wollte, anzuschließen.

Dieselbe Meinung von dem Verhältnis des Zaren von Rußland zu den modernen Ideen haben viele kluge Leute hundert Jahre später gehabt.

Die Armee wurde in der Umgebung von Witebsk einquartiert. Man sammelte Vorräte und trieb Deserteure und Nachzügler zu den Fahnen zurück. Obgleich bis dahin nicht mehr als höchstens 7000 Mann gefallen waren, fehlten doch schon 150000 Mann in den Reihen.

Die Vernichtung der großen Armee auf dem Zuge nach Rußland darf nicht nur der Kälte und dem furchtbaren Rückzug zugeschrieben werden. Die Armee war in Wirklichkeit schon vernichtet, ehe sie Moskau erreichte, erstens weil allzuviel Fremde mit waren, und dann hatte eine wahnwitzige Aushebung von jungen Knaben stattgefunden, die sich allenfalls schlagen konnten, aber unmöglich die ungeheueren Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen vermochten. Außerdem mußte schon jetzt eine große Anzahl Reiter zu Fuß gehen.

Wenn man die Karte betrachtet, wo die Schlachtorte auf dem Ein- und Ausmarsch zeigen, wie weit der französische Angriff eindrang, so ist es kein tiefer Dolchstich in den fleischigen Koloß. Vom Niemen nach Mohilew, Ostrowno, Polotsk, Krasnoi zum ersten Mal, Smolensk, Walutina, Borodino und Moskaus Brand und zurück durch die Schlachten bei Winkowo, Malo-Jaroslawetz, Wiasma, Wop, Krasnoi zum zweiten Mal, Beresina, Wilna und Kowno ist es kein großes Stück Weg, aber ein großes Stück Geschichte.

Während seines Aufenthaltes in Witebsk regierte der Kaiser mit derselben Regelmäßigkeit, als ob er in den Tuilerien säße, außer daß er Tag und Nacht an die Bewegungen seiner Truppenkorps, an die Soldaten und an die Verpflegung der Verwundeten dachte.

Nichts konnte ihn ſchrecken, weder Bernadottes Abfall noch die Volkserhebung in Rußland, die der Zar ſelbſt gegen ihn hervorrief, und die ſich darin zeigte, daß die Franzoſen überall an öde Landſtrecken und verlaſſene oder brennende Städte kamen.

Auch ſchien er nicht den Umſchwung in der Stimmung oder das leiſe Murren in ſeiner nächſten Umgebung zu merken. Allein mit ſeinen Plänen und unerſchütterlich in ſeinem Vorſatz, fuhr er fort die zurückweichenden Ruſſen mit der Hauptarmee zu verfolgen, während er zugleich ſeine Flanken im Süden und Norden im Auge behielt.

Es wurde dem Fürſten Schwarzenberg und den Marſchällen Victor und Augereau der Befehl erteilt, General Reynier zu Hilfe zu eilen, da General Tormasoff von Süden hervordrängte.

Im Norden ſtand Macdonald ſüdlich von Riga in der Nähe von Dünaburg, und Marſchall Oudinot war bei Polotsk in einen Kampf mit General Wittgenſtein verwickelt. General Gouvion Saint-Cyr bekam den Befehl, mit ſeinem bayriſchen Korps Oudinots Stellung zu verſtärken.

Am 17. Auguſt wollte Marſchall Oudinot ein wenig zurückgehen, um eine vorteilhaftere Stellung einzunehmen. Wittgenſtein faßte dies Manöver als einen Rückzug auf, warf ſich über ihn, und in dem entſtehenden Kampfe wurde der Marſchall ſchwer verwundet und mußte weggetragen werden.

Das Kommando ging an General St. Cyr über, der auch verwundet war und die ganze Schlacht von einem kleinen polnischen Wagen aus befehligte.

Dieser kaltblütige Heerführer und große Taktiker führte am 18. August bei Polotsk ein meisterhaftes Manöver aus, indem er plötzlich den vermeintlichen Rückzug in einen heftigen Angriff umwandelte und dadurch einen Sieg erfocht, der noch glänzender gewesen wäre, wenn der General nicht im entscheidenden Augenblick mitten im Getümmel mit seinem Wagen gestürzt wäre. Er kam unter die Pferde und wurde mit großer Mühe hervorgeholt, um sogleich weiter zu kommandieren.

Es wurden 1500 Gefangene gemacht und 14 Kanonen genommen; Wittgenstein wurde ein ordentlicher Schrecken eingejagt.

Nach Polotsk ernannte der Kaiser General St. Cyr zum Marschall. In dieser Schlacht fielen zwei bayrische Generäle: Derois und Lieben. Derois hatte die Bayern im Jahre 1805 bei Ulm und im Jahre 1809 bei Wagram geführt. Er und sein unzertrennlicher Freund Lieben hatten von frühester Jugend an ihr ganzes Leben miteinander verbracht; beide waren in Napoleons Diensten Generäle geworden, und beide fielen an demselben Tage bei Polotsk.

Am 17. August erreichte Napoleon Smolensk, dessen befestigte Vorstädte er um 2 Uhr nachmittags

mit den beiden berühmten Diviſionen Morand und Gudin angriff. General Ledru von Neys Armee-Korps beſetzte die Vorſtadt Krasnoi; in allen befeſtigen Stellungen, die die Stadt ſelbſt umgaben, leiſteten die Ruſſen hartnäckigen Widerſtand.

Auf dem rechten Flügel kämpften die Polen unter Poniatowski wie Löwen, um die Stadt ihrer Väter, Smolensk wiederzuerobern. Um 5 Uhr wurden die Stellungen auf dem linken Flußufer, unter den Augen des Kaiſers, genommen. Aber General de Tolly zog noch große Verſtärkungen heran: General Baggowouth mit ſeinem ganzen Korps, den Prinzen von Württemberg mit einer Diviſion Grenadiere und zwei Bataillone von der ruſſiſchen Garde.

Erſt um 6 Uhr war man ſo weit gekommen, daß die Kanonen die Mauern der Stadt ſelbſt trafen, ſo daß man bald daran denken konnte zu ſtürmen.

Die Franzoſen nahmen auch die Stadt mit Sturm; aber da war es ſchon ſo dunkel, daß es Barclay de Tolly glückte, die Überreſte ſeiner Armee aus Smolensk herauszuziehen.

Die franzöſiſchen Regimenter zogen mit klingendem Spiel ein, ſtolz auf einen Sieg, der Rußland unermeßliche Verluſte brachte; aber es war leer überall, und bald ſtand ganz Smolensk in Brand. In Frankreich rief das Siegesbulletin von der Eroberung

einer eingeäscherten Stadt wenig Begeisterung sondern eher eine niedergeschlagene Stimmung hervor; und in der Armee selbst fingen einige der Offiziere an, unruhige Betrachtungen anzustellen.

Aber Napoleon drängte von Tag zu Tag vorwärts, um endlich eins der vor ihm befindlichen russischen Armeekorps zu schlagen.

Von Smolensk sandte er die Divisionen Compans und Gudin, die Kavallerie des General Bruyère und den König Joachim Murat aus, um Barclay de Tolly einzuholen. Zu gleicher Zeit bekam Junot den Befehl, die Stellung bei Walutina zu nehmen, um den Russen die engen Passagen zu versperren.

Inzwischen änderte General de Tolly seinen ursprünglichen Plan, nordwärts nach Petersburg zu ziehen. Er wollte noch einmal einen Versuch machen, sich auf dem Wege nach Moskau mit Bagration zu vereinigen.

Dies erfuhr Napoleon und sandte ihm in aller Eile Marschall Ney entgegen. Die Heere trafen sich bei Walutina, und Ney trug einen glänzenden Sieg davon, aber auch hier kam etwas dazwischen, wie immer auf diesem Feldzuge.

Es war endlich geglückt, Barclay de Tollys Armee, getrennt von Bagration anzugreifen und zwar in einer Stellung, wo kein Mann hätte entweichen können, wenn General Junot seine Pflicht getan und, wie ihm befohlen war, an den Engpässen Stellung

genommen hätte, die den einzigen Ausweg vom Schlachtfelde bei Walutina bildeten.

Als General Grouchy dem Kaiser die Nachricht von der Schlacht brachte, ritt dieser zu Ney hin, und alle waren sich, als sie den Kampfplatz sahen, darüber einig, daß einzig und allein der Herzog von Abrantes mit seiner Nachlässigkeit und Stumpfheit daran Schuld war, daß die russische Armee nicht vollständig vernichtet oder gefangen worden war.

Die glänzende Laufbahn dieses Mannes war hiermit zu Ende.

Napoleon hatte Junot mit Reichtümern überschüttet, die dieser in der geschmacklosesten Weise vergeudete, während er durch unsinnige Ausschweifungen seinen kräftigen Körper zu Grunde richtete. Tapfer war er wie die allerverwegensten, der erste Pistolenschütze in der Armee, ein lustiger Kerl und ein guter Kamerad, aber ein gefährlicher Mensch mit ganz zügellosen Leidenschaften.

Ob das große Glück, das er hatte, daran schuld war, oder sein wildes Leben oder ein Säbelhieb auf den Kopf, womit die Herzogin von Abrantes ihn immer entschuldigte, genug, nachdem er sein Leben lang ein unberechenbarer Phantast gewesen war, wurde es allmählich immer schlimmer mit ihm, und er endete in Größenwahn und Wahnsinn.

Schon bei Smolensk, wo Junot den Angriff einleiten sollte, war sein Kommando unklar und unsicher.

Murat ſetzte in Galopp zu ihm hin: Was machſt du? warum rückſt du nicht vor?

Meine Weſtfalen wollen nicht drauf gehen.

Ich will ſie aufmuntern! rief König Joachim und warf ſich mit einigen Schwadronen auf die Ruſſen, hieb auf ſie ein und rannte alles über den Haufen, was ſich ihm entgegenſtellte.

Siehſt du! rief er wieder Junot zu, da iſt dein Marſchallſtab zur Hälfte gewonnen, geh' jetzt ſelbſt und hol' ihn dir! Die Ruſſen ſind verloren.

Aber Junot blieb ſitzen, ohne ſich zu rühren; er war ſchon geiſteskrank, ohne daß die andern es wußten.

Als er jetzt auch bei Walutina ſeine Pflicht verſäumte und Ney den ſchönen Sieg verdarb, wollte Napoleon im Zorn ihm das Kommando nehmen, aber die andern Generäle baten für Junot, und auf Grund der alten Freundſchaft verzieh er ihm.

Aber es ging raſch bergab mit Junot, ſo daß er aus Rußland nach Hauſe nach Illyrien, wo er Gouverneur war, geſchickt werden mußte.

Hier betrug er ſich ſehr merkwürdig. Er gab einen großen Ball in ſeiner Reſidenz und erſchien ſelbſt mit blankgeputzten Schuhen, Degengehenk und allen ſeinen Dekorationen um den Hals, gelockten Haaren, einen dreikantigen Hut unter dem Arm, mit weißen Handſchuhen und im übrigen nackt wie eine Schlange.

Von hier wurde er eiligst nach Mailand geschickt. Hier ließ er vor seinen feinsten Gallawagen sechs Pferde spannen, setzte sich selbst in voller Uniform auf den Kutscherſitz, und während er durch Mailands Straßen fuhr, füllte er den Wagen mit allen unanständigen Frauenzimmern, deren er ansichtig wurde.

Aber dann wurde er nach seinem Heimatsort Montbard in Frankreich zurückgeschickt; und hier fand er sein Ende dadurch, daß er sich selbst im Wahnsinn in der fürchterlichsten Weise verstümmelte; er sprang von einer Gartenmauer herab und brach den Oberschenkel. Er war so ungestüm, daß es unmöglich war, ihn zu verbinden, und so starb er im Juli 1813.

Die Herzogin von Abrantes ertrug alles von ihm und suchte ihn, solange sie konnte, auf alle Weise aufrecht zu erhalten, auch in seinem Verhältnis zum Kaiser. Aber schließlich hatte Junot die ganze Freundschaft des Kaisers verscherzt, obgleich sie in der Jugend so gut befreundet gewesen waren, wie man es mit Napoleon sein konnte.

Als die französische Armee am 29. August nach Wiasma kam, fand sie, wie in Smolensk, die Bevölkerung auf der Flucht und die halbe Stadt in Brand, die Franzosen mußten selbst das Feuer löschen, um die großen Vorräte von Lebensmitteln, die noch unversehrt waren, zu retten.

Hier brach der Streit zwiſchen Davouſt und Murat aus. Der ordentliche und ſolide Herzog von Auerſtädt hatte ſich ſchon lange über den flotten König von Neapel geärgert, der jeden Morgen davon eilte und die Kavallerie, die von Tag zu Tag mehr zuſammenſchmolz, erſchöpfte. Noch weniger wollte er ſich darein finden, dieſe unnützen Kavalleriedemonſtrationen mit ſeiner guten Infanterie zu unterſtützen. Er verbot darum dem General Compans in Gegenwart des ganzen Korps, König Joachim zu gehorchen.

Jetzt kam Napoleon ſelbſt hinzu, und obgleich er ohne Zweifel in ſeinem Herzen Davouſt Recht gegeben haben muß, ſo lenkte er doch auf Grund der Verwandtſchaft und des Königsnamens ein und gab Compans den Befehl, ſich im Vortrab unter Murats Kommando zu ſtellen.

Nach Smolensk war die Armee in einer beunruhigenden Weiſe zuſammengeſchmolzen; und Berthier faßte ſich ein Herz und ſtellte dem Kaiſer vor, daß es ſchlimm ausſehe. Aber Napoleon nannte ihn ein altes Weib und fragte ihn, ob er Luſt habe, nach Paris zurückzureiſen.

Schon von der Zeit an, wo er ſie losriß, um ſie in dieſen Feldzug zu führen, nachdem ſie alle einigermaßen zur Ruhe gekommen waren — einige in Paris, andere auf ihren Gütern oder als Gouverneure und Kommandanten rings in dem Europa, das da-

mals Frankreich war – bestand eine gewisse Mißstimmung unter seinen Offizieren, besonders unter den höheren und älteren.

Die hohen Stellungen, die er für sie geschaffen hatte, und die reichen Einnahmen hatten sie und ihre Damen an einem luxuriösen und glänzenden Dasein Geschmack finden lassen. Außerdem waren die meisten, ebenso wie ihr Herr, in die Jahre zwischen vierzig und fünfzig gekommen; der Ehrgeiz ließ allmählich nach; sie hatten genug bekommen; und die Familie, mit der sie nur die kurze Zeit zwischen zwei Feldzügen zusammengelebt hatten, klammerte sich jetzt an sie und hielt sie fest.

Trotzdem erschienen sie alle, als der Kaiser rief; und als sie erst die Weiber und Kinder abgeschüttelt hatten und wieder rittlings im Sattel saßen, während die alten Soldaten und die ungeduldigen jungen um sie herum jubelten, fanden sie ihre gute Laune wieder, und sie gingen zu neuen Siegen als die tapferen Männer, die sie waren.

Besonders im Anfang, als sie mit ihren prächtigen Regimentern ostwärts durch die eroberten Länder marschierten, von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß wie die Herren der Welt; als sie in Dresden mit Kriegskameraden und Freunden zusammentrafen und zusahen, wie alle gekrönten Häupter Europas sich vor ihrem Kaiser beugten, da war la grande armée wieder in ihrem Glanz, und jeder

einzelne Mann vom höchsten Offizier bis zum gemeinen Soldaten herab, war ein Held.

Aber wenn auch kein Mensch die Schrecknisse, denen sie entgegen gingen, hatte voraussehen können, so war doch schon der Einmarsch in Rußland gleich von Anfang an so ganz verschieden von allem, woran sie gewöhnt waren, daß die Offiziere sehr bald anfingen, sich Blicke zu zuwerfen.

Es hatte ja immer einige Unzufriedene gegeben; aber sie waren bisher nie zu Worte gekommen, weil Napoleon immer den einen Sieg auf den andern folgen ließ, so daß für die saure Kritik weder Zeit noch Sinn da war.

Dies Mal war es anders, sie begannen zu empfinden, daß er ein andrer war. Das war er vielleicht auch; aber sie waren selber auch nicht, was sie früher gewesen waren.

VII.

Je mehr sich die Franzosen Moskau näherten, desto erregter wurde die Stimmung in Rußland, und desto allgemeiner die Unzufriedenheit mit Barclay de Tolly. Eine große Partei am Hof und die eigentliche Masse des Volkes bekam eine unwiderstehliche Lust, das Retraitesystem zu verlassen; und plötzlich verlangten alle, daß man standhalten und kämpfen sollte.

Die öffentliche Meinung bezeichnete den alten, einäugigen Feldmarschall Kutusow als Führer. Nicht er hatte die Schlacht von Austerlitz verloren; denn es geschah gegen seinen Willen, daß man General Weiroths Plan folgte. Dagegen hatte er viele Male die Türken geschlagen und war ein großer Heerführer und ein vorsichtiger und verschlagener Mann.

Strapazen und Ausschweifungen hatten seinen Körper so zu Grunde gerichtet, daß er nur mit Mühe zu Pferd sitzen konnte; er war falsch, treulos,

verlogen und in Grund und Boden verdorben; aber er war geduldig und zähe.

Er wurde jetzt zum Oberanführer ernannt und bekam General Bennigsen, den Sieger von Eylau, als Stabschef.

Es hieß, daß Barclay de Tolly eine Schlacht liefern wollte, ehe Kutusow zur Armee gekommen wäre; aber der alte Feldmarschall hatte schon selbst die Höhen bei dem Dorfe Borodino zum Kampfplatz bestimmt.

Am 5. September erblickte die vorrückende französische Armee das ganze russische Heer, das auf den vorliegenden Höhen in Schlachtordnung aufgestellt war.

Der wichtige Punkt Schwardina war stark verschanzt wie eine Redoute und wurde von dem Fürsten Bagration persönlich verteidigt. Aber die Division Compans nahm die Redoute schon am Nachmittag des 5. mit gewohntem Glanze. Dies war der erste Triumpf für die Franzosen.

Im Laufe der Nacht und am folgenden Tage rückten die französischen Heeresabteilungen vor und nahmen ihre Stellungen ein.

Nach ein paar Stunden Schlafes in seinem Zelt stieg Napoleon in früher Morgenstunde zu Pferd. Mitten in der Verwirrung, die am Tage vor der Schlacht herrschte, traf Monsieur Bausset ein, ein dicker und gichtischer Palastoffizier, der der kaiser-

lichen Familie nahe ſtand. Er kam geraden Weges aus den Tuilerien und brachte einen Brief von Marie Louiſe und ein Bild von dem kleinen König von Rom.

Der Kaiſer zeigte das Bild allen Generälen und Offizieren, die verſammelt ſtanden, um die Befehle für den morgenden Tag entgegenzunehmen, und ließ es dann auf einen Stuhl vor ſeinem Zelt ſtellen zur Freude der alten Grenadiere.

Am ſelben Morgen kam auch Oberſt Fabvrier aus Spanien und brachte die Nachricht von der unglücklichen Niederlage des Marſchall Marmont.

Aber Napoleon ließ ſich durch nichts ſtören, den ganzen Tag war er unterwegs und traf alle Vorbereitungen zu einem Siege, an dem weder er, noch irgend ein Mann in der Armee zweifelte.

Am nächſten Morgen, dem 7. September, trat er heiter aus ſeinem Zelt und rief ſeinen Offizieren zu: Sehen Sie, meine Herren! welch' ſchöne Sonne! das iſt die Sonne von Auſterlitz.

Seine kurze und bündige Proklamation an die Soldaten wurde jeder Kompagnie vorgeleſen: Endlich ſteht Ihr vor der Hauptſchlacht, nach der Ihr Euch lange geſehnt habt. Jetzt hängt der Sieg von Euch ab; dieſer Sieg, der für uns alle eine Notwendigkeit iſt. Er wird uns Überfluß an allem geben, gute Quartiere und einen baldigen Rückmarſch ins Vaterland. Betragt Euch wie bei Auſterlitz, bei Friedland,

bei Witebsk, bei Smolensk, und die fernste Zukunft wird mit Stolz von Euren Taten an diesem Tage berichten. Laßt es von jedem von Euch erzählt werden: er war mit in der großen Schlacht auf den Ebnen von Moskau.

Napoleon stieg vom Pferde bei der Redoute Schwardina, die Compans genommen und besetzt hatte, und die blutige Schlacht bei Borodino nahm ihren Anfang. Die Franzosen haben die Schlacht nach dem Flüßchen Moskwa, das vorbeifließt, benannt; darum trägt noch einer von den Nachkommen des Marschalls Ney den Titel: Prince de Moskwa.

Geschützt von zwei Batterien der Garde unter General Sorbier rückte General Compans mit seiner eignen Division und der Division Desaix — ein Namensvetter des großen Desaix, der bei Marengo fiel, — vor; diese beiden Divisionen griffen die Verschanzungen an, die den linken Flügel der Russen, wo General Bagration das Kommando führte, schützten, und alles ging eine Zeitlang gut.

Aber nach ganz kurzer Zeit bekam Compans eine Kugel in die Schulter; Desaix, der an seiner Stelle das Kommando übernahm, wurde auch schwer verwundet; und Rapp, der an die Stelle Desaix' trat, wurde kurz hintereinander vier Mal getroffen — erst zwei leichte Streifschüsse, dann eine Kugel in den unglücklichen linken Arm und endlich eine Granate, die ihn an der linken Hüfte traf und ihn zu Boden

warf. Und zu gleicher Zeit wurde dem Marſchall Davouſt das Pferd unter dem Leibe weggeſchoſſen, wobei eine ſeiner Piſtolen in der Piſtolenhalfter zerſprang, ſo daß auch er zu Boden ſtürzte.

General Sorbier ließ dem Kaiſer melden, daß der Prinz von Eckmühl gefallen ſei. Aber ſo ſchlimm war es nicht. Davouſt erhob ſich wieder und bekam ein neues Pferd. Indeſſen hatten dieſe Mißgeſchicke doch bewirkt, daß der erſte Angriff fehl ſchlug.

Napoleon ſandte in aller Eile Marſchall Ney zum Entſatz und zu einem neuen Angriff.

Inzwiſchen hatte der Vicekönig Eugen das Dorf Borodino erobert; und allmählich wurden die Redouten Bagrations, die Kutuſows linken Flügel ſchützten, nach einander von Ney und Davouſt unter heftigem Kampfe genommen.

Die Uhr war nicht mehr als 9 Uhr morgens, und der linke Flügel der Ruſſen befand ſich in einer gefährlichen und exponierten Lage und war faſt ohne Stütze.

General Baggowouth wurde Fürſt Bagration auf dem linken Flügel zu Hilfe geſchickt; aber ſonſt hatte Kutuſow lange Zeit genug mit ſeinem Zentrum zu tun, wo General Bonami die Verſchanzung, die die große Redoute genannt worden iſt, erobert hatte. Hier verteidigte der tapfere General ſich hartnäckig, bis er, von Wunden bedeckt, hinſank, und die Ruſſen unter General Paskiewitſch die Redoute mit großen Verluſten zurückeroberten.

Kutuſow ließ jetzt große Truppenmaſſen ſeinem bedrängten linken Flügel zu Hilfe kommen; aber Napoleon ſandte eine Batterie der Reſerve mit 24 Kanonen ins Feuer. Die Ruſſen ſtürzten wieder vor, aber General Lepoultre, Saint Germains Küraſſiere und Pajols und Bruyères Huſaren ſtellten ſich ihnen entgegen und ſchlugen ſie blutig zurück.

Endlich ſammelt Napoleon alle ſeine Kräfte, um die Linien des Feindes zu durchbrechen, die ſich jetzt zum dritten Mal geſammelt haben.

Unter einer furchtbaren Kanonade aus nächſter Nähe — es wurde auf beiden Seiten mit acht-hundert Kanonen geſchoſſen — drängt Poniatowski mit ſeinen Polen auf dem rechten Flügel vor. Prinz Eugen rückt wieder mit drei Diviſionen gegen die große Redoute. An der Spitze der Küraſſiere kommt General Montbrun ſchnell wie der Wind geritten. Er fällt und Auguſt Caulaincourt übernimmt das Kommando.

Er ritt mit den Küraſſieren bis unmittelbar in den Eingang zu der großen Redoute; da fiel auch er. Aber gleichzeitig rückte Prinz Eugen von einer an-deren Seite heran, und der Kampf endigte mit einem fürchterlichen Blutbad unter den Ruſſen.

Die Überreſte von Kutuſows Armee blieben trotzig unter dem Feuer der Franzoſen ſtehen, bis die Dunkel-heit eintrat; in der Nacht zogen ſie ſich zurück.

Napoleons Sieg war vollſtändig, aber wie alle Siege in dieſem Feldzug ohne ſonderliche Folgen.

Um die ruſſiſche Armee ganz zu vernichten, hätte man von der Garde, die während der ganzen Schlacht untätig daſtand, Gebrauch machen müſſen. Man hat ſich vielfach geſtritten, ob Napoleon recht daran tat, ſeine Kerntruppen zu ſchonen.

General Ségur, der einige Beziehungen zu Rußland hatte, teils weil ſein Vater unter Catharina der zweiten gedient hatte, teils weil er ſelbſt mit einer Dame aus der Familie Roſtoptſchin verheiratet war, hat in ſeinen Memoiren manches geſagt, was General Gourgaud, der nach Sankt Helena mitging aufs entſchiedenſte beſtreitet.

Ségur erzählt, daß in der Schlacht von Borodino Murat einen Oberſten beim Kragen nehmen mußte, um ihn zum Vorrücken zu bewegen.

Dagegen behauptet Gourgaud, daß dies ſich unmöglich ſo verhalten könne. Denn der Oberſt, um den es ſich handelte, ſtand bei General Friants Diviſion, wo nie ein Mann, und am allerwenigſten ein hoher Offizier zurückwich, und dieſe Diviſion verleugnete auch bei Borodino ihren Ruf nicht, ſondern nahm und behielt die Stellung bei Semenowski mit gewohnter Tapferkeit.

Ségur ſchildert Napoleon am ganzen Tag bei Borodino als krank und ſchlaff. Außerdem behauptet er, daß alle Generäle empört geweſen wären, weil er die Garde nicht hatte anwenden wollen. Murat ſandte ſeinen Adjutanten Borelli und bat um Hilfe,

bekam aber keine. General Mouton, der Graf von Lobau, ließ auf eigne Verantwortung einen Teil der Garde vorrücken, Lauriſton bekam endlich die Erlaubnis, mit der Artillerie vorzurücken.

Gourgaud dagegen betont, daß dies alles Gerede des „Palaſtoffiziers" ſei. Er berichtet, daß General Sorbier gleich am Anfang der Schlacht mit einem Teil der Artillerie der Garde im Feuer geweſen ſei, — und das iſt auch wahr. Und als der Kaiſer ſah, daß der Feind ſich auf Semenowski warf, ſandte er zur Stütze der Diviſion Friant ſowohl Murat wie die Reſerve-Artillerie der Garde vor. Außerdem mußte die Diviſion Roquet vor der jungen Garde als Reſerve hinter Friant Stellung nehmen.

Während der Schlacht ſtand die alte Garde in großer Parade in Bataillonskolonnen mit 60 Schritt Abſtand hinter Napoleon, was bei dem Feinde den Glauben hervorrufen mußte, daß ihre Stärke doppelt ſo groß wäre, als ſie war. Die junge Garde ſtand vor ihm. Die Schlachtordnung des Feindes war ein Dreieck, deſſen Spitze ſich gegen die Schwardina-Stellung, wo Napoleon ſich aufhielt, richtete, und deſſen Seitenflügel etwas zurückwichen.

Gourgaud beſtreitet auch alles, was der andere von der Schlaffheit des Kaiſers und von der allgemeinen Unzufriedenheit mit der Untätigkeit der Garde ſagt. Er will nur zugeben, daß der Kaiſer eine Zeitlang zwiſchen dem 7. und 8. September ſeine

Stimme verlor; aber daß er ſelbſt mit ſeiner gewohnten Lebhaftigkeit kommandiert und mehrere Pferde müde geritten habe.

Daß Napoleon erkältet war und ſich den ganzen Tag übel befand, iſt ſicher genug; aber daß er eine andere Krankheit, die ſeine Geiſtesgaben verminderte, gehabt haben ſollte, iſt wenig wahrſcheinlich.

Und wenn er trotz der wiederholten Aufforderungen von Neys und Murats Seite nicht mehr von der Garde anwenden wollte, ſo muß man bedenken, daß ſie auf einem zweifelhaften Feldzug weit von Paris waren, und daß die Garde der einzige Teil ſeiner Armee war, der von Kämpfen und Verluſten noch unberührt war. Und endlich konnte Napoleon von der Schwardina-Schanze aus nicht das Loch im Zentrum des Feindes ſehen, das Ney und Murat vor ſich hatten.

Aber ſchon dieſe Uneinigkeit und dieſe Kritik zeigen, wie die Verhältniſſe um Napoleon anfingen ſich zu ändern.

Das Biwak am Abend nach der Schlacht von Borodino war traurig, ſagt einer der überlebenden Offiziere. Wir legten zwei Leichen aufeinander, um einen Sitz am Feuer zu bekommen.

Der unvollſtändige Sieg war nämlich noch dazu mit einem ungewöhnlichen Verluſt an Offizieren erkauft worden.

Im ganzen fielen auf beiden Seiten 90000 Mann.

Die Ruſſen verloren vier Generäle: Kutaiſoff, die beiden Generäle Toutchakoff und den Fürſten Bagration ſelbſt.

Aber auf franzöſiſcher Seite fielen dreizehn, und zwanzig Generäle erhielten mehr oder weniger gefährliche Wunden.

Der berühmteſte von denen, die fielen, war der Kavallerie-General Montbrun, der Held von Somo-Sierra, einer der beſten, die nach d'Hautpoul, d'Espagne und Laſalle übrig waren. Auch Auguſt de Caulaincourt war ein glänzender und ſehr beliebter Offizier, ein Bruder des Herzogs von Vicenza.

Marſchall Beſſieres verlor auch einen Bruder, der General war; und der Ingenieur-General Lariboiſiere und der tapfere General Friant verloren beide einen Sohn in dieſer Schlacht. General Bonami, der mit zwanzig Wunden in der großen Redoute liegen blieb, als die Ruſſen die Schanze zurückeroberten, ſtarb, ſoviel ich weiß, an ſeinen Wunden.

Hier fiel auch der luſtige Canouville, der ſeit jener Zeit, wo er Pauline Borgheſes Pelz mit den Diamantknöpfen erhielt, zum General in der Kavallerie avanciert war.

Man kann ſich eine Vorſtellung davon machen, wie heftig in dieſer Schlacht gekämpft wurde, und wie nahe man ſich gegenüberſtand, wenn man auf der Liſte der verwundeten Offiziere Namen findet wie Davouſt, Morand, Friant, Compans, Rapp,

Belliard, Nanſouty, St. Germain, Teſte und Pajol — außer dem Marſchall eine Reihe der erſten Diviſionsgeneräle.

Dazu kamen Hunderte von gefallenen Offizieren aller Rangſtufen, Männer, die in Italien und Ägypten mit geweſen waren, und die Napoleon alle perſönlich kannte, — es hatte ein Blutbad in ſeiner nächſten Umgebung ſtattgefunden, wie man noch keins erlebt hatte — nicht einmal bei Eylau.

Von den höchſten Generälen waren kaum mehr als drei — und das gerade die drei verwegenſten — gänzlich unverſehrt davon gekommen, auf ruſſiſcher Seite Barclay de Tolly und bei den Franzoſen Murat und Ney.

Die beiden Letzteren ſtanden wie Statuen mitten im Kugelregen, ohne je getroffen zu werden. Ney ließ ſeine Leute ſich hinwerfen, um Deckung zu ſuchen und ſtand ſelbſt aufrecht unter ihnen wie ein einfacher Grenadierhauptmann. Murat ſprang vom Pferde und ging bei Semenowski zu Fuß Friants Diviſion voran.

Nach der Schlacht von Borodino zog Kutuſow ſich in der Richtung auf Moskau zurück. Einen Augenblick ſah es aus, als ob er noch eine Schlacht bei Moſhaisk wagen wollte. Er hatte bei ſeinen weißen Haaren geſchworen, die alte Hauptſtadt der Zaren bis zum Äußerſten zu verteidigen. Aber am 14. September zog ſich der Feldmarſchall mit ſeiner beſiegten

Armee über Moskau hinaus zurück, was bei seinen Offizieren und bei der Armee Trauer und Erbitterung hervorrief.

Nichtsdestoweniger ließ Kutusow in Moskau proklamieren, daß die Franzosen bei Borodino eine Niederlage erlitten hätten; und nach St. Petersburg wurden aus seinem Hauptquartier zwei Bulletins gesandt, in denen berichtet wurde, daß die Franzosen bei Moshaisk kurz und klein geschlagen wären, die kaiserliche Garde vernichtet, über 100 Kanonen und 1000 Gefangene genommen worden wären, unter denen sich der Vicekönig Eugen und der Herzog von Auerstädt befänden, und daß der Feind von den 30 000 Kosaken des General Platow verfolgt würde.

Der Zar verteilte hierauf große Auszeichnungen und Belohnungen unter die Armee. In Wahrheit verhielt es sich aber so, daß Kutusow so heftig von Murat und Eugen verfolgt wurde, daß General Miloradowitsch, um ihn aus Moskaus Straßen zu retten, damit drohte, die Stadt anzustecken, wenn es nicht zu einem kurzen Waffenstillstand käme.

Weniger aus Furcht vor der Drohung, als weil Napoleon noch immer alles von einer Verhandlung mit Alexander erhoffte, wurde ihnen dieser Waffenstillstand von französischer Seite zugestanden, und das sogar nur durch mündliche Übereinkunft ohne die üblichen Formalitäten.

Vom Gipfel des Erlöſerberges erblickte die franzöſiſche Armee endlich das ungeheure Moskau, das weiß mit goldenen Kuppeln wie ein Traumbild in dem blauen Sonnenſchein da lag. Selbſt Napoleon verlor einen Augenblick ſein gewohntes Gleichgewicht, und alle die andern brachen in Jubel aus.

Den nächſten Tag zog der Kaiſer in den Kreml, das alte Schloß der Zaren, ein; von all den fremden Schlöſſern, in die er eingezogen war, war dies wohl das merkwürdigſte, und dieſer Einzug war der abenteuerlichſte in ſeinem Leben.

Moskau war nicht ganz verlaſſen.

Die Franzoſen fanden viele Paläſte des ruſſiſchen Adels offen und mit Dienerſchaft und allem anderen verſehen. Reiche Kaufleute hatten auch ihren Beſitz und ihre Lager unter den Schutz der franzöſiſchen Offiziere geſtellt, in der Abſicht, bald zurück zu kehren. Der Kreml war voll von Pulver und Waffen.

Die Stadt würde, wie ſie damals war, für die mitgenommene Armee ein bequemes und angenehmes Winterquartier geworden ſein. Und Napoleon fing gleich damit an, zu ordnen und zu organiſieren, — zu allererſt die Verhältniſſe in der Armee, wo die Disziplin ſich gelockert hatte, und manches anders war, als es ſein ſollte. Er hatte Truppen genug, um ſich Kutuſow vom Leibe zu halten; und jetzt, wo er ſelbſt in der einen Hauptſtadt ſaß und der Kaiſer von Rußland in der andern, glaubte er ſicher, daß

der edle Herr, den er in Erfurt kennen gelernt hatte, ihm die Hand zur Verſöhnung reichen würde. Zum Frühjahr könne der Friede zwiſchen ihm und ſeinem Freund und Bewunderer geſchloſſen werden.

Die Soldaten begrüßten ihrerſeits Moskau als das Ende aller Prüfungen; und in ihrem grenzenloſen Vertrauen zu ihrem großen Führer, dem bisher das Glück immer treu geweſen war, ſchickten ſie ſich an, mit Stolz die Ruhe in der prächtigen Hauptſtadt des Zaren zu genießen. Alle fühlten ſich ruhig, ſicher und voller Hoffnung.

Aber in der Nacht zwiſchen dem 15. und 16. September fing Moskau an zu brennen, und zwar in einer ſolchen Weiſe, daß kein Zweifel ſein konnte, daß das Feuer an vielen Stellen angelegt worden war, in der Abſicht, die ganze Stadt zu zerſtören.

Der Brand war auch von Moskaus Gouverneur angeſtiftet worden. Er hatte im Garten an ſeinem Palaſt Maſſen von brennbaren Sachen aufſtapeln laſſen, die er unter aus dem Gefängniſſe entlaſſene Sträflinge verteilte. Dieſe mußten ſich dann über die ganze Stadt hin verbreiten und überall Feuer anſtecken. Die Spritzen hatte er entfernen laſſen, und alle Verſuche von ſeiten der Franzoſen, des ungeheuern Brandes Herr zu werden, erwieſen ſich bald als fruchtlos.

Sie mußten Schritt für Schritt wieder aus der Stadt weichen. Auch Napoleon mußte den Kreml

verlaſſen, deſſen Gewölbe Maſſen von Sprengſtoff enthielten, und wo das Feuer ſchon die Pulverwagen der Garde bedrohte, die in den großen Hof hineingefahren worden waren.

Am 16., 17. und 18. September brannte es Tag und Nacht während eines Sturmes, der mehrere Male umſchlug, bis vier Fünftel der Stadt zerſtört waren, eine ungeheure Strecke Landes, ausgedehnt, wie die orientaliſchen Städte ſind mit ihren Vororten, ihren Paläſten und Klöſtern mit großen Gärten und weitläufigen Gebäudekomplexen; in den Hospitälern kamen 15000 verwundete Ruſſen um.

Fürſt Roſtoptſchin, der Gouverneur, ließ ſeine Reichtümer und den prächtigen Palaſt ſeiner Väter in Moskau verbrennen.

Ich habe nichts anderes mit genommen, ſagte er, als dieſen Rock, den ich an habe. Man hat behauptet, daß der Gouverneur ganz aus eignem Antrieb und ohne ſeinen Plan irgend jemandem zu verraten, Moskau in verzweifeltem Patriotismus habe niederbrennen laſſen. Aber das iſt durchaus nicht glaublich. Eine ſolche eigenmächtige Handlungsweiſe von einem hochſtehenden Beamten iſt in keinem Land der Welt ohne weiteres möglich; aber ſie iſt ganz undenkbar in einem Land, wo nicht die kleinſte Sache ohne einen Befehl von oben vor ſich geht.

Fürſt Roſtoptſchin hat ſeinen Palaſt und das heilige Moskau geopfert, weil er ein gehorſamer Unter-

tan war, und weil er wie jeder ruſſiſche Mann das Geſetz in ſeinem Herzen trug: Alles für den Zaren! Und entweder hat er einen ausdrücklichen Befehl gehabt oder jedenfalls eine ſolche Vollmacht, daß das Äußerſte darin enthalten war.

Aber dieſer Aberglaube oder dieſe Heuchelei, daß der weiße Zar nie etwas damit zu tun hat, wenn etwas Furchtbares in Rußland geſchieht, iſt nicht nur ruſſiſch. Ganz Europa ſtellt ſich dumm, wenn es die ruſſiſchen Verhältniſſe gilt; und noch heutigestags wird von uns verlangt, daß wir dies kindliche Spiel mitſpielen ſollen und glauben, der Zar ſei die unſchuldige Beute ſeiner verderbten Umgebung.

In Rußland geſchieht nichts ohne Wiſſen und Willen des Zaren.

Nach dem Brande ſtrömten ruſſiſche Bauern und franzöſiſche Soldaten in Keller und Speicher, um zu plündern. Der Kaiſer ſchlug zum zweiten Male ſein Hauptquartier im Kreml auf, ſo gut es ſich machen ließ; er wollte jetzt dort ſein.

Aber am 21. September meldete General Sebaſtiani, daß er den Feind aus dem Geſicht verloren habe, und man fürchtete abgeſchnitten und umgangen zu werden. Das war auch Kutuſows Abſicht; er war nach Süden und nach Weſten marſchiert.

Aber Murat und Beſſieres, die ausgeſandt wurden, um ihn zu finden, trieben die Ruſſen zurück und in die Richtung von Kaluga.

Napoleon gab keinen Tag die Hoffnung auf, eine Nachricht vom Zaren zu bekommen. Er hatte noch einige halboffizielle Annäherungen versucht. Aber jetzt mußte er überlegen, was mit der Armee zu tun sei. Sie war jetzt zu schwach, um tief im Innern Rußlands im offenen Felde gegen Kutusow manövrieren zu können. Den Winter über in Moskau zu bleiben, daran konnte man bei dem jetzigen Zustand der Stadt nicht denken. Außerdem wollten alle Generäle zurück nach Polen. Napoleon stand allein und sträubte sich gegen einen Rückzug, der seine Unbesiegbarkeit vernichten und ganz Europa gegen ihn erheben würde.

So verändert war schon jetzt alles um Napoleon, daß er den Plan, den er hatte, niederschreiben und denselben Männern vorlegen ließ, die bisher nur daran gewöhnt gewesen waren, Befehle zu empfangen und zu gehorchen.

Der Plan des Kaisers ging darauf aus, so weit nach Westen und nach Norden zu marschieren, daß man sich mit den Marschällen Victor, St. Cyr und Macdonald, die in der Richtung der Ostseeprovinzen standen, vereinigte. Mit diesen und allen andern Truppen, die man an sich ziehen könnte, wollte er im Frühling gegen St. Petersburg rücken.

Dieser Plan stammt aus den ersten Tagen des Oktober. Aber alle Generäle widersetzten sich einem neuen Marsch nach Norden und neuen Eroberungen,

und Napoleon konnte nicht mehr befehlen wie in den Tagen des Glückes; er war gezwungen, nachzugeben.

Dann wollte er Caulaincourt nach St. Petersburg senden; aber dieser erklärte, daß es ganz zwecklos sein würde. Denselben Bescheid hatte er von Graf de Narbonne erhalten.

Diese beiden hohen Herren von dem alten Hof waren die geschätztesten Diplomaten und Gesandten des Kaisers bei wichtigen Gelegenheiten gewesen und durchlebten jetzt alle Beschwerlichkeiten des russischen Feldzuges.

Graf Narbonne war der einzige, der die ganze Zeit seine gute Laune und seinen leichten, heiteren Ton bewahrte; während das weltmännische Wesen, das den andern nicht so tief im Blute lag, in den schlimmen Tagen abgestreift wurde, so daß die Enttäuschung und Gereiztheit ungeschminkt zum Vorschein kamen. Von Narbonne wird erzählt, daß er bis zu den allerverzweifeltsten Tagen an der Beresina sich jeden Morgen auf einen Stein oder auf eine Baumwurzel setzte und sich mit Puder und Perrücke frisieren ließ.

Obgleich er fünfzig Jahre alt war, kam er mit dem Leben davon; aber im Jahre 1813 starb er als Gouverneur in Torgau infolge eines Sturzes mit dem Pferde.

General Lauriston wurde dann zu Kutusow gesandt, um einen Frieden oder jedenfalls einen Waffen-

ſtillſtand zu erwirken. Er wurde im ruſſiſchen Hauptquartier nach allen Regeln der Kunſt getäuſcht und hinters Licht geführt.

Inzwiſchen trat eine Art ſtillſchweigenden Waffenſtillſtands ein, den übrigens die Ruſſen nicht reſpektierten.

Einer der Flügeladjutanten des Zaren, der gefangen genommen war, wurde mit neuen Annäherungsverſuchen nach St. Petersburg geſandt, und der Kaiſer beſchloß zehn bis zwölf Tage auf eine Antwort zu warten, aber niemand in St. Petersburg dachte daran, ihm eine zu ſchicken.

Man hatte Napoleon geſagt, daß der Froſt erſt Mitte November einträte. Er ſammelte Lebensmittel, bereitete Munition zu, er reparierte und befeſtigte ſogar den Kreml, eröffnete Theatervorſtellungen und lenkte durch ſeine Kuriere Frankreich und Europa von Moskau aus. Es gibt ſogar Reglementbeſtimmungen für das Theatre français, die aus dieſer Zeit datiert und im Kreml unterſchrieben ſind.

Inzwiſchen hatte Rußland ſich ſtark England genähert; und der Kaiſer Alexander ließ ſich herab, mit Bernadotte in Aabo zuſammenzutreffen, wo man übereinkam, die Eroberung Norwegens vorläufig auf ſich beruhen zu laſſen, und die ruſſiſchen Truppen, die in Finnland ſtanden, nach Riga zu kommandieren.

Mit der Türkei ſchloß Rußland Frieden; dadurch kam Admiral Tſchitſchagow in die Lage, das Ober-

kommando über die Truppen, die unter General Tormasoff von Süden her den Rückzug der Franzosen bedrohten, zu übernehmen und die gesamte Macht nach Norden in die Gegend um die Beresina zu führen.

Der Plan zur Überwältigung der heimziehenden Armee war so angelegt: Wittgenstein sollte von Norden, Kutusow von rückwärts und Admiral Tschitschagow, der sich als ein tüchtiger General zu Lande erwies, von Süden her angreifen.

Als die französische Armee in Moskau ausgeruht hatte, und alles innerhalb der verschiedenen Waffengattungen in Ordnung gebracht worden war, gab es noch 100000 kampftüchtige Soldaten, von den allerbesten, und dazu 600 Kanonen; aber mit den Pferden war es ziemlich schlecht bestellt.

Das Wetter war glänzend, mild und klar. Napoleon dachte die ganze Zeit an seinen Plan, gegen Petersburg zu ziehen; aber mit jedem Tag, den man dem Winter näher kam, wurden die Generäle weniger geneigt, nach Norden vorzurücken, — da lieber nach Süden, nach Kaluga und den fruchtbaren Provinzen.

Während man noch beriet, kam eines Tages, gerade als Napoleon über Marschall Neys Korps, das von Moskau abmarschieren sollte, Revue hielt, die Meldung, daß Feldmarschall Kutusow am 18. Oktober den Waffenstillstand gebrochen und sich mit einer

ungeheuren Übermacht bei Nacht über König Joachim geworfen habe.

Murat war vollständig unvorbereitet; als Mann von Ehre, der er war, verließ er sich auf die Verabredung, wonach man sich gegenseitig verpflichtet hatte, sich vor Aufhören des Waffenstillstandes einige Stunden Frist zu gewähren. Aber durch eine Reihe glänzender Waffentaten und kluger Manöver glückte es Murat und Poniatowski, mit dem Verlust eines Teiles der Bagage davon zu kommen.

Dieser treulose Überfall bei Winkowo, wo Kutusow die Generäle Baggowouth, Ostermann, Doctoroff, Orloff, Denisow und Müller gegen Murat, Poniatowski und Sebastani, die eigentlich nur Vorpostendienste taten, sandte, wurde in Wirklichkeit zu einer bedeutenden Schlacht, auf die die Franzosen stolz sein konnten; aber der Sieg hatte keine Bedeutung, und der Kaiser war unzufrieden mit Murat, weil er sich hatte überrumpeln lassen.

Hierauf beschloß der Kaiser, gegen Kutusow vorzurücken. Moskau wurde am 23. Oktober verlassen. Am selben Tag bekam Napoleon die Nachricht von Malets Verschwörung in Paris.

Diese ganze Sache war im Grunde völlig unbedeutend und wurde sogar ein wenig lächerlich; aber sie machte doch einen sehr peinlichen Eindruck auf den Kaiser.

General Malet war ein verschrobener und exaltierter Republikaner und hatte schon im Jahre 1807

für Komplotte gegen die bestehende Verfassung im Gefängnis gesessen; im Jahre 1812 war er in einem Krankenhaus in Paris interniert worden. Aber eines Tages sprang er aus dem Fenster und lief hinaus in die Stadt. Er hatte eine Anzahl Proklamationen und Ernennungen fertig, die er anfing zu verteilen; eine Reihe junger Leute schlossen sich ihm an und verschafften sich in Eile eine Art Uniform und dreifarbige Schärpen.

Um 1 Uhr in der Nacht drang Malet zu Oberst Soulier ein, einem tapferen aber dummen Offizier, der noch dazu Malet nicht kannte. Hier gab er sich für General Lamotte aus und sagte, daß er gerade aus Rußland mit der Nachricht komme, daß der Kaiser am 8. Oktober gestorben sei; er verlangte, daß ihm gleich einige Truppen zur Verfügung gestellt würden.

Soulier ließ sich dupieren und gab ihm 1200 Mann, doch ohne Patronen und Feuersteine in den Schlössern. Mit diesen Leuten zog General Malet zum Gefängnis La Force, wo er die Generäle Guidal und Lahorie, die auch auf Grund politischer Intriguen im Gefängnis saßen, befreite.

Darnach stellte er eine Menge Befehle aus und ging zum Kommandanten von Paris, dem General Hullin, hinauf und schoß ihm eine Pistolenkugel durch die Wange; aber als mehrere Offiziere hinzukamen, wurde Malet übermannt und verhaftet.

In der Zwischenzeit drang der befreite General Lahorie in Savarys Zimmer ein – er war damals Polizeiminister – und ließ ihn verhaften und in das Gefängnis La Force führen.

Aber dieser verkehrte Zustand dauerte nicht länger als eine halbe Stunde. Als Savary und die anderen wieder zur Besinnung kamen, fiel das Ganze zu Boden; und als der Polizeiminister, der Herzog von Rovigo, vom Gefängnis in sein Ministerium zurückkehrte, fand er schon General Lahorie an einen Stuhl gebunden vor.

Aber Savary verwand diese lächerliche Verhaftung nie.

Das war alles. Aber daraus, daß sich etwas derartiges auf das bloße Gerücht von seinem Tode hin ereignen konnte, ersah der Kaiser, wie lose im Grunde seine große Macht um ihn hing, und wie wenig er und seine Dynastie im Volke, außerhalb der Armee, Wurzel gefaßt hatte. Niemand in Paris war es zu allererst eingefallen, zur verwitweten Kaiserin und zum kleinen Thronerben zu eilen.

Er verließ also Moskau, ließ aber Marschall Mortier zurückbleiben, um den Kreml in die Luft zu sprengen. Alle verstanden jetzt, daß der Rückzug begonnen hatte; und alles was es in Moskau an französischen Frauenzimmern, Dienern und Familien gab, war mit in dem langen Zug. Das Wetter war immer noch glänzend, und die Soldaten hatten guten Mut.

Es war Napoleons Absicht, auf dem alten Weg nach Kaluga gegen Kutusow zu marschieren, aber plötzlich änderte er seinen Plan, schlug einen Richtweg ein und kam auf den neuen Weg, der nach Kaluga führte. Durch diese Veränderung wollte er vermeiden, mit Kutusow zusammenzutreffen und an ihm vorbei und durch die Stadt Malo-Jaroslawetz kommen. Dies schwierige Manöver wurde meisterhaft und rasch ausgeführt. Nur ein Heer wie das französische konnte ein feindliches Heer, das rings herum aufgestellt war, täuschen.

Der glückliche Ausfall wäre gesichert gewesen, wenn Eugen, oder richtiger General Delzons das Städtchen Malo-Jaroslawetz mit einer ganzen Division besetzt hätte, wie der Kaiser ursprünglich befohlen hatte.

Aber Kutusow hatte Napoleons Manöver entdeckt und entsandte den General Doctoroff gegen die Divisionen Delzons, die zu schwach waren, um dem Angriff zu widerstehen. General Delzons machte seinen Fehler dadurch wieder gut, daß er die Stellung zurückeroberte; aber in dem fürchterlichen Kampf, der jetzt entstand, fiel der General. Es waren zwei Brüder — die Generäle Delzons; als der eine fiel, eilte der andre Bruder zu ihm hin und fiel ebenfalls tot zu Boden.

Napoleon eilte in vollem Galopp herbei, und ein heftiger Kampf entwickelte sich um das Städtchen

Malo-Jaroslawetz, das fünf bis sechs Mal verloren und wieder erobert wurde. Schließlich kam Davoust mit den Divisionen Gerard und Compans und trieb die Russen zurück, so daß sie es aufgeben mußten, die Armee an dieser Stelle aufzuhalten, da der Tag zu Ende und die Dunkelheit eingetreten war.

Nach der Schlacht bei Malo-Jaroslawetz versuchte das französische Heer nicht mehr eine große Schlacht zu liefern; trotz aller Erfolge war das Resultat nur eine Schwächung der Armee. Das Wetter begann rauh und regnerisch zu werden. Die Generäle wollten über Moshaisk zurück, um auf den Weg nach Smolensk zu gelangen; und am 26. Oktober mußte Napoleon nachgeben und offen den Rückzug anerkennen. Er hatte noch nie in seinem Leben dem Willen derer, die um ihn waren, nachgegeben.

Inzwischen holte Marschall Mortier das Heer ein. Er hatte den Kreml in die Luft gesprengt; die Fortziehenden hatten in großer Entfernung das Krachen gehört.

Auf dem Marsch zurück von Moskau war es, daß die eigentlichen Schrecken anfingen.

Die Generäle verloren allmählich ihre Macht über die verzweifelten Soldaten, die Verwundeten blieben längs der Wege liegen, die Pulverwagen wurden gesprengt, Unordnung breitete sich über das ganze Heer aus.

Selbst Davoust konnte es nicht verhindern; er

marſchierte zuhinterſt mit den Überreſten von ſeinem ſchönen erſten Korps, und hatte eines Teils die Verantwortung für alles, was ſich hinter der Armee herſchleppte, und dann den täglichen Kampf gegen den Feind. Kutuſow beſchränkte ſich jetzt darauf, ſo nahe wie er konnte, hinter der Armee herzumarſchieren und die Franzoſen durch die Koſaken und die leichte Kavallerie des General Platow zu beläſtigen.

Obgleich Davouſt mit ſeinen Leuten dieſen beſchwerlichen Dienſt mit unvergleichlicher Tüchtigkeit verrichtete, war der Kaiſer ungerecht genug, das erſte Korps zu entfernen, nicht um ihm die Ruhe, deren es höchlichſt bedurfte, zu gönnen; ſondern weil er behauptete, der Marſchall marſchiere zu langſam und zu methodiſch.

Der Kaiſer ſelbſt ging an der Spitze ſeiner Garde, die alles verzehrte und alles hinter ſich verbrannte; er ſah nicht das ganze Elend, nicht den unendlichen Zug der Waffenloſen, die jeden Tag vor den Koſaken geſchützt und mit Nahrung verſorgt werden mußten.

Er wollte nichts ſehen und fuhr ſchweigend mit Berthier zuſammen, der den Kopf verloren hatte und beinahe ganz von Sinnen war. Von Zeit zu Zeit fuhr der Kaiſer in die Höhe und beklagte ſich in bittern Worten über die Generäle.

Eines Tages kam es zu einer heftigen Szene zwiſchen dem Kaiſer und Marſchall Davouſt; und ſie

redeten kaum mehr ein Wort mit einander bis zum Ende des Feldzuges.

Die Rückendeckung der Armee übernahm von jetzt an Marschall Ney, der Fürst von der Moskwa. Am 9. November, bei dem Abmarsch von Dorogobush fingen die Schneestürme an. Es schleppten sich damals ungefähr 50000 waffenlose Männer und viele Weiber hinter der Armee her.

Die ganze Kavallerie – mit Ausnahme der Garde – hatte ihre Pferde verloren. Denn nachdem die Tiere in Morästen und auf grundlosen Wegen während des Einmarsches vieles auszustehen gehabt hatten, trat jetzt der Frost ein und offenbarte die absolute Untauglichkeit der französischen Pferde für einen Feldzug in Rußland bei Frost und Glatteis.

Auf dem Wege von Dorogobush nach Smolensk bekam man die Nachricht, daß die russischen Heere, denen man jetzt entgegenging, sowohl von Norden wie von Süden heranrückten, um sich an der Beresina und an den Morästen längs dieses Flußes zusammenzuziehen. Hierdurch wurde der Plan Napoleons zerstört: In Smolensk Halt zu machen, um Lebensmittel zu sammeln und sich mit frischen Truppen zu vereinigen.

Auf diesem Marsch hatte auch das Korps des Vizekönigs, bei dem Übergang über den Fluß Wop viel zu erleiden, es wurden ihm seine Bagage und

alle seine Kanonen weggenommen, und eine Menge Menschen kamen um.

Seit der frühesten Zeit Bonapartes war Ney mit gewesen, überall in den großen Schlachten und überall, wo waghalsige Manöver ausgeführt werden sollten. Aber trotzdem wird sein Name zu allen Zeiten am engsten mit dem Rückzug aus Rußland verknüpft sein.

Dieser seltene Mann, dessen unbeugsamer Mut von einem eisernen Körper unterstützt wurde, der weder Müdigkeit noch Krankheit kannte, der auf der Erde schlief, oder Tag und Nacht wachte, aß oder hungerte, ohne daß es ihm etwas auszumachen schien. Er ging auf dem Rückzug meistens zu Fuß unter seinen Leuten und nahm bisweilen 50 oder 100 Mann mit sich und führte sie wie ein einfacher Infanteriehauptmann gegen Kugeln und Granaten. Er war immer ruhig und aufgeräumt; er hielt sich für unverwundbar und schien es auch wirklich zu sein.

Mitten im Kampfe konnte er einem sterbenden Soldaten das Gewehr aus der Hand reißen und selbst weiter schießen. Er war es, der die Schlafenden weckte und sie in den Kampf trieb; er ließ sich nicht durch die Verwundeten, die nach der Ambulanz riefen, rühren. Er antwortete barsch, daß er selbst nur seine zwei Beine habe, um vorwärts zu kommen, und daß morgen er vielleicht an der Reihe wäre, liegen zu bleiben.

Es ist das Los nur weniger Menschen, aus Eisen geschaffen zu sein, sagt Thiers; aber man darf hart gegen andere sein, wenn man sich selbst nicht schont.

Zwischen Dorogobush und Smolensk war es, wo Ney heldenmütige, sich täglich wiederholende Kämpfe begann, um den Kaiser und die Überreste von la grande armée zu retten.

Der Schnee fiel jetzt in Massen, und der eisig kalte Wind fegte über die Ebnen hin. Es gab fast keine Pferde mehr, und alle gingen zu Fuß. Einige ließen sich von Mattigkeit überwältigen und blieben liegen; andere erfroren Hände und Füße; alle hungerten. Einige wenige, die das Gewehr halten konnten, mußten die Wehrlosen gegen die Kosaken verteidigen, die Tag und Nacht dem traurigen Zuge folgten, die Unglücklichen einzeln auffingen, sie plünderten und mißhandelten und sie liegen ließen, um sie in der Kälte umkommen zu lassen.

Trotzdem gab es mitten in all dieser Auflösung und all diesem Elend noch einen Kern von Offizieren und Soldaten – die alten Kameraden des Kaisers – die eine Kaltblütigkeit und eine Kraft im Kampf bewahrten, die Kutusow Respekt einflößten. Der Kaiser selbst nahm das Unglück wie ein Mann, kalt und ohne sehen zu wollen, während er sich mit großen, neuen Plänen trug.

Nachdem er seinen Plan aufgegeben und den der andern angenommen hatte, fand sich in den Be-

fehlen Napoleons nicht mehr der Stoff, der bewirkte, daß sie ins Schwarze trafen und nie das Ziel verfehlten.

Er hatte den Befehl erlassen, daß die Armee in drei Abteilungen Dorogobush verlassen sollte, mit einem Zwischenraum von je einem Tage. Die Folge hiervon war, daß er selbst mit der Garde zuerst in Smolensk einrückte, allen Platz einnahm, und sich aus den Lebensmitteln, die man dort vorfand, versorgte. Diese waren aber bei weitem nicht in den Massen vorhanden, auf die Napoleon nach seinen Befehlen und Dispositionen geglaubt hatte, rechnen zu dürfen.

Als dann allmählich die andern Truppenabteilungen ankamen, entstand eine ungeheure Verwirrung, die Magazine wurden geplündert, man schlug sich um die Quartiere, jede Disziplin löste sich auf, und die Unordnung ging über alle Grenzen. Man hatte demnach wenig Freude an diesem Aufenthalt in Smolensk, wo Napoleon gehofft hatte, die besten Teile der Armee reorganisieren zu können und jedenfalls Ruhe und gute Verpflegung zu finden. Jetzt mußte man nun in derselben Verwirrung und demselben Elend weiter, um die Brücke bei Orscha zu erreichen.

In Smolensk bekam Napoleon auch die Nachricht, daß General d'Hilliers bei Elna vollständig geschlagen sei. Der Kaiser sandte ihn in Ungnade

nach Paris. Aber obgleich es als ein beneidenswertes Los erscheinen mußte, von den Schrecken in Rußland nach Hause gesandt zu werden, war die Kränkung für den stolzen Offizier so überwältigend, daß er nicht weiter als bis nach Berlin kam. Dort starb der ausgezeichnete General vor Kummer. Er hatte seit den ersten Feldzügen in Italien Napoleon nahe gestanden; nach Ägypten kam er nicht; er bekam die Erlaubnis, von Malta aus nach Hause zu reisen, weil er sich so nach seiner Frau in Paris sehnte.

Belastet mit 60000 Menschen ohne Waffen und in der vollständigsten Auflösung verließen die Überreste der Armee Smolensk in derselben Marschordnung: zuerst der Kaiser am 14. November, dann Eugen und Davoust am 15. und schließlich Ney am 16.

Kutusow hatte nach der heftigen Schlacht bei Malo-Jaroslawetz sein Heer schon zur Flucht gewandt, so daß die Armeen einen Augenblick mit dem Rücken gegeneinander gestanden hatten — ein Augenblick, den Napoleon schon anders ausgenutzt hätte, wenn er noch der Alte gewesen wäre; — Kutusow war ihnen jetzt in Eilmärschen mit seinem großen Heer nachgekommen; er ließ den Kaiser bis nach Krasnoi vorbei, stellte sich aber Eugen und Davoust mit 80000 Mann unter Rajewsky und Miloradowitsch entgegen.

Die Division Delzons, die jetzt an General Guilleminot übergegangen war, ein Teil von Broussie-

res Kavallerie und General Ornano schlugen sich durch. Dem Vizekönig gelang es durch ein schlaues Manöver die Russen zu täuschen, so daß auch er vorbei kam. Aber Davoust wurde abgeschnitten – um von Ney ganz zu schweigen, der noch um einen ganzen Tagesmarsch weiter zurück war.

Napoleon hätte jetzt mit der Garde und den übrigen Truppen, die ihm gefolgt waren, Orscha erreichen und sich mit Marschall Victor und den andern Reservetruppen vereinigen können; aber er war in Unruhe wegen der beiden Marschälle, die hinterher kamen. Der Kaiser war ein paar Tage in stumpfer Gleichgültigkeit befangen gewesen; jetzt schüttelte er sie von sich ab und übernahm persönlich das Kommando. Mit einem Stab in der Hand ging der Kaiser zu Fuß seiner Garde voran und führte sie von Krasnoi wieder zurück, um Davoust mitten in einem furchtbaren Artilleriefeuer anzutreffen, das von drei Seiten her auf ihn gerichtet wurde.

Die geringe Macht, mit der er auf die Massen der Russen losging, bestand aus Überresten von guten Korps: die junge Garde unter Marschall Mortier, ein paar hundert Pferde von Latour-Maubourgs berühmten Dragonern und eine schwache Artillerie unter dem unerschütterlichen Drouot. General Claparède sollte unterdessen Krasnoi gegen die Russen, die überall waren, verteidigen. In der Schlacht bekam General Laborde von Marschall

Mortier den Befehl, ſich langſam zurückzuziehen. Er rief ſeinen Leuten zu: der Marſchall hat befohlen: langſam! alſo, gewöhnliches Marſchtempo, Soldaten! und ſie marſchierten in trotziger Ordnung ab, während ſie auf wenige Tauſend zuſammenſchmolzen.

Kutuſow ließ ſich noch einmal imponieren; er zog Miloradowitſchs Truppen an ſich, was Davouſt dazu benutzte, ſich unter großen Verluſten durchzuſchlagen und ſich wieder mit dem Kaiſer zu vereinigen.

Aber von Ney, der einen ganzen Tagesmarſch zurück war, ſah und hörte man nichts.

Indeſſen kam es jetzt vor allem darauf an, Orſcha zu erreichen. Als Napoleon wegmarſchierte, hinterließ er einen unklaren Befehl, weil er nicht die Verantwortung dafür, daß man Marſchall Ney im Stiche ließ, auf ſich nehmen wollte.

Davouſt ſolle auf Ney warten, lautete der Befehl; aber außerdem ſollte Davouſt ſich nicht von Mortier trennen. Da nun dieſer zu der ihm beſtimmten Zeit aufbrechen mußte, war Davouſt gezwungen, ihm zu folgen.

Der nächſte Treffpunkt war Liady, wo ſie ſich alle in großer Sorge um Ney trafen, deſſen Untergang jetzt ſicher zu ſein ſchien.

Marſchall Ney hatte 7000 Mann bei ſich, mit denen er ſich durch 50000 Ruſſen durchzuwinden ſuchte. Seine Generale Ricard, Dufour und der

tapfere Oberſt Pelet durchbrachen viermal Miloradowitſchs erſte Reihen. Aber die 7000 ſchmolzen auf 3000 zuſammen und dieſe führte der Marſchall zum Sturmangriff mit gefälltem Bajonette auf die Anhöhen, wo eine ganze Armee und eine ungeheure Artillerie ſtand. Die Generäle Marchand, Ledru und Razoul folgten ihm. Sie wurden zurückgeworfen; Ney ſammelte ſie wieder, ſo gut es ſich tun ließ, ruhig und feſt wie immer.

Zu dieſem Zeitpunkt kam ein Oberſt von Miloradowitſch und forderte Marſchall Ney auf, ſich zu ergeben; aber Ney wollte weder weichen noch ſich ergeben, obgleich ſeine Leute um ihn herum zu Boden ſanken.

Oberſt Pelet ſaß auf ſeinem Pferd, beide Beine und den einen Arm von Kugeln zerſchmettert. Er hatte den Gedanken, dem Marſchall zu einer Rückwärtsbewegung nach dem Dorf Dubrowna zu raten, wo es eine Brücke über den Dniepr gab. Ney folgte dem Rat; aber als er nach Dubrowna kam, war die Brücke abgebrochen. Davouſt war einen Augenblick vorher vorbeimarſchiert und hatte die Brücke hinter ſich geſprengt. So gab es keinen anderen Ausweg, als ſich auf das dünne Eis hinauszuwagen. Und das tat Ney in der Nacht; er kam hinüber und erreichte Orſcha mit 1500 Mann, das war alles, was er noch übrig hatte.

Aber trotzdem war die Freude groß, als der Held

sich mit seinen verfrorenen und halbtoten Leuten heranschleppte, die sich einen Augenblick bei ihren Kameraden ausruhen und erholen konnten.

Napoleon, der schon auf gespanntem Fuß mit Davoust stand, war ungerecht genug, die zu stützen, die behaupteten, daß Davoust es wäre, der Ney verlassen habe; während es nur des Kaisers eigne Ordre war, der der Fürst von Eckmühl gehorcht hatte.

In Orscha gab es höchstens 25000 Bewaffnete und wohl ebensoviele Nachzügler, alles in allem ein Achtel der großen Armee, die im Juni über den Niemen ging.

Hier wurden alle Wagen verbrannt, alle Papiere des Kaisers und zwei vollständige Brückentrains.

Die Nachrichten von den Marschällen Victor und Oudinot waren niederschmetternd. Wittgenstein von Norden und Tschitschagow von Süden kommend würden sich unweigerlich am Berefinafluß treffen und die Armee endgültig und zum letzten Male zum Stehen bringen.

Am 22. November erhielt Napoleon die Botschaft, daß sein tapferer polnischer General Dombrowski, einer seiner Kriegskameraden aus Ägypten, von den Russen unter Ojarowski bei Borissow geschlagen sei, wodurch die Franzosen ihre einzige Brücke über die Berefina verloren.

Napoleon hielt jetzt eine Beratung mit seinen ersten Ingenieurgenerälen. Das waren Lariboisiere

und Chasseloup, Eblé, Haxo und der Schweizer General Jomini, der für einen großen Taktiker galt.

Unterhalb Borissow war es unmöglich hinüber zu kommen; man mußte sich weiter nördlich halten, mehr in der Nähe der Quellen des Flusses und dort versuchen, hinüber zu kommen. Denn es schien ihnen allen unmöglich, im Angesicht des Feindes eine Brücke über einen Fluß, wie die Beresina zu schlagen.

Da trat mitten in all dem Unglück ein glücklicher Zufall ein.

General Corbineau, ein Bruder dessen, der an der Seite des Kaisers in der Schlacht bei Eylau fiel, kam von Westen, vom rechten Ufer des Flusses. Er hatte sich mit siebenhundert Reitern durch Wittgensteins Linien durchgeschlagen und hatte das Flußufer gerade in einem Augenblick erreicht, wo ein russischer Bauer, der mit der Gegend vertraut war, über die Beresina watete.

Dadurch wurde die seichte Stelle bei Studjanka entdeckt, und alle waren sogleich einig, daß hier der einzige Ausweg sei, der Gefangenschaft oder der Vernichtung zu entgehen.

Durch sinnreiche Manöver täuschte man Tschitschakoff lange Zeit, so daß er den Übergang unterhalb Borissow erwartete und die Furt von Studzianka unbewacht ließ.

Es erscheint übrigens ganz unerklärlich, daß die Russen, die wußten, was es galt, und die ringsumher so zahlreich waren, nicht besser aufpaßten.

Unterdeſſen machte ſich General Eblé mit ſeinen Leuten ſogleich an die Arbeit, zwei Brücken über den Fluß zu ſchlagen. Er war damals, als Napoleon die Brückentrains verbrennen ließ, ſo vorſichtig geweſen, einige Wagen, die Werkzeuge, Eiſenbeſchläge und Kohlen enthielten, zu retten. Unterſtützt von Chaſſeloup retteten er und ſeine vortrefflichen Brückenbauer die Überreſte der Armee und den Kaiſer.

Dieſe Arbeit iſt mit Recht ebenſo berühmt geworden, wie irgend eine kriegeriſche Tat. Der Fluß war an einigen Stellen bis zu acht Fuß tief, und dazu war der ſtarke Strom von Eisſchollen erfüllt. Sie mußten ſich mit Balken, Holzhäuſern und allem, was nur ſchwimmen konnte, behelfen, und während der ganzen Arbeit mußten Offiziere und Mannſchaften im und unter dem Waſſer arbeiten.

Die Artilleriebrücke ging während des Baues dreimal in Stücke, und der alte General Eblé mußte ſelbſt ins Waſſer. Dieſer vortreffliche Mann wird von allen als das Muſter eines Offiziers gerühmt, ſowohl wegen ſeines ſtattlichen Äußeren, wie wegen ſeines Charakters. In der Armee hieß es von ihm und von Larrey, dem Leibarzt des Kaiſers, daß dieſe beiden das Unmöglichſte von den Leuten verlangen könnten, und es würde ausgeführt.

Es war wohl die ſchwierigſte Arbeit, die Menſchen zugemutet werden konnte, unter derart verzweifelten Umſtänden in höchſter Eile Brücken für eine halb

aufgelöste Armee, wie es die französische damals war, zu bauen. Indessen gingen die Truppen, sobald die Brücken fertig waren, in guter Ordnung hinüber. Auf dem westlichen Ufer stießen sie auf Viktors und Oudinots Vorposten. Mit Schaudern sahen die jungen Soldaten die aufgeriebenen und gedemütigten Reste der großen Armee.

Wenn die Nachzügler gewollt hätten, hätten auch sie sich in der Nacht vom 26. zum 27. hinüber retten können. Aber die Demoralisation war so groß, daß sie sich auf dem östlichen Ufer rings um die Bagage und in ein paar Häusern, die sich dort fanden, lagerten.

Aber als der Feind den Übergang bemerkte und sich von allen Seiten her zusammenzog, entstand bei den Brücken eine furchtbare Verwirrung und ein Gedränge, bei dem eine Menge Menschen auf die jämmerlichste Weise umkam. Am Morgen des 29. November sollten die Brücken verbrannt werden, um die Russen an der Verfolgung zu hindern. Eblé und Viktor gaben sich die denkbar größte Mühe mit den wahnwitzigen Nachzüglern, die das östliche Ufer nicht verlassen wollten.

Aber da es halb neun Uhr geworden war, und die Russen mit Ungestüm vorwärts drängten, zündete General Eblé selber seine Brücken an; und als die Unglücklichen, die erst jetzt sahen, daß es Ernst war, ihre Lagerfeuer verließen, da war es zu spät. Die

Koſaken waren über ihnen, töteten viele und trieben den Reſt wie eine zerſprengte Herde in das kalte Rußland hinein, wo ſie unter Qualen zu Grunde gingen.

Während des Überganges tobte der Kampf auf beiden Seiten des Fluſſes, und der Reſt der franzöſiſchen Artillerie antwortete zum letzten Male der großen Übermacht der ruſſiſchen Kanonen.

Es war wie in Tſchaikowskis Symphonie, wenn die letzten Töne der Marſeillaiſe verklingen, und wo bei Bereſina die Partitur Seite um Seite nichts anderes enthält als unbarmherzige Säbelhiebe, die ſauſen, ſauſen, ſauſen ohne Unterlaß; bis die große Mutter Rußland ihre klaren, ernſten Glocken wieder über die blutigen Ebnen hin ertönen läßt.

In dem Kampfe auf dem öſtlichen Ufer, der während des Überganges geführt wurde, um die Ruſſen abzuweiſen, vollbrachte Marſchall Victor, der Herzog von Belluno, ein Meiſterſtück von Tapferkeit und Klugheit, das ihm Napoleon ſchlecht lohnte, indem er ihm Vorwürfe wegen des Untergangs der vielen Nachzügler machte. Nur eine Abteilung von Victors Korps, die unter General Partouneaux' Kommando ſtand, verirrte ſich während des Kampfes und geriet in Gefangenſchaft. Das war die einzige franzöſiſche Truppenabteilung, die während des ganzen Feldzuges mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wurde.

Am Morgen des achtundzwanzigsten wurde Marschall Oudinot, der in dieser Hinsicht immer Unglück hatte, wieder schwer verwundet und mußte vom Kampfplatz weggetragen werden. Ney übernahm an seiner Stelle das Kommando, und ihm schlossen sich auf dem Rückzuge weiter an Lefebvre-Desnouettes — der alte Lefebvre, der Herzog von Danzig, hatte den ganzen Feldzug mitgemacht —, die Divisionsgenerale Maison und Legrand, samt dem Kavalleriegeneral Dumerc.

Maison half Ney auf dem Rückzuge. Legrand war einer der großen Infanteriegenerale aus der guten Zeit. Er war mit bei Fleury und Hohenlinden gewesen und bei allen späteren Schlachten. Nach Tilsit war er in den Grafenstand erhoben worden. Napoleon verheiratete ihn mit einer jungen Tochter des Generals Scherer; sie schätzte ihren alten Helden und feuerte ihn zu neuen Taten an. An der Beresina war es Legrand, der zuerst hinüberging und auf dem andern Ufer vorwärtsdrängte. Hier wurde er schwer verwundet. Seine Soldaten trugen ihn lange Zeit auf dem Rückzuge, aber es endete damit, daß er ihnen wegstarb. Wieder einer von denen, die Napoleon am nächsten gestanden hatten.

Unter den an der Beresina gefallnen und verwundeten Offizieren waren wieder viele gute Namen: Dombrowski, Fournier, Girard, Claparède und der Pole Zayonchek, der ein Bein verlor. Nach der

Schlacht an der Bereſina ſchleppte ſich die Armee weiter in der Richtung auf Smorgoni fort. Man wußte, daß Maret, der Herzog von Baſſano, große Vorräte in Wilna geſammelt hatte; ferner daß der bairiſche General Wrede nicht weit entfernt und bereit war, zu Hilfe zu eilen, und außer ihm noch andre Generäle mit Reſervetruppen.

Am 3. Dezember trafen nicht weniger als vierzehn Stafetten von Paris ein, die hierhin und dorthin geritten waren, um den Kaiſer zu finden. Einundzwanzig Tage hatte Europa kein Wort von der großen Armee vernommen.

Der Kaiſer redigierte damals das 29. Bulletin, datiert vom 3. Dezember 1812, worin er, ohne etwas zu verhehlen, den ganzen elenden Zuſtand der Armee und all die Unglücksfälle des Rückzuges offen darlegt. Seltſam genug ſchließt er dieſen Bericht mit den Worten: Der Kaiſer hat ſich niemals beſſer befunden.

Ob er ſelbſt das Gefühl hatte, daß er auf dem Zuge krank geweſen war, oder ob er vielleicht durch Fouché gehört hatte, daß man in Paris davon munkelte? — oder ob er glaubte, daß es aufmunternd wirken würde, wenn man erführe, daß er ſelbſt jedenfalls unverſehrt und bereit ſei, die Niederlage wieder wett zu machen?

Jedenfalls war ſeine Berechnung falſch. Das 29. Bulletin und beſonders der Schluß ſchadete ihm ſehr in den Augen des Volkes.

General Heudelet näherte sich vom Niemen her mit 10000 Mann, General Loison kam in gleicher Stärke aus Wilna. Aber es schien, als wären diese anscheinend so kräftigen Soldaten nur gekommen, um in Frost und Entbehrungen mit der verworrenen Masse, die sie trafen, zu Grunde zu gehen.

In Smorgoni verließ der Kaiser am 5. Dezember in aller Heimlichkeit seine Armee und fuhr nach Westen. Er nahm mit sich Caulaincourt, Duroc, Mouton und Lefebvre-Desnouettes. Sie fuhren den kürzesten Weg über Eis und Schnee in einfachen Bauernschlitten. Unterwegs traf er auf Maret und inspizierte mit ihm die großen, wohlgefüllten Magazine in Wilna. Dort fanden sich Vorräte aller Art für 100000 Mann für 40 Tage.

Von da fuhr die kleine Schar über Warschau nach Dresden, wo sie am 15. ankamen, weiter über Leipzig und Mainz, und am 19. Dezember, in der Nacht, war er wieder in den Tuilerien und hielt den kleinen König von Rom in seinen Armen.

Die heimliche Reise quer durch Europa war ohne jedes Unglück verlaufen.

Daß die Armee – oder ihre traurigen Reste – die Abreise des Kaisers in ihren Leiden bitter genug empfand, ist begreiflich. Es liegt ein Trost darin – und es kann nicht anders sein – daß der, der das Unglück verschuldet hat, bis zuletzt auf dem Wrack verbleibt als ein guter Kamerad, dem

man um seines treuen Ausharrens willen vieles vergibt.

Aber Napoleon war kein guter Kamerad. Weder in Ägypten noch hier hatte er einen andern Gedanken als an sich selbst und seine eigne Macht, wie er selber sagte, als er Smorgoni verließ: Ich bin stärker, wenn ich von meinem Throne in den Tuilerien spreche, als an der Spitze einer Armee, die von der Kälte vernichtet ist.

Und dieses Raisonnement war für ihn genügend. Dieser Mann war keineswegs gleichgültig gegen seine Leute. Wenige Generäle vor ihm hatten in Verpflegung und Belohnungen soviel für den Soldaten im Felde und daheim getan. Aber ein Heer war für ihn nur eine Kraft, über die er verfügen konnte. Was verloren und vernichtet war, ließ er liegen, weil es zu nichts mehr nütze war. Was ihn das kostete, weiß niemand, aber er konnte nicht anders handeln.

Als er Smorgoni verließ, rechnete er auf die Vorräte in Wilna, die auch wirklich dort waren. Im Norden stand Marschall Macdonald mit frischen Truppen und im Süden standen seine österreichischen Verbündeten unter Schwarzenberg. Diese und andre Verstärkungen, die heranmarschierten, wollte er in Wilna sammeln, und der Niemen sollte die Verteidigungslinie gegen den von Osten heranbrängenden Feind bilden. Das waren die Ideen, die er

Berthier anvertraute. Und unmöglich ist es nicht, daß dies für ihn, den großen Feldherrn, hätte genug sein können, um die Niederlage zum Siege zu wenden. Er war schon früher in Verlegenheit gewesen und hatte nie den Glauben an sich selbst verloren.

Aber jetzt trat erst die eigentliche Gefahr für den ganzen Zug ein: der starke Frost, der jetzt im Ernst einsetzte. In der Nacht nach seiner Abreise von Smorgoni herrschte eine Kälte von 28° Réaumur, und von den Resten der Armee starben täglich Tausende. Sogar die frischen Truppen, die in Wilna lagen, gingen zu Grunde, weil der Herzog von Bassano sie auf Smorgoni marschieren ließ, um dem Kaiser entgegen zu eilen und der Armee zu Hilfe zu kommen.

Aber da es gerade in diesen Tagen plötzlich so über die Maßen kalt wurde, erfroren die jungen Menschen – zum Teil Italiener – beinahe alle miteinander. Die Generäle, die sie anführten, waren Heudelet und der einarmige Loison; ferner Oberst Coutard, ein Verwandter von Davoust, und Franseschi, ein Italiener, – von ihren Brigaden erfroren 10000 Mann im Laufe von fünf bis sechs Tagen.

Nach der Bestimmung des Kaisers sollte Murat den Oberbefehl führen, weil er König war. Aber dieser in der Schlacht verwegne Mann hatte jetzt völlig den Mut verloren. Berthier war und blieb

krank und apathisch. Davoust war finster und gleichmütig und sprach kein Wort, außer wenn er kommandierte. Er war vielleicht derjenige, der am meisten darunter litt, daß er es mit ansehen mußte, wie sich alles auflöste und auseinander fiel: Kommando und Disziplin, das Vertrauen zum Kaiser, das Zusammenarbeiten der Generäle, und wie aus seinen eignen Musterdivisionen eine aufgelöste, demoralisierte Bande wurde, die sich von Tag zu Tag vorwärtsschlug.

Da war es Ney, der unvergleichliche Ney, auf dessen Schulter schließlich alles ruhte.

Es ist schwer zu verstehen, warum dieser General schon früh dazu kam, der Tapferste der Tapfern zu heißen; denn tapfer waren sie alle, das war nicht anders möglich. Rings um einen Führer wie Napoleon konnte es überhaupt nur solche geben, die keine Furcht kannten.

Aber wenn trotzdem einzelne von ihnen vor allen andern in den Ruf der Tapferkeit kamen, wie Ney und Murat, so mußte ihrer Tapferkeit etwas Besonderes anhaften; vor allem etwas, was weit über gewöhnliche Kühnheit und Todesverachtung hinausging, aber dann auch etwas Ansteckendes, was den Mut der übrigen belebte und sie anspornte, im Verein mit ihrem tapferen Führer dem Tode zu trotzen.

Kein Mensch konnte mit größerer Todesverachtung Jahr für Jahr von Schlacht zu Schlacht gehen

als Joachim Murat, und keiner beſaß in höherem Grade die Gabe, ſeinen eigenen Mut auf andere zu übertragen. Wenn er ſich auf ſein Streitroß ſchwang — ſelber ein ſchöner Mann, in prächtiger amarantfarbener Sammetkleidung mit weißen, unglaublich langen Straußenfedern, Waffen und Sattelzeug von Gold und Edelſteinen ſtrotzend — da fuhr der Teufel in die Schwadronen, Mann und Pferd flogen dahin, und es gab nichts, was ihnen hätte widerſtehen können.

Und trotzdem zeigte es ſich, daß es eine Grenze gab, über die dieſe Art Mut nicht hinausging.

König Joachim fiel zuſammen, als es keine Pferde mehr gab, ſich darauf zu ſchwingen, keine Reiter mit blanken Klingen und flatternden Dolmans. Er war ebenſowenig furchtſam wie ehedem — zweifellos; feig konnte er niemals werden; aber der Glanz ging von ſeinem Mut ab, als er nicht länger kommandieren, ſondern eine Armee, die keine Armee mehr war, retten ſollte.

Pflichtgefühl und Mannesmut traten vor anderen Empfindungen zurück. Er mußte an ſein ſchönes Neapel denken und an dieſe Königskrone, nach der er beſtändig hatte fühlen müſſen, ob ſie wirklich da wäre und feſt ſäße. Jetzt ſchien es ihm, als ob ſie ſich lockerte, und er verlor Mut und Luſt, ſich jeden Morgen mit den Koſaken herumzubalgen.

Aber da zeigte es ſich, daß Ney dieſen zähen Mut beſaß, der dem Fußvolke eigen iſt. Da gibt

es keine prächtigen Pferde und keine wilden Angriffe; aber einen nie versagenden Mut, den täglichen Kampf auszuhalten, um sich auf seinen eigenen zwei Beinen zu halten, vorzudringen, dahin, wo man soll, und mit Anstand zurückzugehen.

So war auch Lannes gewesen; aber dabei war der Herzog von Montebello in jeder Hinsicht soviel besser begabt gewesen, als der arme Fürst von der Moskwa, der nur seinen Mut hatte.

In Wilna ging es wie in Smolensk. Die ausgehungerten Soldaten warfen sich über die großen Vorräte, plünderten und kämpften um Speise und Trank in der fürchterlichsten Verwirrung. Es gab kein einziges Korps mehr, das noch einen Rest von Truppen unter der Fahne gehabt hätte. Als Marschall Viktor, dessen Korps eigentlich die Avantgarde bilden sollte, vor den Toren Wilnas stand, hatte er keinen einzigen Soldaten bei sich. Von der neuangekommenen Division Loison waren kaum 3000 Mann übrig und ungefähr ebensoviele von der alten Garde.

Am 9. Dezember kamen Kutusows erste Abteilungen über die Franzosen, während sie Wilna plünderten. Ney und der alte Herzog von Danzig liefen in der Stadt herum und sammelten Leute zur Verteidigung. Murat dagegen machte keinen Versuch, die Stadt zu verteidigen, sondern flüchtete bei Nacht nach Kowno voraus.

Der bairische General Wrede bot dem Marschall Ney an, ihn mit den 60 Reitern, die er noch zur Verfügung hatte, aus der Stadt herauszuhauen. Aber Ney wies auf den Schwarm von Flüchtlingen, die die Straßen erfüllten, und die man beschützen und bei Nacht weiterbringen mußte. Und er schwor, daß alle Kosaken der Welt ihn und seine fünfzig Grenadiere nicht vor dem nächsten Morgen um acht Uhr aus dem Hause vertreiben sollten, in dem sie sich verschanzt hatten, und von wo aus sie das Tor beherrschten und die Russen aufhielten.

Zu Tausenden blieben Verwundete in Wilna liegen, um von den Kosaken getötet zu werden. Ferner gab es eine Menge Nachzügler, die es in stumpfer Verzweiflung vorzogen, in den Häusern zu bleiben, statt sich in eine Kälte von ungefähr 30 Grad Réaumur hinauszuwagen.

Eine Meile von Wilna wurde der ganze elende Zug von einer ganz unbedeutenden Anhöhe aufgehalten. Der Weg war hart und glatt, so daß Mann und Pferd ausglitten und fielen, und Kanonen und Wagen rückwärts rollten.

Hier gingen viele russische Fahnen und Trophäen und eine 10 Millionen in Gold enthaltende Kriegskasse verloren.

Der Marschall teilte das Gold zunächst unter der Garde aus — und jeder einzelne Mann der Garde, der Paris erreichte, lieferte sein Geld an die Staats-

kaſſe ab – aber beim Herannahen der Koſaken löſten ſich alle Bande, und es entſtand eine allgemeine Plünderung, die die Koſaken vollendeten, nachdem die Franzoſen verjagt waren.

Am 12. Dezember ſtrömten die Flüchtlinge nach Kowno hinein, wo ſich dieſelben Szenen wie in Smolensk und Wilna wiederholten, nur noch ſchlimmer und wüſter. Wie wilde Tiere ſtürzten ſich die Soldaten über die Nahrungsmittel, und viele tranken ſich an Branntwein zu Tode.

Murat hielt hier einen Kriegsrat, wo ſich alle in Wutausbrüchen gegen den Kaiſer erſchöpften, mit Ausnahme von Ney und Davouſt, – die beiden ſagten nichts. Ney erbot ſich, Kowno ſo lange zu verteidigen, bis die Flüchtlinge Zeit bekämen, ſich über den Niemen nach Königsberg oder nach Macdonalds Winterquartieren, die jetzt in der Nähe waren, zu retten. Es wurden Treffpunkte für die verſchiedenen Korps ausgemacht, worauf alle Generäle nach Königsberg aufbrachen und Ney zurückließen.

Jetzt war kein Schatten von der großen Armee mehr vorhanden, alles war verſchwunden. Ney war allein mit ein paar Adjutanten, als er in Kowno einzog. Hier fand er 400 Mann unter General Marchand und 300 Mann deutſche Truppen. Die Ruſſen folgten ihm dicht auf den Ferſen und wollten durch das der Straße nach Wilna zugewandte Tor eindringen. Ney eilte dorthin, aber die drei oder

vier Kanonen, die er fand, waren vernagelt, und die Artilleristen waren auf der Flucht. Auch die deutschen Truppen liefen davon, nachdem der Offizier, der sie anführte, sich in der Verzweiflung selbst erschossen hatte.

Aber Ney ergab sich nicht. Er wollte Kowno bis zum nächsten Tage verteidigen. Der Marschall ergriff nun selbst ein Gewehr und schoß wie ein Grenadier, ein Kreis von hohen Offizieren tat desgleichen. General Gerard, der mit Ehren an Neys Seite bei diesen letzten Krampfzuckungen des Zuges aushielt, hatte 30 Mann gesammelt, und mit diesen verteidigten sie das Tor von Wilna und hielten die ganze russische Armee auf.

Dem Adjutanten Rumigni war es geglückt, eine andre kleine Schar von Leuten des 29. Regiments zu sammeln, und als er mit ihnen ankam, schien Kowno dem Marschall gerettet zu sein; und er umarmte den Offizier in seiner Freude. Während Marchand eiligst nach der einzigen Brücke über den Niemen gesandt wurde, auf der ihre Hoffnung ruhte, und die der Feind besetzt hatte, schlug sich Ney den ganzen Tag und behauptete die Stellung bis zur Dunkelheit.

Aber bei Nacht schlichen sie sich durch Kowno und erreichten den Fluß, wo Marchand die Brücke, die völlig intakt war, wiedererobert hatte, und so entkamen sie über den Niemen — aus Rußland — im ganzen fünfhundert Mann.

Aber die Koſaken ließen noch nicht von ihnen ab. Bei einer kleinen Steigung der Straße ſaß wiederum alles feſt. Und hier blieb alles, was ſie ſo lange mitgeſchleppt hatten, liegen. Die Koſaken trieben die vier- oder fünfhundert Mann in der Dunkelheit auseinander, ſo daß Ney und Gerard außer einigen Offizieren faſt niemand mehr bei ſich behielten. General Marchand war auf einem andern Wege entkommen. Aber ſie erreichten ſchließlich Königsberg.

Von jetzt an exiſtierte kein Teil der Armee mehr unter Waffen. Der weitere Rückzug erfolgte in kleinen Scharen, die über Polens Ebnen flüchteten, noch einige Meilen nach Weſten über den Niemen hinaus von den Koſaken verfolgt. Hier kehrte die ruſſiſche Reiterei um, und die Armee des Zaren, die auch Zweidrittel ihrer Stärke eingebüßt hatte, machte endlich Halt.

Die alte Garde, der es die ganze Zeit über am wenigſten ſchlecht ergangen war — zum Teil auf Koſten der andern Truppen — und die urſprünglich 7000 Mann ſtark geweſen war, konnte in Königsberg nur noch 500 Mann ſtellen; das war der einzige bewaffnete Reſt. Die junge Garde war vollſtändig aufgerieben, und alle andern Korps waren verſchwunden.

In Königsberg lagen 10000 Kranke und Verwundete, unter denen eine Krankheit ausbrach, die

von den damaligen Ärzten Froſtfieber genannt wurde. Der Oberarzt ſelber, der heldenmütige Larrey wurde davon ergriffen und ſtarb; ebenſo die Generäle Lariboiſiere und Eblé; von ſeinen hundert auserwählten Brückenbauern waren es nicht mehr als zwölf, die nach den Tagen an der Bereſina mit dem Leben davon kamen.

Alles in allem gingen auf Napoleons Zug nach Rußland 300 000 Soldaten zu Grunde und dazu eine Menge Frauen und Ziviliſten, deren Zahl nie hat feſtgeſtellt werden können.

In Königsberg verſammelten ſich die Generäle ohne Truppen. Die Wut gegen den Kaiſer war allgemein; aber die meiſten waren lange wie halb betäubt von dem Unglück und den unerhörten Anſtrengungen.

In dieſer Zeit begann der Abfall der fremden Hilfstruppen, der in das neue Jahr fortdauerte. Wohl hatten Offiziere und Mannſchaften Napoleon und den franzöſiſchen Fahnen eine Art Eid geſchworen, und es war ein erbärmlicher Streich, wenn im Jahre 1813 die deutſchen Truppen mitten im Kampfe zu ihren Landsleuten übergingen und kehrt machten, um auf die Reihen, die ſie eben verlaſſen hatten, zu ſchießen; — aber trotzdem! nach unſern Begriffen von Nationalität mußten ſie ja aus dem unnatürlichen Zwang heraus und ſich ihren Lands-

leuten anschließen, um das unerträgliche Joch abzuschütteln, das Frankreich seit langem Europa auferlegt hatte.

Zwischen dem russischen General Diebitsch und dem preußischen General York, der mit seinen Leuten den wesentlichsten Teil des Macdonaldschen Korps bildete, war heimlich ein Waffenstillstand abgeschlossen worden. Am 31. Dezember marschierte General York mit seinen Regimentern fort, und Marschall Macdonald konnte die Russen jetzt nicht länger in Schach halten, sondern mußte sich mit den 7000 Polen unter Grandjean, die ihm geblieben waren, zurückziehen.

Es wurde allmählich unmöglich, den Niemen als Verteidigungslinie festzuhalten, bald darauf mußte man auch die Weichsel aufgeben. Königsberg wurde verlassen, und wieder war es Ney, der mit den Resten der Divisionen Heudelet und Loison den Rückzug decken sollte. Alle litten unter der Kälte, und die Lebensmittel mußten teuer bezahlt oder mit Gewalt genommen werden. Der nächste Zufluchtsort war Danzig, wo General Rapp Gouverneur war. Dieser schloß sich jetzt hier ein und schickte sich zur Verteidigung an. Diesen Posten hatte Napoleon lange im voraus für Rapp bestimmt; denn während einer der Schlachten in Rußland hatte der Kaiser dem General bereits den Befehl zu einem Angriff erteilt, aber plötzlich besann er sich und schickte

einen andern Kavalleriegeneral vor. Gleichzeitig hörten ſie ihn murmeln: Rapp brauche ich in Danzig.

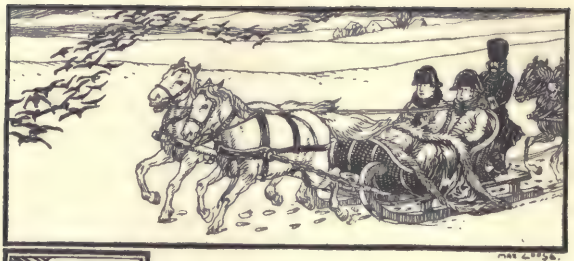
Murat hatte ſein Hauptquartier zuerſt in Thorn, ſpäter in Poſen. Aber endlich, am 16. Januar 1813 hielt er es nicht mehr aus. Er verließ die Armee und den Poſten, den ihm der Kaiſer anvertraut hatte und flüchtete heim nach Neapel.

Der Oberbefehl fiel jetzt an Eugen, den Vizekönig von Italien, und er führte ihn mit gewohnter Zuverläſſigkeit. Nachdem er während des ganzen Feldzuges kaltblütig und tapfer ſeine Leute durch alle Leiden geführt hatte, war er jetzt derjenige, der die Rückwärtsbewegung endlich zum Stehen brachte. Er blieb einen Monat in Poſen liegen, ſtellte Ordnung und Disziplin wieder her, ließ die Leute ruhen und gab ihnen Zeit, ſich wieder unter die Fahnen zu ſammeln. Am 21. Februar rückte er in Berlin, ein, nachdem er die Brücken bei Kroſſen und Frankfurt an der Oder verbrannt hatte.

Fürſt Schwarzenberg hatte die ganze Zeit Napoleon zum Narren gehalten und mit den Ruſſen unter einer Decke geſteckt. Jetzt ſagte er ſich offen von den Franzoſen los.

General Grenier war ſeit 1811 in Italien geweſen und hatte ſchon damals von Napoleon die geheime Ordre erhalten, ein Auge auf Murat zu haben, deſſen ſchwachen Charakter der Kaiſer ſo gut kannte.

Jetzt in den ersten Tagen des Jahres 1813 kam Grenier mit seinem Korps nach Berlin, wodurch Marschall Augereau eine Verstärkung von 28000 Mann erhielt; dazu kamen Rapp mit 25000 Mann in Danzig, sowie die Garnisonen von ein paar Festungen an der Weichsel und von Warschau – das war jetzt alles, was Napoleon von Streitkräften in dieser Gegend übrig hatte.



VIII.

Es war ein großer Unterschied zwischen dem Aussehen der Armee, die seinerzeit singend nach Italien zog – halb in den Lumpen der Republik, halb in Bonapartes neuen Uniformen, und den Muster-Soldaten, die im Jahre 1806, bis ins kleinste Detail ausgerüstet, auszogen, die alten Soldaten des großen Friedrich zu schlagen.

Und wieder war ein Unterschied zwischen diesen und la grande Armée, wie sie in Rußland einmarschiert war.

Dieses Heer war zweifellos das schönste, das man je gesehen hatte. Alles, was sich an Ausrüstung, Bewaffnung und Material fand, war neu und modern, und die vielen fremden Truppen trugen das ihre dazu bei, den Eindruck einer alles umfassenden Macht hervorzurufen, die wie eine kolossale Parade über die polnischen Ebenen heranmarschiert kam; denn es war etwas von einer Parade bei diesem Einmarsch.

Man hat es als einen Beweis für den verblendeten Ehrgeiz Napoleons angesehen, daß er diesen Zug so schlecht vorbereitet und mit so mangelhafter Kenntnis der Geographie und der klimatischen Verhältnisse des Landes unternahm. Aber es war eher der große Irrtum seines Lebens, der ihn dazu verführte, nämlich der, daß es für ihn und die Seinen einen Platz unter Europas legitimen Fürsten gäbe; und nach dem, was er erlebt und erreicht hatte, sah er darin nichts Unmögliches.

Er wußte, daß es in dem falschen Spiel zwischen den Höfen keine Erinnerung gibt; darum mußte das Heer so mächtig und der Angriff so geschlossen sein, damit die Furcht den Zaren dazu brächte, die Hand zu reichen. Aber diesmal war von Napoeon und seiner Umgebung vielleicht nicht mit der minutiösen Umsicht gearbeitet worden, wie sonst, wenn ein Feldzug begann.

Alle höheren Offiziere gingen mehr oder weniger gegen ihren Willen mit. Die Soldaten selbst waren übermütig in ihrem Vertrauen zu dem unüberwindlichen Abgott. Daher hatte man vor dem russischen Krieg nicht alle Warnungen beachtet und Aufklärungen eingezogen; Spione und Bestechungen hatten nicht alle verborgenen Wege geebnet. Der Kaiser selber und sein ganzer Apparat waren ein bischen verbraucht; es fehlte die frühere, absolute Zuverlässigkeit in allen Kleinigkeiten.

Bei Auſterlitz im Jahre 1805 hatte er ſelbſt von General Ordener, demſelben, der den Herzog von Enghien verhaftete, geſagt: Ordener iſt verbraucht. Man taugt nur eine kurze Zeit für den Krieg. Ich ſelbſt kann noch etwa fünf bis ſechs Jahre aushalten, dann muß ich aufhören.

Genau ſieben Jahre ſpäter war er bei Borodino krank und müde.

Alles dies bewirkte, daß der Feldzug nach Rußland ſich von allen andern unterſchied — nicht nur in ſeinem unglücklichen Ausfall. Gleich dem erſten Einmarſch fehlte das Wunderbare, das ihn ſeit jenem Morgen im Jahre 1796, wo alle Korps der republikaniſchen Heere pünktlich und in beſter Ordnung an der ſonnenbeſchienenen Bormida zuſammentrafen, begleitet hatte, — dieſes Wunderbare, daß alles ſo vortrefflich klappte. Im Jahre 1812 fing es dagegen gleich damit an, daß Befehle mißverſtanden wurden. Entfernungen wurden falſch berechnet und die Zeit wurde vergeudet, und wenn es einen Sieg gab — und es gab noch beſtändig welche — ſo fehlte es doch jetzt an Händen, die wie in den alten Tagen bereit geweſen wären, jeden Vorteil auszunutzen.

Der ganze Plan des Zuges war mehr politiſch als ſtrategiſch. Die Ruſſen zu ſchlagen hatte für den Kaiſer geringere Bedeutung, als den Zaren zu gewinnen. Darum war etwas parademäßiges bei der

großartigen Fürstenzusammenkunft in Dresden, der Aufstellung der ungeheuren Streitkräfte, dem Vormarsch gegen den Niemen – und alles geschah so ungewohnt langsam und gerade vor Rußlands Augen, um dem Zaren Zeit zu geben, die Hand zu bieten.

Was jeder von uns, die wir hundert Jahre später zur Welt gekommen sind, ihm erzählt haben könnte, verstand Napoleon nicht. Er bildete sich ein, die Nachkommen des Räubers aus Korsika könnten mit den Habsburgern, den Hohenzollern, den Romanows zusammenkommen und Küsse wechseln, die in allen Telegraphenlinien widerhallen.

Ohne Zweifel! er war ihnen nahe gekommen. Schon im Jahre 1806, als er auf der Reise von Tilsit nach Paris war, stieß in Marienwerder ein Adjutant des Königs von Sachsen mit einem Briefe folgenden Inhalts zu ihm:

Kaiser Franz hält um meine Tochter Augusta an. Was soll ich tun?

Napoleon kam nach Dresden und verhinderte die Partie.

Und daran tat ich außerordentlich Unrecht, sagte er später auf St. Helena, ich hatte Angst, daß die Verbindung mit Kaiser Franz den König von Sachsen mir entfremden würde; während gerade Augusta mir den Kaiser Franz zugeführt haben würde; und dann säße ich nicht hier!

Er war ihnen so nahe gerückt, daß sie ihn in so intimen Dingen um Rat fragten. Kaiser Franz gab ihm wenige Jahre später seine Tochter zur Gattin; und doch verstand Napoleon erst, als alles verloren war, welcher Abgrund zwischen ihm und jenen klaffte.

Daher macht es fast einen peinlichen Eindruck, wenn sich Napoleon am 25. August 1805 dem Fürsten Metternich gegenüber beklagt, daß der Kaiser und die neue Kaiserin von Österreich den französischen Gesandten in Wien niemals nach seinem, Napoleons, Befinden und ähnlichen Dingen fragten.

Sie wissen ja sehr wohl, sagte er, daß auch ich Ihnen nicht diese Fragen vorlege, um zu erfahren, was ich schon weiß. Nein, es geschieht, damit die Welt erfahre, daß zwischen uns ein Verhältnis wie zwischen zwei Souveränen besteht. Sehen Sie, wie ganz anders stehe ich mit Kaiser Alexander! Wir senden einander Geschenke, nicht weil diese Geschenke an und für sich irgend eine Bedeutung haben; aber sie verbinden uns miteinander.

Ich würde Ihrer Kaiserin ein Hochzeitsgeschenk gesandt haben, aber sie hat niemals auch nur meinen Namen erwähnt. Nie eine Aufmerksamkeit von Eurer Seite! Und mein Gesandter wird nicht mit so viel Rücksicht behandelt wie der von Bayern oder Württemberg, geschweige denn wie einer von

Petersburg. Diese Kleinigkeiten sind von großer Bedeutung.

Ich nahm dies, schreibt Metternich, von der scherzhaften Seite und antwortete: Sire! ich werde sogleich dafür sorgen, daß einige wertvolle Porzellangegenstände aus Wien gesandt werden, wenn es dazu dienen kann, das gute Verhältnis zwischen uns zu befestigen.

Im Jahre 1813 vor dem sächsischen Feldzuge sagte Napoleon:

Der Krieg, den ich jetzt führe, ist ein politischer Krieg. Ich würde Rußland gern all das Schlimme, was es selbst über sich gebracht hat, erspart haben. Wenn ich gewollt hätte, hätte ich die Masse der Bevölkerung gegen den Zaren aufwiegeln können, wenn ich die Aufhebung der Leibeigenschaft proklamiert hätte. Aber ich verschmähte dieses Kampfmittel, das unzählige Familien ins Unglück gestürzt und endlose Schlächtereien zur Folge gehabt haben würde.

Und endlich — auf St. Helena — sagte der Kaiser einmal im Gespräch:

Mag man es erklären, wie man will; aber ich schwöre, daß ich keinen unmittelbaren oder persönlichen Haß gegen einen von den Fürsten nährte, gegen die ich ins Feld zog. Für mich war das Ganze beständig ein politischer Streit — so frei, so leicht — ja, ich könnte sagen, so wohlwollend war meine

Stimmung. Allerdings hatten Ludwig XVIII. und die anderen Fürsten mich für vogelfrei erklärt und einen Preis auf meinen Kopf gesetzt, so viel ich mich erinnere. Aber das alles war in meinen Augen bloßer Manifest-Stil.

Liegt in all dem eine große Naivetät, so war der Fehler jedenfalls nicht darin zu suchen, daß Napoleon die Bedeutung überschätzte, die es für ihn und seine Nachkommen hatte, in den Ring hineinzugelangen.

Denn darin hatte der Mann recht: damals wie heute lag die Macht im Kreise der Fürsten und das Schicksal der Nationen in den Händen einiger alter Geschlechter.

Aber wenn er glaubte, daß es ihm glücken würde, sich in diesen Kreis hineinzudrängen, so lag Napoleon, der gerade durch den Feuerofen der Revolution gegangen war, dieser Gedanke vielleicht näher als uns, die wir durch so lange Zeit von der großen Abrechnung mit den Königen getrennt sind, und die eine hundertjährige Reaktion soweit abgekühlt hat, daß sich der alte, schädliche Unsinn wieder in unsern Köpfen festgesetzt hat, es gehöre Königsblut dazu, die modernen Staaten zu lenken — gerade wie wir als Schuljungen uns einbildeten, in echtem Lakritzen müsse Katzenblut sein.

Nach Paris zurückgekehrt, nahm der Kaiſer ſogleich ſein gewohntes Leben als das unermüdliche Oberhaupt des Staates wieder auf, und er trug eine eiskalte Ruhe zur Schau, die andeuten ſollte, daß er ein Mann ſei, erhaben über alle Fügungen des Schickſals. Aber überall, in allen Geſichtern ſah er die Wirkung der Niederlage und ſeines 29. Bulletins, worin er das ganze Elend ſo offen eingeſtanden hatte. Er ſuchte auch jetzt nicht durch Redensarten und Ausflüchte die Sache zu beſchönigen; aber er warf ſich mit übertriebenem Eifer auf die Affäre Malet. Mit großer Oſtentation ließ er den Seine-Präfekten Frochot verhaften und eine Unterſuchung einleiten.

Ganz gewiß tat er das, teils um die Aufmerkſamkeit der Pariſer von dem unglücklichen Feldzug abzulenken, aber auch weil er mit Beſorgnis und Bitterkeit aus den Aufzeichnungen der Polizei erſehen hatte, wie viele von ſeinen treuen Dienern bereit geweſen waren, ſich auf das bloße Gerücht von ſeinem Tode hin an der Staatsumwälzung zu beteiligen, während nicht einer daran gedacht hatte, der Kaiſerin und dem Thronerben zu Hilfe zu eilen.

Aber dann betrieb er mit beiſpielloſem Eifer neue Rüſtungen und Aushebungen. Er ergänzte die gelichteten Regimenter und zog Truppen aus allen Lagerplätzen rings in Europa zuſammen. Und hätte er nicht eine ſo unverhältnismäßig große Anzahl

ſeiner beſten Soldaten auf der ſpaniſchen Halbinſel verpfändet gehabt, ſo würde er bald wieder 500000 Mann zur Hand gehabt haben.

Inzwiſchen verlangte er neue Aushebungen in den vier letzten Jahresklaſſen bis zum Jahre 1814, im ganzen hunderttauſend Mann. Und alles wurde ihm bewilligt. Jedermann betrachtete es als Ehrenſache, Frankreichs Ehre und zwanzigjährigen Glanz dieſem erſten Schlage gegenüber, der den Unüberwindlichen getroffen hatte, aufrecht zu erhalten.

Und doch mangelte etwas; die Nation wurde nicht im Namen der Freiheit aufgerufen, der Kaiſer wollte keine Volkserhebung wecken, die Frankreichs Errettung in die Hände des Volkes legen würde. Es ſollte auch ferner ſo ſein wie früher: der Kaiſer und ſeine Armee.

Anders ging es in Preußen und Deutſchland. Da wurde es eine Volksſache, das franzöſiſche Joch zu brechen; und die Regierungen, ſoviel Angſt ſie auch hatten vor allem, was Volk hieß, ſie mußten für eine Weile das große Tier loslaſſen, um es deſto feſter zu binden, als die Gefahr vorüber war.

Ganz Deutſchlands unterdrückte Jugend brach in begeiſterte Geſänge von Vaterland und Freiheit aus; und während die alten Diplomaten ſich die Ohren zuhielten und ihre allerfeinſten Tränke brauten,

ſtrömten große Maſſen deutſcher Jünglinge zu den Fahnen, bereit für die Freiheit, die ſie zu erblicken glaubten, zu ſterben.

Daß es wieder losgehen müſſe, fühlten ja alle. Daß Napoleon ſein halb vernichtetes Reich gegen Oſten nicht offen liegen laſſen konnte, war eben ſo klar, wie daß die andern Fürſten ſeine Feinde waren und blieben, bis er völlig am Boden läge.

Es kam daher im Grunde wenig darauf an, wie ausgeſucht wichtig ſich die Diplomaten gebärdeten und was Metternich Napoleon einzureden ſuchte. Sie wußten ja doch, daß er mehr wußte, als ſie alle miteinander. Krieg ſollte es ſein, und Krieg wurde es — noch drei Jahre lang und ſchlimmer als je.

Sein Schickſal ſtürzte nach dem Zuge nach Rußland von Stufe zu Stufe, ebenſo naturnotwendig wie ein gewaltiger Waſſerfall und beinahe ebenſo großartig.

Alle ſeine Feinde zogen ſich wie ein Unwetter im Oſten zuſammen.

Und weit draußen, im äußerſten Weſten begann General Moreau ſich zu rühren. Er hatte ſeit der großen Verſchwörung im Jahre 1804 friedlich und ruhig auf ſeinem Gut in Delaware gelebt. Aber ſobald er von dem Ausgang des ruſſiſchen Feldzuges hörte, verließ er Amerika und reiſte nach Europa. Alle ſeine ehrgeizigen Träume erwachten wieder:

jetzt war Napoleon Bonaparte reif für den Sturz, und jetzt war es Zeit für Moreau, seinen Platz einzunehmen.

Nach einer Zusammenkunft in Göteborg mit dem andern Verräter Bernadotte, ging Moreau der große General aus den glorreichen Kämpfen der Republik — der Sieger von Hohenlinden — im Augenblicke der Gefahr wie ein gewöhnlicher Überläufer zu Frankreichs Feinden über. Er begab sich nach Prag, wo er von den Alliierten mit Jubel begrüßt wurde, die ihm eine Art Oberbefehl über die vereinigten Heere neben dem Fürsten Schwarzenberg gaben, als es soweit war, daß die Österreicher vollständig jede Maske fallen ließen.

Auch Bernadotte hatte sich nach den schamlosesten Intriguen erkaufen lassen, seinen Platz unter den Feinden seines Vaterlandes und gegen den Mann, dem er alles verdankte, einzunehmen.

Nachdem er Marie Luise die Regentschaft übertragen hatte, was ihm diesmal wie eine Beruhigung vorkam, verließ der Kaiser Paris am 15. April 1813 um ein Uhr nachts und nahm den Weg nach Mainz.

Nie hat er wohl die Welt und seine Feinde mehr überrascht, als damals, als er in der Umgegend von Jena, wo er vor sechs Jahren gesiegt hatte, die neuen Streitkräfte, die er in dieser kurzen Zeit aus der Erde gestampft hatte, entfaltete. Die Verbündeten, denen es keineswegs verborgen war, daß

zwiſchen zwei und dreihunderttauſend Mann ſeiner alten Soldaten in Spanien ſtanden, hatten es nicht anders erwartet, als ein paar kümmerliche, der Vernichtung in Rußland entgangene Reſte zu treffen.

Aber hier hatten ſie wieder die alten, unüberwindlichen Namen und dieſelben wohlbekannten, feſten Kolonnen der erſten Infanterie der Welt vor ſich. Zu Ney, Oudinot, Eugen und den andern aus Rußland waren jetzt Namen wie Marmont, Macdonald, Kellermann und Bertrand hinzugekommen. Mit der Kavallerie war es ſchlecht beſtellt; und wenn man genauer zuſah, ſo war eine betrübende Menge ganz grüner Rekruten im Heere. Aber gerade dieſen war es beſchieden, den unglaublichen Sieg bei Lützen, womit der Krieg von 1813 begann, davonzutragen.

Am Tage vor der Schlacht ereignete ſich ein großes Unglück. Marſchall Beſſieres wurde in einem unbedeutenden Treffen, das ſich in einiger Entfernung abſpielte, von einer Kanonenkugel getroffen und getötet. Das war ein Schmerz für Napoleon und ſeine ganze Umgebung und ein großer Verluſt für die Armee, beſonders für die Kavallerie, der der Marſchall jederzeit ſeine Sorge gewidmet, und die er mit Ehren geführt hatte.

Der Herzog von Iſtrien war ein tapferer und ehrenwerter Soldat, aber inſofern ein Sonderling, als er einer der ganz wenigen in der Armee war, die

fortfuhren, mit gepuderter Perücke, Zopf und Locken an den Ohren zu gehen. –

Der Kaiser hatte sich vor der großen Schlacht persönlich mit den vielen neuen Soldaten bekannt gemacht. Er ließ die Marschälle Ney, Oudinot und Marmont sowie den Vizekönig ihre Truppen so aufstellen, daß er selber die Linien im Zusammenhang passieren konnte. Der Kaiser ritt nun langsam durch die langen Reihen, machte hier und da mit ein paar freundlichen Worten Halt, sprach mit den Offizieren oder einem alten Unteroffizier, den er kannte, und währenddessen ließ er seine Blicke in der ihm eignen Weise über die ganz jungen Knaben schweifen, so daß gleichsam jeder einzelne sich von seinem Blick getroffen fühlte. Alle hatten Zeit, ihn zu sehen, die Alten wie die Jungen, und er schmolz sie zusammen, so daß alle die Gewißheit bekamen, zu siegen, sie mit ihm und er mit ihnen.

Der Kaiser wollte zu allererst eine große Schlacht gewinnen, die Schrecken einflößen und ihm den Weg nach Dresden öffnen sollte; von dort aus wollte er den Krieg in Schlesien und in der Richtung der böhmischen Grenze führen.

Am 2. Mai früh um neun Uhr hatte der Kaiser mit Neys Armeekorps Lützen verlassen, und er war gerade vom Pferde gestiegen, um mit dem Marschall zusammen ein paar Karten einzusehen, als beide auf eine starke Kanonade in ihrem Rücken, aus der

Richtung, wo Neys Truppen die Nacht zugebracht hatten, aufmerksam wurden. Sie konnten bald berechnen, daß es Macdonald sein müßte, der mit dem Feinde zusammengeraten war.

In einem Augenblicke änderte der Kaiser seine ganzen Dispositionen und sandte an alle Generäle Adjutanten, mit der Ordre, querfeldein nach dem Donner von Macdonalds Kanonen zu marschieren. Es gehörten drei Stunden dazu, dieses Manöver auszuführen, und daher kämpften die, die zuerst auf dem Schlachtfelde bei Lützen ankamen, mehrere Stunden lang gegen eine große Übermacht.

Aber nach und nach trat die Artillerie der verschiedenen Korps in Tätigkeit, und als die Divisionen Bonnet, Morand, Compans und Bertrand auf dem Schlachtfeld erschienen, war die Schlacht auf allen Punkten vollständig gewonnen. Der Kaiser war den ganzen Tag selber mitten im Feuer.

General Mouton, Graf von Lobau, führte 16 Bataillone der jungen Garde in einem fürchterlichen Kampfe um das Dorf Kaja. Wenn die jungen Menschen nahe daran waren, von den ungewohnten Greueln überwältigt zu werden, bedurfte es nur eines Wortes von seiten der alten Generäle, und sie standen wie die Mauern; und hörten sie des Kaisers eigne Stimme durch den Lärm, so brachen sie in den Ruf aus: Es lebe der Kaiser! und gingen mit den Bajonetten drauf wie ein Ungewitter.

Aber es wär ein beklagenswerter Anblick: all die schöne Jugend auf beiden Seiten, schmächtige französische Knaben und bleiche deutsche Studenten, Jugendbündler und Tugendbündler mit langen Haaren, die sich wie reißende Tiere aufeinander stürzten. Fünfundzwanzigtausend Mann lagen auf dem Wahlplatze, als die Sonne unterging; und vier große brennende Dörfer leuchteten über die Ebne.

Vergnügt redigierte Napoleon das Bulletin über seinen unglaublichen Sieg. Zwei vereinte Armeen alter Soldaten, die russische und die preußische, mit 25000 Mann von Europas vorzüglichster Reiterei und außerdem einer unermeßlichen Artillerie hatte er mit Infanterie-Divisionen voller Rekruten von gestern geschlagen.

Es wurden nach der Schlacht bei Lützen keine Gefangnen gemacht, weil die französische Kavallerie noch schwach war.

Aber die moralische Wirkung dieser Schlacht war über die Maßen groß. Kaiser Napoleon war wieder er selber. Das Vertrauen der Generäle kehrte zurück; das Unglück in Rußland wurde zu einem Alpdrücken, von dem man erwachte; und die Armee — ja, ganz Frankreich gab sich wieder dem festen Glauben an den Unüberwindlichen hin.

Unter den Verbündeten herrschte große Enttäuschung. Ihre Armeen gingen auf Dresden zurück. An der Spitze ritten der Kaiser von Rußland und

der König von Preußen – ganz wie früher, die Generäle Barclay de Tolly, Wittgenstein, Miloradowitsch, Blücher, Kleist – alle mit eingezognem Schwanz – ganz wie früher. Feldmarschall Kutusow war tot.

Napoleon vertrieb sie bald aus Dresden und rastete dort acht Tage. Der alte König von Sachsen war nicht zu Hause. Von Österreich gezwungen, hatte er Aufenthalt in Prag genommen, und er war bereits stark von den andern deutschen Fürsten beeinflußt. Aber Napoleon bewog ihn bald, nach Hause zu kommen; und am 12. Mai war Friedrich August wieder in seiner Hauptstadt.

Der Kaiser ritt ihm aus Dresden entgegen und empfing den König von Sachsen sehr feierlich, umgeben von seiner glänzenden Garde. Die alte Freundschaft wurde erneuert, und Sachsen verblieb ein zuverlässiger Bundesgenosse bis zuletzt – Sachsen und das treue Dänemark.

Österreichs Haltung wurde immer zweideutiger – das heißt, alle Umschweife konnten es nicht verbergen, daß Österreich sich, sobald ein gelegner Augenblick käme, den Verbündeten anschließen würde.

In den acht Tagen, die er in Dresden zubrachte, erhielt er von dem König von Sachsen etwas Kavallerie, deren er so dringend bedurfte.

Wenn wir jetzt nur einen Monat weiter wären, sagte er, so daß ich mehr Reiterei hätte, so wäre

kein Augenblick geeigneter, die ganze Affaire mit den Waffen in der Hand zu Ende zu führen, und ich würde ihnen gewiß keinen Waffenstillstand einräumen. Sie wissen nicht, was ihnen bevorsteht.

Napoleon deutete damit auf Marschall Neys Marsch nach Bautzen hin.

Auch hier, bei Bautzen und Wurschen, gewann die französische Armee am 20. und 21. Mai einen glänzenden und blutigen Sieg über die Verbündeten.

Am Tage darauf war die Armee bereits auf dem Marsche nach Schlesien, die Verbündeten vor sich hertreibend. Die Franzosen drängten auf drei Wegen vorwärts: Marschall Victor und General Sebastiani auf dem linken Flügel; Macdonald, Marmont und Bertrand folgten Wittgenstein auf dem Wege nach Schweidnitz; Marschall Ney auf dem Wege nach Breslau.

Der Kaiser nahm selbst mit der Gardekavallerie, Latour-Maubourgs Dragonern und einigem Fußvolk an der Verfolgung teil. Er ritt den ganzen Tag an der Spitze der Garde und gelangte ohne Widerstand nach Weißenberg.

Etwas weiter vorn, auf den Höhen bei Reichenbach hatte General Miloradowitsch Stellung genommen, um die fliehenden Souveräne zu beschützen.

Die französische Kavallerie — wenn auch nur der Schatten ihres früheren Glanzes — wurde doch noch von den alten Namen geführt: Brunères,

Lefebvre-Desnouettes, Colbert und Latour-Maubourg — nach einem heftigen Kampf wurden die Ruſſen geworfen.

Aber in dieſem, verhältnismäßig unbedeutenden Treffen fiel General Bruyères, einer der Veteranen von Italien her. Napoleon war ſelbſt mitten im Feuer, und einer von ſeinen eignen Jägern in ſeiner perſönlichen Eskorte wurde in ſolcher Nähe des Kaiſers getötet, daß der Unglückliche gerade vor die Füße ſeines Pferdes ſtürzte.

Wir haben das Glück mit uns heute, Duroc! rief der Kaiſer dem Oberhofmeiſter zu.

Sie ritten gerade durch eine winklige Dorfſtraße, um eine Anhöhe zu erreichen und damit beſſere Ausſicht zu gewinnen. Da kam eine verirrte Kanonenkugel, fuhr gegen einen Baum, tötete General Kirchner und riß dann Marſchall Duroc, der neben ihm ritt, den Leib auf. Marſchall Mortier, der ſich in unmittelbarer Nähe befand, kam ohne Schaden davon.

Der Kaiſer hatte unterdeſſen ſein Pferd in Galopp geſetzt, um die Höhe zu gewinnen, und nichts gemerkt. Erſt als er oben war, kam einer von Oudinots Adjutanten und meldete ihm, daß der Herzog von Friaul gefallen ſei. Unmöglich! rief der Kaiſer, ich habe ja ſoeben mit ihm geſprochen!

Währenddem kam Oberſt Gourgaud mit einer Meldung von Ney; aber Napoleon hörte ihn nicht an, ſondern ritt wieder hinab. Mit Mortier und

Caulaincourt begab er sich in das Haus, wohin sie Duroc gebracht hatten. Sie wechselten ein paar Worte, und Napoleon saß lange bei dem Verwundeten. Es war sein vertrautester Freund aus der Jugend und ein unersetzlicher Diener.

Am Tage bevor er fiel, hatte Duroc zu Marmont gesagt: der Kaiser hat eine unersättliche Gier nach Krieg. Wir werden alle miteinander unser Ende auf dem Schlachtfelde finden; das ist unser Schicksal.

Inzwischen hatten diese Siege und die heftige Verfolgung den Mut der Verbündeten völlig gebrochen, und sie kamen artig und baten um Waffenstillstand. Und obwohl der Vorschlag Napoleon von einem seiner ärgsten Feinde, dem österreichischen Grafen Stadion überbracht wurde, nahm er diesen unglückseligen Waffenstillstand an.

Hiermit war alles zerronnen, was gewonnen war; in diesem Augenblicke, den der junge Bonaparte mit Blitzesschnelle erfaßt haben würde, hätte er sich einen ehrenvollen Frieden erzwingen können.

Aber er hatte noch einmal den Herzog von Vicenza in einer geheimen Sendung zum Zaren geschickt und zog es vor, sich in einen diplomatischen Kampf einzulassen, worin er den kürzeren ziehen mußte, weil er friedlos war unter den andern, einfach ein schädliches Tier, gegen das alle Mittel gut waren.

Zunächst nahm die Durchführung des Waffenstillstandes Zeit weg; dann wurde ein Kongreß in Prag beschlossen, bei dem den ganzen Juni über nichts getan wurde.

Unterdessen belagerten die Verbündeten Stettin, das von General Dufresne verteidigt wurde. Der schwedische Kronprinz tat, als ob er die belagerten Truppen während der Waffenruhe besichtigte; aber er ritt mit Absicht so nahe wie möglich an die Festungswerke heran, damit seine früheren Soldaten, bei denen er sich einbildete beliebt zu sein, ihn sähen. Plötzlich wurde aus der Festung ein Kanonenschuß abgefeuert, und die Kugel pfiff Bernadotte um die Ohren.

Sofort wurde von seiten der Verbündeten Einspruch gegen diesen Bruch des Waffenstillstandes erhoben. Aber der kommandierende General in Stettin antwortete:

Es wurde ein französischer Deserteur gemeldet, und die Wache schoß auf ihn; das war das Ganze.

Am 27. Juni kam Fürst Metternich als eine Art Unterhändler nach Dresden, wo er im Palais Marcolini eine heftige Auseinandersetzung mit dem Kaiser hatte. Österreichs Forderungen für einen allgemeinen Frieden waren so ungereimt, daß der Kaiser ausrief: Wieviel gibt England Ihnen, um Österreich zum Kriege gegen mich zu hetzen.

Der Kongreß in Prag wurde nach dem Prinzip

betrieben, daß nur geſchwatzt und nichts entſchieden werden ſollte. Die Verbündeten trafen Abmachungen untereinander, aber Napoleons Geſandte bekamen nichts davon zu wiſſen; man hielt ſie fern oder führte ſie hinters Licht.

König Murat kehrte zurück und bot ſeine Dienſte an. Seit er von der Armee nach Hauſe gelaufen war, hatte er ein geheimes Abkommen mit Öſterreich geſchloſſen; denn er war ſo grundtöricht und ſo weit von jedem Verſtändnis dafür entfernt, wie es mit Verabredungen und Verſprechungen unter Fürſten zu gehen pflegt, daß er ſich einbildete, er könnte ſein Krönchen behalten, wenn der Mann geſtürzt wäre, der allein die Kunſt verſtand, aus Kellnern Könige zu machen. Und gleichzeitig wagte er es, Napoleon ſeine Dienſte anzubieten; und Napoleon nahm ſie an, obgleich er alles wußte. Aber er hatte Verwendung für ſeinen allererſten Kavalleriegeneral, und er erwartete nichts beſſeres von Murat als Dummheit und Undank.

Während der langen diplomatiſchen Verhandlungen regierte Napoleon wieder die Welt von Dresden aus; wieder wimmelte es dort von Generälen und Geſandten, aber nicht von ſo vielen Königen wie im Jahre 1812.

Unter ſeiner Hand ging alles ſeinen geordneten Gang. Die Regimenter fanden Quartier und erhielten ihre Verpflegung, die Rekruten wurden ein-

exerziert, und alles, was die Armee brauchte, kam aus den Depots; nur fehlte es an Pferden.

Die kleine, tapfere polniſche Armee unter Poniatowski hatte jetzt kein anderes Vaterland als unter den franzöſiſchen Fahnen, denen ſie ſo lange gefolgt war. Napoleon gewährte ihnen gleichen Sold und gleiche Bedingungen wie den franzöſiſchen Soldaten. All die Millionen, die er an Beute und Kriegsentſchädigungen in den guten Jahren angeſammelt hatte, und die wohlverwahrt im Pavillon Marſan im Louvre gelegen hatten, dienten jetzt dazu, dem armen Sachſen, das den Kriegsſchauplatz bilden mußte, die Laſten zu erleichtern.

Plötzlich erklärte Metternich vor Caulaincourt und Narbonne den Kongreß in Prag für aufgelöſt; die Verbündeten waren fertig mit ihren Vorbereitungen und Ränken, und Blücher griff die Franzoſen in Schleſien zwei Tage vor Ablauf des Waffenſtillſtandes an; man nahm es mit dem Erbfeind nicht ſo genau.

Am fünfzehnten ſollte der Waffenſtillſtand ablaufen, aber ſchon am 12. Auguſt griff Blücher die drei Marſchälle Ney, Marmont und Macdonald, die zwiſchen Bober und Katzbach ſtanden, an. Napoleon eilte herbei und trieb Blücher Schritt für Schritt zurück.

Aber am 22. Auguſt kam ein Kurier vom Marſchall St. Cyr mit der Botſchaft, daß der Feind bei Dresden wäre, und zwar weſtlich davon, als ob

er sich zwischen Leipzig und Dresden einschieben wollte. Es bestand auch die Absicht, in der Richtung auf Leipzig vorzugehen, aber die beiden Generäle Jomini und Moreau hatten hervorgehoben, wie gefährlich es wäre, den Kaiser im Rücken zu haben. Daher rückte Schwarzenberg in aller Eile auf Dresden los, während Napoleon damit beschäftigt war, Blücher aus Schlesien zu vertreiben.

Fürst Schwarzenberg hatte in Wirklichkeit bereits 200000 Mann gesammelt, aber er wollte noch auf General Klenau warten. Moreau wurde ganz nervös von all dem Zögern und all der Vorsicht; er ließ ein paar scharfe Worte darüber fallen, daß man die Zeit benutzen solle. Der Fürst gab ihm eine überlegene Antwort.

Aber da fiel der Hofmann von ihm ab, und der alte Republikaner kam zum Vorschein; Moreau warf seinen Hut zur Erde und rief: Ja, wissen Sie was, mein Herr! jetzt wundre ich mich, weiß der Teufel nicht mehr, daß Sie nichts andres getan haben, als sich siebzehn Jahre schlagen lassen.

Bei der Nachricht von der Schwenkung des Feindes auf Dresden war Napoleon augenblicklich mit seiner Garde und den Armeekorps Macdonald und Ney umgekehrt, so daß Marschall Macdonald mit den Generälen Lauriston und Souham nun allein Blücher gegenüber stand.

In unglaublicher Schnelligkeit hatte der Kaiser

Stolpen erreicht. Er trug sich mit dem großen Plane, von hier aus ein Manöver über die Brücken bei Liliensstein und Königstein auszuführen. Aber Marschall St. Cyr fing in Dresden an ängstlich zu werden. Napoleon hatte den General Gourgaud zu ihm gesandt, um zu fragen, ob der Marschall die Stadt nicht noch zwei Tage halten könnte. Dieser kam am Abend des 25. August in voller Karriere zurück und alarmierte den Kaiser in dem Grade, daß er seinen Plan aufgab und seine Truppen im Eilmarsch nach Dresden sandte.

Gleichzeitig ließ er General Vandamme mit dem Ingenieur Haxo und vielen guten Offizieren den Zug nach Böhmen antreten, wo sie nach Napoleons Berechnung die Armeen der Verbündeten auf der Flucht empfangen und gefangen nehmen sollten, wenn er selbst sie geschlagen hätte. Aber es kam ganz anders mit Vandamme und seinem Heer.

Am Vormittag des 26. August ritt der Kaiser selbst zur großen Überraschung aller in Sachsens Hauptstadt ein; und es war die höchste Zeit, daß er kam. Denn am Nachmittage führte Schwarzenberg seine gesamten Streitkräfte zum Angriff auf die Stadt vor, und seine Truppen drangen allmählich bis zum Großen Garten vor, wo sie von einem Teile der kaiserlichen Garde empfangen wurden.

Napoleon hatte inzwischen seine Truppen in der Stadt versammelt; und plötzlich strömte die junge

Garde, geführt von den Marſchällen Mortier und Ney zu den beiden Toren hinaus, wie zwei reißende Ströme, die Öſterreicher, Preußen und Ruſſen weit zurückwerfend. Der Kampf war kurz aber heftig; fünf Generäle der Garde wurden verwundet.

Der König von Neapel mit der Gardekavallerie und Latour-Maubourgs Küraſſiere trieben den Feind in der Richtung auf Wilsdruff zurück; die Franzoſen eroberten alle ihre Stellungen wieder; die Verbündeten, die jetzt verſtanden, daß der Kaiſer ſelber in Dresden war, wichen auf allen Punkten zurück.

Am Abend begab ſich Napoleon, nachdem er alles zu einer großen Schlacht für den nächſten Tag vorbereitet hatte, zum König von Sachſen, wo er an der Tafel ſpeiſte und in einer für ihn geradezu glänzenden Laune war.

Im Lager der Verbündeten verbrachte man die Nacht unter gegenſeitigen Vorwürfen.

Am nächſten Tage, dem 27. Auguſt, lag dichter Nebel; es hatte die ganze Nacht geregnet und regnete tagsüber heftig weiter. Die Steinſchloßgewehre der Infanterie mit ihren offnen Pulverpfannen waren faſt nicht zu brauchen. Die große Schlacht wurde mit Artillerie und im übrigen mit Säbel und Bajonett ausgefochten. Um ſieben Uhr morgens begann die Kanonade und dauerte den ganzen Tag.

Murat und Marſchall Victor, der Herzog von Belluno, warfen ſich im Plauenſchen Grunde auf

den linken Flügel der Österreicher. General Mitzko wurde mit seiner Kavalleriedivision gefangen genommen. Das Zentrum der Verbündeten wurde nach und nach durchbrochen, und auf dem rechten Flügel, wo Napoleon mit den Russen kämpfte, wurde Wittgenstein nach hartnäckigem Widerstande zurückgeworfen.

Auf den Höhen von Räcknitz, wo die verbündeten Fürsten mit ihren Generalstäben und Leibgarden hielten, sammelten sich große Truppenmassen an, denen man nur mit der Artillerie beikommen konnte. Es blieb den Kanonen der Garde überlassen, den Feind von da zu vertreiben, und der Kaiser kommandierte selber die auffahrenden Batterien.

In jener Zeit waren die Abstände nicht größer — selbst die der Artillerie nicht — als daß man nicht von den französischen Batterien aus die glänzende Gruppe hätte sehen können, die rings die verbündeten Souveräne umgab, und plötzlich sah man, daß unter diesen Reitern eine seltsame Verwirrung und Unruhe entstand. Man vermutete, daß eine hochstehende Persönlichkeit oder jedenfalls ein höherer Offizier verwundet worden oder gefallen sei. Und als am Abend ein verirrter Hund in die französische Vorpostenlinie gelaufen kam, auf dessen Halsband „General Moreau" stand, dachte man sich, daß er es wohl sein möchte, der getroffen war.

So war es auch. Moreau saß zu Pferde, dicht

neben Kaiſer Alexander, als eine Kugel von den eben aufgefahrenen Batterien geflogen kam. Sie traf General Moreau, zerſchmetterte ihm den einen Oberſchenkel, ging durch das Pferd durch und zerriß ihm das andre Bein. Sie mußten beide amputiert werden, aber er überſtand die Operation nicht. Man erzählt, daß der alte Held eine Zigarre rauchte, während die Ärzte mit ihm beſchäftigt waren.

Am Abend und während der Nacht zog Schwarzenberg ſich auf der Straße nach Teplitz in der Richtung auf Böhmen zurück; alle andern Wege waren verſperrt. Er ließ unter Dresdens Mauern 30000 Tote und 12000 Gefangene zurück.

Aber Napoleon ritt in Dresden ein, nachdem er zwölf Stunden bei ſtrömendem Regen zu Pferde geſeſſen hatte. Er kam von Neuſtadt über die alte Brücke. Voran ritt im Schritt die durchnäßte Leibwache; dann kam er ſelbſt, nachläſſig im naſſen Sattel hängend, in ſeinem triefend-naſſen Schlachtenrock, den berühmten Hut ſo durchweicht, daß die großen, ſonſt emporgeſchlagenen Krempen ihm bis auf die Schultern herabhingen.

Aber die Soldaten jubelten, ganz Dresden jubelte; der ſächſiſche Hof empfing ihn mit beherrſchter Freude, als er nach ſeinem Bade und vollendeter Toilette, heiter als Sieger in den erleuchteten Sälen erſchien. Und der gute Friedrich Auguſt, der die ganzen Jahre zwiſchen Himmel und Erde geſchwebt hatte und nie

sicher wußte, ob er verraten oder verkauft wäre, fing an zu denken: er erreicht es auch diesmal.

Aber es konnte alles nichts helfen. Es war zuviel Zeit verloren worden, und die Hilfsmittel an Leuten, Pferden und Kriegsmaterial, die den verbündeten Fürsten zu Gebote standen, waren allzu überwältigend. In den Wochen, die der Schlacht bei Dresden folgten, ließ Napoleon seine Armeen unter Marschällen und Generälen weit mehr zerstreut und auf eigene Hand operieren, als es früher der Fall gewesen. Zwar verbanden seine großen Pläne alle ihre Manöver sicher in der genialsten Weise, aber ohne daß er möglichen Fehlschlägen Rechnung trug, oder besser: ohne die Gabe, die General Bonaparte in seiner Jugend besaß, Fehlschläge auszuschließen oder jedenfalls davon unabhängig zu sein, da er beständig für alles Rat wußte.

Seine Rechnung von Mai bis September sieht so aus:

Am 2. Mai gewann er die große Schlacht bei Lützen.

Am 20. und 21. Mai siegte er ebenfalls bei Bautzen und Wurschen.

Dann kamen der Waffenstillstand und der Kongreß in Prag.

Am 21. Juni verloren Marschall Jourdan und König Joseph die entscheidende Schlacht bei Vittoria, wodurch Spanien verloren ging.

Am 21. Auguſt ſagte Napoleon: Heute rückt der Herzog von Reggio in Berlin ein. Aber in Wirklichkeit war Oudinot noch weit von Berlin entfernt, teils durch Überſchwemmungen aufgehalten, teils bedrängt von Bernadotte, der ihn ſchließlich am 21. bei Großbeeren ſchlug.

Am 26. Auguſt verlor Macdonald die Schlacht an der Katzbach gegen Blücher.

Am 26. und 27. Auguſt gewann der Kaiſer die große Schlacht bei Dresden.

Am 30. Auguſt wurde Vandamme von General Oſtermann bei Kulm in Böhmen geſchlagen und ſelbſt mit ſiebentauſend Mann gefangen genommen.

Und endlich am 26. September verlor Ney die Schlacht bei Dennewitz gegen den ſchwediſchen Kronprinzen.

Alles das verlieh den verbündeten Fürſten Mut, wie es begreiflich war. Ganz Deutſchland wogte unter ihnen; eine Erhebung der geſamten deutſchen Nation kam den Generälen und Diplomaten ſehr gelegen; während Napoleons Bundesgenoſſen einer nach dem andern, teils notgedrungen, teils freiwillig abfielen.

Bayern erklärte den Krieg; der König von Württemberg ebenfalls; ihnen ſchloß ſich der Großherzog von Baden an. Allein der König von Sachſen blieb allen Drohungen und Anerbietungen gegenüber feſt und marſchierte mit Napoleon bis zur letzten Stadt in ſeinem Reiche.

Namentlich war der Abfall der Bayern gefährlich, da sie die französische Grenze nördlich von Mainz geschützt hatten.

Es blieb Napoleon nichts andres übrig, als Leipzig vor den Verbündeten zu erreichen, um nicht von seinen Verbindungslinien mit Frankreich abgeschnitten zu werden.

Er mußte also Dresden verlassen, das er angefangen hatte zu einem großen Waffenplatze zu machen, von wo aus er mit seiner unüberwindlichen Garde jedem seiner Armeekorps zu Hilfe eilen konnte. Aber während er selbst die Stadt verließ, ließ er zwei seiner besten Generäle, Marschall St. Cyr und General Mouton, den Grafen von Lobau, mit 30000 ausgezeichneten Soldaten zurück; er sollte sie niemals wiedersehen.

Er traf diese verhängnisvollen Dispositionen, weil er sich noch mit dem großen Plan der Vernichtung der Verbündeten trug. Aber diese waren jetzt so kühn geworden, daß sein Plan sehr bald unausführbar wurde, und die 30000 Mann in Dresden weggeworfen waren.

Und diese Truppen konnte er umsoweniger entbehren, als er jetzt auf den offenen Ebnen von Leipzig mit seinen 155000 Mann gegen einen 300000 Mann starken Gegner kämpfen sollte, dessen Kavallerie noch dazu doppelt so groß war, wie seine eigene.

Am 15. Oktober waren die Stellungen beider

Armeen rings um Leipzig derart, daß eine große Schlacht am nächsten Tage unvermeidlich war. Die Vorposten hatten sich einander auf Flintenschußweite genähert.

Am nächsten Morgen um neun Uhr wurden als Signal für die Verbündeten drei Kanonenschüsse abgefeuert, und im selben Augenblick rückten aus den Armeekorps von Wittgenstein und General Kleist drei starke Kolonnen, unterstützt von 200 Kanonen, vor.

An diesem ersten Schlachttage wurde noch auf der Linie Markkleeberg, Wachau, Liebertwolkwitz, weit außerhalb des damaligen Stadtbezirks, gekämpft. Die beiden letzten Dörfer wurden im Laufe des Vormittags häufig genommen und wieder verloren.

Marschall Victor verteidigte Wachau gegen General Kleist und Lauriston Liebertwolkwitz gegen General Gortschakow. Hier waren von französischer Kavallerie Latour-Maubourg, Sebastiani und Milhaud. Unterdessen versuchten die Österreicher unter Klenau, die Franzosen im Osten der Stadt zu umgehen. Man wußte nämlich, daß sich ein Heer von Norden her näherte, entweder Blücher oder Bernadotte.

Die Schlacht war vom frühen Morgen an so heftig, daß vor zwölf Uhr auf beiden Seiten zusammengenommen schon achtzehntausend Mann gefallen waren.

In diesem Augenblicke wurde Napoleon gemeldet, daß der Feind auch auf der Westseite seine Stellungen

umgehe, indem General Margaron von dem öſterreichiſchen General Gyulai angegriffen wurde. Im Norden von Leipzig war Blücher ganz richtig bereits angekommen; er hatte die Kanonen gehört. Marmont ſchlug ſich hier den ganzen Tag mit ihm, verſtärkt durch Ney, der ihm die Diviſionen Souham und Dombrowski zuführte.

Nach 12 Uhr beſchloß der Kaiſer, von der Verteidigung ſeiner Stellungen zu einem heftigen Angriff auf das Schwarzenbergſche Zentrum überzugehen.

Mortier rückte mit Lauriſton, Victor und Oudinot vor; zwiſchen ihnen fuhr Drouots Gardeartillerie auf; auch die Gardekavallerie unter Latour-Maubourg, Kellermann und Nanſouty war mit; ferner die Diviſionen Curial, Friant, Gerard; jetzt durfte man nicht mehr daran denken, Truppenteile zu ſchonen. Auf der äußerſten Linken fing Macdonald an, Klenau zurückzudrängen, und auch der Prinz von Württemberg konnte nicht ſtandhalten. Aber Rajewskis 10 000 Grenadiere blieben vor Drouots Kanonen unerſchütterlich wie die Mauern ſtehen und ließen ſich beſchießen. Hinter ihnen zog Schwarzenberg große Reſervemaſſen zuſammen, die er vorſchickte, bis der erſte Angriff ſtockte.

Um vier Uhr beſchloß Napoleon alles zu wagen, um die Schlacht zu einem vollſtändigen Siege für ihn zu geſtalten. Er nahm die ganze Kavallerie, die ihm zu Gebote ſtand, und warf ſie gegen das Dorf

Wachau. Zwölftauſend Reiter mit König Joachim an der Spitze ſprengten davon. Murat ſprengte die feindliche Kavallerie und die Reihen der ruſſiſchen Grenadiere auseinander, drängte das ganze Korps des Prinzen von Württemberg zurück und eroberte ſechsundzwanzig Kanonen.

Aber ehe die entſcheidende Wendung zum Siege eintrat, wurde General Pajol, ein Veteran aus der Zeit der Republik, von einer Granate, die unter ſeinem Pferde explodierte, in die Luft geſprengt; die Generäle Maiſon und Latour-Maubourg wurden verwundet und ſtürzten von den Pferden, und in der dadurch entſtehenden Verwirrung glückte es den Koſaken, Murat die 26 Kanonen wieder abzunehmen. Außerdem kamen große Heeresmaſſen von rechts her, wo der Prinz von Heſſen-Homburg verſucht hatte, Poniatowski und Augereau zu vertreiben. General Noſtizs öſterreichiſche Küraſſiere warfen Kellermann und Lefort zurück. Murat ſelbſt mußte vor dem Dorfe Güldengoſſa Halt machen. Er hatte die eroberten Kanonen wieder eingebüßt, und Latour-Maubourg verlor ein Bein; auch General Pajol war hart mitgenommen.

Der Zar hatte eingewilligt, alles vorrücken zu laſſen, einſchließlich der Koſaken und Huſaren.

Aber Napoleon, der jetzt ſah, daß auch ſein großer Reiterangriff den Kampf nicht entſchieden hatte, beſchloß einen dritten Verſuch zu machen und gab von

neuem den Befehl, die gesamte Kraft auf den einen Punkt: Wachau! zu richten.

Von rechts erhielten die Verbündeten beständig neue Verstärkungen. General Meerfeldt führte sie an. Der Kaiser schickte die alte Garde selber unter General Curial gegen ihn, und dieser ging mit seinen Leuten so ungestüm vor, daß es ihnen gelang, General Meerfeldt mit 2000 Mann gefangen zu nehmen – Sindings großes Panorama. Die Schlacht kam zum Stehen, ohne daß der Sieg sich einer der beiden Parteien zugeneigt hätte, und es fing an zu dunkeln.

Fürst Poniatowski hatte den ganzen Tag den Österreichern, die den Übergang über die Pleiße erzwingen wollten, Stand gehalten. Napoleon ernannte ihn zum Marschall von Frankreich.

Trotzdem es Abend geworden war, wollte der Kaiser noch einen Angriff auf das unglückliche Dorf Güldengossa richten. Mortier und Maison gingen in gewohnter Weise drauf. Aber Barclay de Tolly sandte die russische Garde dorthin, und es war und blieb unmöglich, die Russen aus dem Dorfe zu vertreiben, obgleich General Maison in der Dunkelheit dastand und wie ein Löwe brüllte. Er hatte viele Wunden erhalten, und drei Pferde waren ihm unterm Leibe erschossen worden. Am Morgen hatte Graf Maison zu seinen Soldaten gesagt: Heute ist Frankreichs letzter Tag. Heute Abend müssen wir alle die Augen geschlossen haben.

Und ſie hatten ſich nicht geſchont, weder er, noch ſeine Leute. Von ſeiner Diviſion waren kaum tauſend Mann übrig.

Aber im übrigen erging es dem braven General ganz anders, als er an jenem Morgen gedacht hatte. Denn General Graf Maiſon wurde nach dem Zuge nach Morea, im Jahre 1828, Marſchall von Frankreich, Geſandter unter Louis Philipp und lebte bis 1840.

Das war die Hauptſchlacht an dieſem Tage, bei Wachau, wo 50000 Mann fielen. Am ſelben Tage wurde auch im Weſten der Stadt gekämpft, wo General Margaron ſich Gyulai vom Leibe hielt und im Norden, wo Marmont einen ernſten Kampf mit Blücher zu beſtehen hatte.

Marmont und Compans waren die ganze Zeit mitten im Feuer. Der Marſchall erhielt mehrere Kugeln in die Uniform, eine Wunde in die Hand und eine in die Schulter.

Unglücklicherweiſe fiel eine Granate in Compans Pulverwagen, und in der Verwirrung, die die Exploſion hervorrief, glückte es dem Feinde, dieſe Batterie zu erobern und Marmont zum Rückzuge zu zwingen. Er hatte mit 24000 Mann gegen 60000 gekämpft und 10000 davon getötet.

Das war der erſte Tag der Schlacht bei Leipzig.

Am nächſten Tage, dem 17. Oktober, wurde nicht gekämpft. Sie hatten auf beiden Seiten genug

damit zu tun, ihre Armeen nach der großen Schlacht und den langen Märschen in dem unaufhörlichen Regenwetter wieder in Ordnung zu bringen. Napoleon ritt wie gewöhnlich auf das Schlachtfeld hinaus; es war eins der entsetzlichsten. Um ihn her herrschte dumpfe Verzweiflung. Keiner konnte es sich länger verhehlen, daß es mit dem Kaiser und seiner Macht zu Ende ginge und in kurzer Zeit alles aus sein würde.

Der Kaiser sprach von einem Rückzug über Lindenau, in der Richtung nach Lützen; aber er konnte sich nicht dazu verstehen, die gestrige Schlacht für eine Niederlage zu erklären, was sie im Grunde auch nicht war. Aber Napoleons Heer war derartig umringt, daß es schwerlich Verstärkung erhalten konnte, während jeder Kampf seine Kräfte schwächte. Die Verbündeten standen dagegen so, daß ihrem äußeren Ring unablässig neue Verstärkungen zuströmten.

Es war außerdem hart für ihn, alle Eroberungen Frankreichs in diesen Gegenden zu verlassen und aufzugeben und die neuen Grenzlinien, die er seinem Kaiserreiche gezogen hatte, zusammenfallen zu lassen, während er noch vortreffliche Garnisonen in Dresden, Torgau, Wittenberg, Magdeburg, Glogau, Küstrin, Stettin, Danzig und Hamburg hatte, zusammen 170000 Mann. Außerdem erwartete man jeden Tag General Reynier mit 30000 Mann, freilich Sachsen.

Den ganzen Tag verbrachte der Kaiser unter Zweifeln und traf keine ernsthaften Vorbereitungen für den Rückzug. Er übersandte Poniatowski den Marschallstab und ließ den gefangenen General Meerfeldt zu sich ins Zelt rufen.

Der Kaiser unterhielt sich mit dem General und gab ihm seinen Degen und die Freiheit zurück. Dieser Mann war seinerzeit vor dem Frieden zu Campo Formio im Jahre 1797 mit unter den österreichischen Unterhändlern gewesen, damals als der junge General Bonaparte dem Grafen Cobenzl einen solchen Todesschrecken mit dem Teeservice einjagte.

Jetzt erhielt er die Vollmacht, als Sendbote Napoleons zu den verbündeten Fürsten zu gehen. Graf Meerfeldt sollte sagen, daß der Kaiser jetzt willig wäre, größere Opfer für den Frieden zu bringen, als vor zwei Monaten; aber Napoleon dachte wohl zunächst nur an einen Waffenstillstand, um aus der augenblicklichen Klemme herauszukommen.

Es kam natürlich nie eine Antwort auf dieses Anerbieten.

Endlich, als der Abend schon weit vorgeschritten war, fing Napoleon an, einige Vorbereitungen für den Rückzug zu treffen; aber es sollte eine imponierende Retraite sein, die aussehen sollte wie ein Manöver.

Die Verbündeten hatten sich am 17. ruhig verhalten, teils um auszuruhen, teils weil sie die Gene-

räle Colloredo und Bennigſen von Oſten und Bernadotte von Norden her, erwarteten. Der letztere mußte von Blücher und dem engliſchen Geſandten vorwärts getrieben werden und war ſo vorſichtig und ängſtlich, daß die Verbündeten ebenſo ſehr an ſeinem Mute wie an ſeiner Zuverläſſigkeit zweifelten.

Im Laufe des Tages trafen die Öſterreicher unter Colloredo und die Ruſſen unter Bennigſen ein und bezogen ihre Stellungen, dann kam Bernadotte. Von den Türmen Leipzigs konnten die Leute die Verſtärkungen ſehen, die unabläſſig herbeiſtrömten und Schwarzenbergs Linien vervollſtändigten. Am Abend war der ganze Horizont rings um die Stadt von einem zuſammenhängenden Ring von Lagerfeuern eingenommen.

Graf Rochechouart, ein franzöſiſcher Emigrant in ruſſiſchen Dienſten, ritt mit einem Befehl vom Kaiſer Alexander zu Bernadotte, der bei Paunsdorf ſtand. Er fand den Kronprinzen von Schweden auf einem großen weißen Pferde ſitzend, angetan mit einem Sammetmantel voller violetter und goldner Schnüre, einem Hut mit weißen Federn und darüber noch einen hohen Federbuſch in den ſchwediſchen Farben; in der Hand einen mit violettem Sammet überzogenen Marſchallſtab mit einer goldenen Königskrone an jedem Ende.

Am Schluſſe der Schlacht rief Bernadotte: Noch ein paar Granaten dieſen Franzoſen, die ich ſo über alles liebe.

Aber gerade in den Tagen, wo der schwedische Kronprinz bei Leipzig auf die französischen Soldaten schoß, brach die Empörung über Bernadotte in ganz Frankreich los. Der Moniteur enthielt jeden Tag Adressen aus den Provinzen und den großen Städten: Laßt uns diesen undankbaren Franzosen, diesen Landesverräter verleugnen, usw.

Am 18. Oktober fing Napoleon schon früh um zwei Uhr an, seine Truppen in einem engern Kreise um Leipzig herum aufzustellen; sein Plan war, die Armee allmählich und unter beständigem Kampfe sich nach der hohen Chaussee bei Lindenau zurückziehen zu lassen und von da auf der Straße nach Lützen nach Westen abzumarschieren.

Der Ingenieur-Oberst Montfort wandte sich an Berthier und wollte Ordre haben, mehrere Brücken über die kleinen Flüsse und Wasserläufe in der Umgegend der Stadt zu schlagen. Aber Berthier war immer noch völlig stumpf; er wollte dem Kaiser nicht von diesen Kleinigkeiten sprechen.

Der Kampf am 18. ging hauptsächlich um das Dorf Probstheida, südöstlich der Stadt, wo sich Napoleon persönlich bei Marschall Victors Korps aufhielt.

Aber gleichzeitig wurde den ganzen Tag über bei Dölitz gekämpft, wo die Marschälle Poniatowski und Augereau dem Prinzen von Hessen-Homburg, der verwundet und durch General Bianchi ersetzt wurde,

Widerstand leisteten. Ferner kämpfte Marmont heute wie gestern im Norden der Stadt gegen Blücher und Bernadotte; und endlich waren im Westen wieder die Österreicher unter Gyulai bemüht, Bertrand zu stören, der den Befehl hatte, den Abmarsch vorzubereiten und mit dem Wegschaffen der großen Transport-Trains und der schwersten Wagen zu beginnen.

Rings um Probstheida war der Kampf den ganzen Tag ungewöhnlich heftig. Um zwei fand ein Hauptangriff auf das Dorf, das die Franzosen zweimal hatten räumen müssen, statt. Aber der Kaiser hielt diese Stellung für so wichtig, daß er persönlich noch einen letzten Angriff leitete, der die Preußen vertrieb.

In diesem Kampfe fielen die Generäle Vial und Rochambeau. Vial war einer der Großen. Er bekam das Kommando, als Kleber bei Alexandria verwundet wurde, kurz nach der Landung in Ägypten; und Rochambeau war es, der die Expedition auf Haiti übernahm, nachdem Leclerc gestorben war.

Im Laufe des Nachmittags ging Schwarzenberg zu einem heftigen Artilleriefeuer über, wobei es nur seine Absicht war, an diesem Tage die französische Armee bis an Leipzig heran und in die Stadt hinein zu treiben. Dieses glückte ihm auch. Die eine Stellung nach der andern mußte allmählich aufgegeben werden, und die Franzosen wurden mehr und mehr in die Vorstädte Leipzigs hineingedrängt.

Inzwiſchen kämpften Ney, Marmont, Souham und Reynier, der jetzt auch mit ſeinen Sachſen hinzugekommen war, ebenſo hart auf der Nordoſtſeite der Stadt, bei Paunsdorf, gegen Blücher und Bernadotte und gegen die Ruſſen, die jetzt auch von Oſten her vorrückten.

Hier geſchah es, daß eine Abteilung der ſächſiſchen Kavallerie, die gegen die Ruſſen vorgeſchickt wurde, anſtatt anzugreifen, abſchwenkte, Kehrt machte und ſich in die ruſſiſche Schlachtordnung hineinſtellte.

Aber dies war nur der Anfang des Überlaufens. Denn in dem Augenblick, als der Feind bei Paunsdorf erſchien, ging der übrige Teil der ſächſiſchen Truppen mit vierzig Kanonen und die württembergiſche Kavallerie unter General Normann zu den Ruſſen über, und alle Anſtrengungen von ſeiten ihres Chefs, ſie zurückzuhalten, waren fruchtlos. Der Chef war der bayriſche General von Zeſchau; er verblieb als ein Mann von Ehre bei den Franzoſen mit fünf- bis ſechshundert ſeiner Landsleute.

Aber nicht genug damit, daß dieſe Truppen mitten in der Schlacht deſertierten, ſondern ſobald ſie in einiger Entfernung waren, wandten ſie ihre Kanonen und ſchoſſen mitten in die Diviſion Durutte hinein, die ausdrücklich daſtand, um die Sachſen zu ſchützen und ihnen als Reſerve zu dienen.

Hier fiel General Delmas, wieder einer von dem alten Stamm.

Es wurde mit 200 Kanonen geſchoſſen, ſo lange man ſehen konnte, und erſt die Nacht machte dem verzweifelten Blutbad ein Ende.

Die Franzoſen verſtanden, daß jetzt vollzogen werden ſollte, was in Rußland angefangen hatte, und mit trotzigem Heldenmut kämpften ſie tapferer als je.

Und die Verbündeten hatten ihrerſeits genug zu rächen, Öſterreicher wie Ruſſen hatten für viele Jahre Abrechnung zu halten.

Aber am größten waren die Begeiſterung und der Kampfesmut bei den Deutſchen, dem jungen Deutſchland, das ſich erhoben hatte und zu der großen Völkerſchlacht herbeigeeilt war, um die Freiheit für das große deutſche Vaterland zu gewinnen und den Tyrannen endlich zu zerſchmettern.

Die franzöſiſche Armee mußte den Rückzug antreten, ſchon aus dem Grunde, weil Pulver und Kugeln nur noch für zwei Stunden reichten. Und die nächſten Arſenale waren in Erfurt und Magdeburg. In den letzten fünf Tagen waren auf franzöſiſcher Seite 250 000 Kanonenſchüſſe abgefeuert worden, was für die Kanonen jener Zeit gewiß eine ungeheure Zahl iſt. Während der ganzen Nacht paſſierten Trains und Wagen die Lindenauer Brücke; die Kavallerie, die Garde und ein Teil der Infanterie folgten.

Die Fortſetzung des Marſches wurde vor allem

durch die vielen Waſſerläufe, über die es nicht genug Brücken gab, erſchwert.

Beim erſten Morgengrauen begann ein fürchterliches Gedränge in Leipzigs Straßen, das mit zunehmendem Tage immer ſchlimmer wurde. Am ärgſten war es in der Nähe der großen Brücke über die Elſter vor der Frankfurter hohen Chauſſee nach Lindenau, die in ihrer ganzen Länge mit den Dämmen beinahe eine halbe Meile lang war.

Hätte der Kaiſer dem ſo nahe liegenden Rate nachgegeben: die Vorſtädte einzuäſchern und ſeinen Rückzug Schritt für Schritt zu verteidigen, indem er alles hinter ſich zerſtörte, ſo hätte die ganze Armee reichlich Zeit gehabt, über die Brücke zu entkommen. Aber er wollte Leipzig aus Rückſicht auf den alten König nicht zerſtören.

Er nahm herzlichen Abſchied von ſeinem einzigen treuen Bundesgenoſſen, dem einzigen unter den Fürſten, zu dem er eine gewiſſe Zuneigung gefaßt hatte.

In ihrer Freude über den Rückzug, den ſie kaum erwartet hatten, drangen die Verbündeten mit Ungeſtüm in die Vorſtädte von Leipzig ein, aber die Tore der alten Stadt wurden hartnäckig von Marmont, Reynier, Ney, Poniatowski und Lauriſton verteidigt. Und wenn ſie noch ein paar Stunden ſtand gehalten hätten — und es war alle Ausſicht vorhanden, daß ſie es konnten — ſo wäre trotz allem

die ganze Armee über die Brücke bei Lindenau und auf der Straße nach Lützen entkommen.

Aber jetzt trat eins jener unglücklichen Ereigniſſe ein, die dem Kaiſer in ſeinen guten Tagen niemals zugeſtoßen waren, geſchweige denn dem General Bonaparte, an denen aber der ruſſiſche und ſächſiſche Feldzug ſo reich waren.

Die Elſterbrücke war unterminiert und zum Sprengen fertig; der Kaiſer hatte ſelbſt die Ausführung dieſer Arbeit überwacht. Und er hatte den Befehl hinterlaſſen, daß die Mine erſt im letzten Augenblicke, wenn die Armee hinüber und der Feind ganz in der Nähe wäre, angezündet werden ſollte. Damit ritt er mit ſeinem Stabe hinüber.

Unterdeſſen nahm das Gedränge in ſchrecklicher Weiſe zu. Die Situation war nicht leicht zu überſchauen. Es waren ja noch eine Anzahl fremder Truppen unter den Franzoſen, trotz des Überlaufes der letzten Tage; ein Gewimmel von Uniformen paſſierte in größter Unordnung unter den verſchiedenſten Kommandorufen die Brücke; und immer näher erſchollen die Kanonen und die Gewehrſalven.

An der Brücke hätte ein Ingenieur-General mit ſeinem Stabe ſtehen müſſen. So war es nur ein höherer Offizier, der das Kommando bei den Minen führte, und er muß die Beſinnung verloren haben.

Er bekam nämlich die Idee, sagt man, über die Brücke zu gehen, um nähere Ordre vom Kaiser zu begehren.

Es ging natürlich, wie der Mann hätte berechnen können: als er erst in das reißende Gedränge auf der Brücke hineingeraten war, konnte ihn keine Macht der Welt wieder auf seinen Platz bei den Minen zurückbringen. Und dort stand jetzt nur ein unglücklicher Unteroffizier mit der brennenden Lunte in der Hand.

Daß die arme Schildwache ohne bestimmten Befehl und ohne einen Vorgesetzten, der den richtigen Zeitpunkt hätte abpassen können, die Mine zu zeitig anzündete, kann keinen wundern.

Bei dem fürchterlichen Knall, der den Kanonendonner und allen andern Lärm übertönte, erwachte Napoleon, der eingeschlafen war, während er Befehle für Macdonald diktierte. Murat und Augereau stürzten herein und meldeten, daß die große Brücke über die Elster in die Luft gesprengt worden sei.

Dadurch wurden 20000 Mann von ihm und von Frankreich abgeschnitten und der furchtbarsten Verzweiflung preisgegeben. Es wurde fast wie an der Beresina. Viele wollten lieber sterben als sich ergeben. Sie stürzten sich in den Fluß; aber nur wenig wirklich gute Schwimmer und Offiziere auf vortrefflichen Pferden kamen hinüber.

Marschall Poniatowski hörte wie die andern die starke Explosion und verstand sogleich, worum es sich

handelte. Er gab also den unnützen Kampf auf und stürzte sich zu Pferde zugleich mit ein paar anderen Offizieren in den Fluß. Aber erschöpft durch mehrere Wunden und die unerhörten Anstrengungen, vermochte er nicht, das Tier das andere Ufer hinauf zu treiben. Das Pferd fiel hintenüber, und der Fürst ertrank. Der tapfre Pole durfte sich seines Marschallstabes, den er so wohlverdient, aber nur drei Tage geführt hatte, nicht lange freuen.

Auch General Dumoussier ertrank. Aber der kräftige, lange Schotte Macdonald riß seine Marschallsuniform und alle seine Kleider herunter, sprang ins Wasser und schwamm über die Elster, kroch am anderen Ufer hinauf und lief querfeldein. Er war so glücklich, einige Soldaten von seinem eignen Korps zu treffen, und sofort übernahm er das Kommando, splitternackt, wie er war. Er sollte den Rückzug decken.

Auf Leipzigs Ebnen ließ Kaiser Napoleon die Blüte der französischen Jugend und den Kern seiner alten unüberwindlichen Armee. Siebzehn Generäle wurden gefangen genommen, darunter Graf Lauriston. Hier verlor er auch das Vertrauen seiner Offiziere und seinen ganzen Einfluß in Europa.

Aber noch saß er jeden Tag im Sattel und kämpfte von Leipzig bis Erfurt gegen eine vierfache Übermacht, die ihn verfolgte. Und der Feind sah

ihn immer nur als den Furchtbaren, dem es gefährlich war nahe zu kommen.

Am 22. Oktober war er in Oppenheim endlich wieder unter lauter Franzosen, von seinen unzuverlässigen Hilfstruppen war ihm kein Mann geblieben. Aber gerade hier in Oppenheim fing die Unzuverlässigkeit unter seinen eignen an.

Murat, der in den drei Tagen bei Leipzig wieder der alte, glänzende Murat gewesen war, hatte hier bei Nacht ein heimliches Gespräch mit dem österreichischen Grafen de Meer, der sich ins Lager geschlichen hatte. Der Graf garantierte Murat im Namen Österreichs und Englands dafür, daß er die Krone von Neapel behalten würde, wenn er Napoleon verließe.

Zwei Tage später schieden der Kaiser und Murat und sahen einander nie wieder.

Nur auf ein ernstes Hindernis stieß die Armee auf dem Marsche nach Mainz. Der bayrische General Wrede, der so lange unter Napoleon gedient hatte, stellte sich nämlich den Franzosen in einer starken Stellung bei Hanau entgegen, und zwar mit so bedeutenden Streitkräften, daß der Kaiser vollkommen verloren schien. Aber die erbitterte Garde schlug sich durch und bahnte der Armee den Weg. General Wrede wurde schwer verwundet.

So kamen sie endlich, am 31. Oktober, nach Mainz. Es war das letzte Mal nach so vielen, daß

der Kaiser mit seinen Truppen entweder auf dem Ausmarsch oder auf der Heimreise nach Paris in dieser Stadt verweilte.

In Mainz hielt sich der Kaiser sechs Tage auf, reorganisierte in dieser Zeit die Armee so gut es sich machen ließ, und stellte die Truppen auf, die den Rhein und die Grenzen Frankreichs, so wie die Republik sie festgelegt hatte, verteidigen sollten.

Macdonald sollte den Rhein bei Köln, Marmont bei Mainz, Victor bei Straßburg verteidigen. Der Herzog von Valmy, der alte Marschall Kellermann, wurde nach Metz gesandt, um die Rekruten einzuüben.

Der Rest der Armee erhielt seine Stellung innerhalb dieser Grenzen.

Am 9. November war der Kaiser wieder in St. Cloud.

Diese Heimkehr war viel schlimmer als die aus Rußland im Jahre vorher. Und diesmal war die Zeit noch kürzer; seine Feinde waren nicht weit weg. Napoleon arbeitete wie nie zuvor; er war Tag und Nacht auf den Beinen.

Aber jetzt war das Ziel der verbündeten Fürsten Paris. Man führte noch zum Schein eine Art von Unterhandlungen, um Napoleon zu täuschen. Aber darin herrschte unter ihnen vollständige Übereinstimmung: mit ihm wollte man nichts mehr zu tun haben; er sollte nun vertilgt werden.

Feldmarschall Schwarzenberg und nach ihm General Bubna sollten von der Schweiz her einrücken. Blücher sollte den Marsch abwarten und dann bei Mannheim über den Rhein gehen. Bernadotte sollte in Holland einrücken.

Hinter dieser Linie ist jetzt nichts mehr von Napoleon übrig. Nur Rapp verteidigt noch Danzig und Davoust Hamburg.

Am 11. November kapitulierte Marschall St. Cyr mit den 30000 Mann, die Napoleon in Dresden zurückgelassen hatte, unter der Bedingung freien Abzugs. Man hat den Marschall deswegen heftig getadelt.

Aber Schwarzenberg weigerte sich gegen alles Recht und Herkommen diese Kapitulation anzuerkennen und führte das ganze Korps als elende Kriegsgefangene nach Österreich.

Am 21. November mußte sich Stettin nach achtmonatiger Belagerung ergeben.

Am 24. November rückte General Bülow in Amsterdam ein und proklamierte das Haus Oranien.

Am 2. Dezember fiel Utrecht; am 4. waren die Schweden in Lübeck, und schließlich war Frankreich alles wieder abgenommen, und es hatte keine einzige verbündete Macht mehr. Denn auch das treue Dänemark war gezwungen worden, einen Frieden mit Rußland zu unterzeichnen.

Davoust allein saß trotzig in Hamburg und hielt die Tore geschlossen.

IX.

Alle Kriegskundigen sind sich immer darüber einig gewesen, daß sich Napoleon nie größer als Feldherr gezeigt habe, als in den Kämpfen, die sich jetzt in den drei Monaten des Jahres 1814 zwischen Paris und der Ostgrenze abspielten.

Daß er fortfuhr, seine letzten Truppen einer gänzlich hoffnungslosen Übermacht, aller gesunden Vernunft zum Trotz, entgegenzustellen, gibt Zeugnis für das unbeugsame Selbstvertrauen des alleinstehenden Mannes.

Aber daß die anderen, nach allem, was geschehen war, ihm anhingen und ihre äußersten Kräfte als tapfre Krieger und ehrenhafte Männer anspannten, das geschah, weil ihr ganzes Leben und Denken von diesem Einen erfüllt war. Denn es gab kaum einen unter ihnen, der nicht verstand, daß jeder in Kampf und Widerstand verbrachte Tag ein Verlust für Frank-

reich und ein gewissenloses Spiel mit Menschenleben war. Aber der eine Mann hielt sie alle in seiner Hand, so daß sie kämpften und kämpften, Tag für Tag, ohne Hoffnung, aber trotzdem so tapfer in Hingabe an ihren Führer, daß die Verbündeten mehrmals in arge Bedrängnis gerieten.

Am 23. Januar unterschrieb der Kaiser ein Dokument, das die Regentschaft der Kaiserin übertrug. Den Schutz der Hauptstadt vertraute er seinem Bruder König Joseph an. Nachdem er Marie Louise und den kleinen König von Rom zum letzten Male umarmt hatte, begab er sich nach seinem Hauptquartier, das sich bei Chalons sur Marne befand.

Schlag auf Schlag folgten jetzt die Schlachten; fast immer waren es Siege, dort, wo der Kaiser selbst zugegen war; aber es kamen auch Fehlschläge vor, und das eine war nicht viel besser als das andre, denn alles schwächte und verringerte die Widerstandskraft seiner zusammengeschmolzenen Armee.

Unterdessen hielten die Verbündeten Kongreß in Châtillon, und Napoleons Gesandter, der Herzog von Vicenza, tat sein bestes, um einen erträglichen Frieden herbeizuführen. Aber Napoleon war durch das Unglück nicht klüger geworden, so daß er nach einer glücklichen Schlacht seine Forderungen so hoch schraubte, daß man ihn nur auslachte; und als es ihm in einigen Treffen schlecht gegangen, wollte er

nur den Kampf fortſetzen; es war ihm unmöglich, ſich für beſiegt zu halten.

Zunächſt wurde am 29. Januar bei Brienne, am 2. Februar bei La Rothiere, am 10. bei Champaubert gekämpft.

Am 17. Februar hatte Napoleon Marſchall Victor, dem Herzog von Belluno, befohlen, das Dorf Montereau in der Nähe von Fontainebleau zu beſetzen. Aber der Marſchall hatte die Ordre des Kaiſers nicht mit gewohnter Präziſion ausgeführt, und als er am 18. Februar ankam, war der rechte Augenblick verpaßt, und die Württemberger hatten ſich in der Stellung feſtgeſetzt.

Napoleon war außer ſich. Er entzog dem Marſchall das Kommando und gab es an Girard und ſchwor, daß er Victor von der Armee wegſchicken würde. Aber der Marſchall, der eben in der Schlacht ſeinen Schwiegerſohn verloren hatte, antwortete mit Tränen in den Augen, die Armee verließe er nicht; eher würde er ein Gewehr nehmen und ſich als Soldat in die Reihen ſtellen.

Sofort war des Kaiſers Zorn verraucht. Er gab dem Herzog das Kommando über einen Teil der Garde und lud ihn zur Tafel ein.

Auch der ausgezeichnete General Gouyot, der Vandammes Niederlage bei Kulm mit erlebt hatte, erhielt einen Rüffel vom Kaiſer, weil ſeine Leute zwei Kanonen verloren hatten. Napoleon warf im Zorn

ſeinen Hut zur Erde und befahl General Excelmans das Kommando zu übernehmen. Aber kurze Zeit ſpäter, als der Kampf um Montereau ſich zu einer großen Schlacht entwickelte, gab er General Gouyot das Kommando über die vier Schwadronen, die ſeine Leibwache bildeten.

Hier bei Montereau war es, wo Napoleon, mitten im heftigſten Geſchützfeuer, zu den Artilleriſten, die ihn baten ſich zu entfernen, ſagte: Seid ganz ruhig; die Kugel, die mich treffen ſoll, iſt noch nicht gegoſſen.

Die Württemberger erlitten endlich eine entſcheidende Niederlage, wie ſie verdienten. Bei der mißglückten Sprengung einer Brücke wurde General Chateau, Victors Schwiegerſohn, tödlich verwundet, und General Pajol hatte wieder ein Mißgeſchick, indem er unter ſein Pferd geriet.

Am ſelben Tage, den 18. Februar, vertrieben Macdonald und Oudinot die Generäle Wrede und Wittgenſtein mit ſo unerwarteter Schnelligkeit, daß ſich die franzöſiſchen Marſchälle an die für jene gedeckte Tafel ſetzen konnten, auf der die warmen Speiſen dampften, während der Tiſch im Lorbeerſchmuck prangte.

Dieſer Sieg bei Montereau ſtärkte den Mut Napoleons in dem Grade, daß er, als Adjutant Rumigny zum vierten Male mit Depeſchen vom Kongreß in Châtillon kam, ihm nur zurief, er möge mit den ehrloſen Angeboten zu den Bourbonen gehen.

Die verbündeten Fürsten waren nach der Schlacht bei Montereau auch einen Augenblick in vollem Rückzuge begriffen, und Paris empfing noch einmal eine Sendung eroberter Fahnen. Aber das Netz zog sich wieder zusammen; es war besonders Blücher, der alte Wärwolf, der die Österreicher und Russen mit sich fortriß und unerbittlich die Rache für Jena und Auerstädt vollzog.

Die Stadt Soissons, die in dem Rückzugsgefecht einen Punkt von allergrößter Wichtigkeit bildete, wurde von einem französischen General namens Moreau schmachvoll übergeben. Marschall Augereau, der immer ein fauler Bruder gewesen war, ließ Napoleons Sache jetzt vollständig im Stich und lag mit seinem Armeekorps in völliger Untätigkeit in Lyon.

Selbst Napoleons treuer Freund Savary, der Herzog von Rovigo, verlor den Mut. Nur Talleyrand hatte seinen Verrat fix und fertig und wartete mit Gemütsruhe auf das, was kommen mußte.

Am 5. März entspann sich ein heftiger Kampf bei Craonne. Ney und Victor mit der Infanterie, Grouchy und Nansouty mit der Kavallerie, alle mehr oder weniger verwundet, und General Belliard, der nach Murat den Oberbefehl über die Reiterei erhalten hatte, vertrieben den Feind aus der Stadt Craonne, unterstützt durch Drouots Kanonen. Aber es war ein trauriger Sieg. Alle rings um Napoleon fühlten, daß es zu Ende ging; und Krieger wie

Staatsmänner richteten ihre Blicke auf Châtillon, wo, wie sie begriffen, das Geschick Frankreichs und damit das ihrige entschieden wurde.

Aber unter den Verbündeten herrschte das fieberhafte Verlangen, Paris zu erreichen. Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm und Zar Alexander, in deren Hauptstädten Napoleon so manches Mal residiert hatte, wollten ihre Rache genießen; und viele wollten Paris wiedersehen, wo sie selbst ein paar Jugendtage in aller Sündhaftigkeit an dem vornehmsten Hofe Europas verbracht hatten.

Aber noch immer schwankte das Kriegsglück. Eine plötzliche Panik konnte alle erfassen, wenn der Fürchterliche mit einem Male über sie kam, und der Zar sagte, die Hälfte seines Haares sei in einer einzigen Nacht weiß geworden.

Am 20. März, in der Schlacht bei Arcis, zwang der Kaiser sein Pferd, über eine Granate, die eben niedergefallen war, hinwegzusetzen. Excelmans wollte ihm zurufen, aber Sebastiani hielt ihn zurück: Sehn Sie nicht, daß er es mit Absicht tut? Er will ein Ende machen.

Aber, als die durch die Explosion emporgeschleuderten Erd- und Steinmassen sich gesenkt hatten, saß der Kaiser unversehrt auf seinem Pferde.

Nach einem meisterlichen Rückzug aus Arcis glaubte der Kaiser nicht, daß die Verbündeten es wagen würden, an ihm vorbei gegen Paris zu ziehen.

Aber diesmal faßten sie sich ein Herz und marschierten hinter Marmont und Mortier her, die bei Fère-Champenoise von einer ungeheuren Übermacht angegriffen wurden.

Die Generäle Pacthod und Amey hatten bei ihren Divisionen eine unverhältnismäßig große Menge Transportwagen, die sie beschützen sollten. Dieser lange Wagenzug ließ die verbündeten Generäle die Stärke des Gegners weit überschätzen und ängstlich, wie sie immer waren, meinten sie, der Angriff müßte mit voller Kraft erfolgen. Daher setzte sich die ganze vereinigte Kavallerie auf einmal zur Attacke in Bewegung und zwar so plötzlich, daß die Fürsten mit ihren Generalstäben keine Zeit mehr hatten, auszuweichen, sondern ihre Pferde in Galopp setzen und dem Angriff folgen mußten, um nicht über den Haufen geritten zu werden.

Im Laufe von zwei Minuten waren Kaiser Alexander und der König von Preußen mitten drin in den französischen Kolonnen, auf allen Seiten umgeben von der Masse der 16000 Reiter: Russen, Preußen und Österreicher, Kürassiere, Dragoner, Ulanen, Husaren und Kosaken.

Wohl nie in meinem Leben, sagt Graf Rochechouart, werde ich wieder ein solches Durcheinander zu sehen bekommen; ich wäre kaum im stande zu erzählen, was in dem furchtbaren Getümmel vorging; und in einem Augenblicke war das Ganze vorbei.

Die kleine französische Schar, die bei Fère-Champenoise zerschmettert wurde, bestand zum großen Teile aus jungen französischen Rekruten, die noch ihre Blusen und Bauernkleidung anhatten. Gefangen wurden die Generäle Pacthod, Amey, Jamin und Thevenot.

Am 28. März erfuhr der Kaiser in St. Didier, daß die Verbündeten vor Paris ständen; er warf sich aufs Pferd und sprengte in vollem Galopp davon. Noch hatte er den Glauben, er würde Paris verteidigen können – jedenfalls dachte er keinen Augenblick daran, sich zu ergeben oder den Mut zu verlieren.

Die Überreste der französischen Armeen zogen sich auf Paris zurück, während die Verbündeten ihnen dicht auf den Fersen waren. Sie schlugen sich in mancher guten Schlacht und hielten sich den Feind wacker vom Leibe, bis sie am 29. März dicht unter dem Montmartre und den äußeren Wällen standen. Die letzte Schlacht ging um Paris, wo die Marschälle Mortier und Marmont am 29. und 30. März mit unerschütterlichem Mute den letzten, hoffnungslosen Kampf kämpften.

Sie hatten mit den zufälligen Verstärkungen, die sie in Paris bekamen, 30000 Mann; denn weder König Joseph noch der Kriegsminister Clarke hatten etwas zur Verteidigung der Stadt getan, obgleich sie reichlich Zeit und Gelegenheit dazu gehabt hätten. Der

Minister hatte sich sogar geweigert, 20000 neue Gewehre, die im Arsenal lagen, auszuliefern; er war schon bereit umzuschwenken.

Um 12 Uhr am 29. März, als man von den Höhen bei Montmartre schon die fremden Truppen sah, sandte König Joseph den Marschällen den Befehl, Paris zu übergeben. Marmont, der den Befehl bekam, steckte ihn in die Tasche.

Es hatte eine Beratung in den Tuilerien stattgefunden. Die Großwürdenträger des Reiches, die Minister, König Joseph und die Kaiserin Marie Louise — alle waren einig, daß die Regentin mit dem kleinen Thronerben Paris verlassen müsse.

Nur Talleyrand vertrat bis zum Äußersten die Meinung, daß die Kaiserin in der Hauptstadt bleiben und die Regentschaft ausüben sollte, zu der ihr der Kaiser selbst die Vollmacht erteilt hatte. Denn seine Rechnung mit den Verbündeten und mit den Bourbonen war schon längst in Ordnung, und es wäre ein Triumph mehr für ihn gewesen, wenn er jetzt gleich dem Kaiser Franz seine Tochter und den jungen Adler hätte überliefern können. Aber die andern, die sich nicht so gut vorgesehen hatten, begleiteten die Kaiserin nach Blois.

Talleyrand dagegen ging und packte ein, und nahm sich am Nachmittag soviel Zeit, daß die Wache ihm, als er endlich am Abend mit seinen Reisewagen an die Barriere kam, untersagte, die Stadt zu ver-

lassen; er wurde in eine Art Haft in sein großes Palais geführt.

So wurden Talleyrands Salons zum Mittelpunkt für den Teil von Paris, der sich noch aufrecht hielt. Der Zar schlug seine Residenz im Hotel Talleyrand auf; und mitten im Netz saß die alte Spinne wieder und hielt alle Fäden ihres feinen, starken Gewebes fest.

Marmont hatte Mortier nichts von dem Befehl König Josephs, den er in der Tasche trug, gesagt; aber er schloß einen Waffenstillstand ab, dem auch Mortier beitrat. Und nach einer heldenmütigen Verteidigung zogen sich die Marschälle außen um die Stadt nach Fontainebleau zurück und ließen dem Feinde Paris offen.

Compans, Arrhigi, Ricard, Christiany, Curial und Lagrange waren die letzten Generäle, deren Divisionen sich gegen das ganze bewaffnete Europa schlugen.

Der Kaiser hatte den General Dejean vorausgeschickt, um seine Ankunft in Paris zu melden. Er hatte selbst an diesem Tage mit seiner Garde fünfzehn französische Meilen zurückgelegt und kam nach Troyes. Am Morgen des 3. März saß er wieder zu Pferde, und um 10 Uhr abends war er ganz in der Nähe der Stadt. Er stand gerade auf der Straße, um die letzten Pferde vor Fontainebleau zu wechseln, als General Belliard ihm meldete, daß Paris kapitu-

liert habe, und er selbst eben im Begriff sei, die Kavallerie von der Hauptstadt wegzuführen.

Der Kaiser hatte ihm schweigend zugehört.

Wohlan, sagte er; wir müssen nach Paris.

Aber Sire! es sind keine Truppen in Paris.

Das macht nichts. Ich finde die Nationalgarde vor; meine Armee sammelt sich morgen; folgen Sie mir mit Ihrer ganzen Kavallerie!

Ew. Majestät, antwortete Belliard, werden nur erreichen, gefangen genommen zu werden und zuzusehen, wenn die Hauptstadt geplündert wird; sie ist von 130000 Mann umgeben. Ich habe selbst, um herausgelassen zu werden, mich mit meinen Leuten dazu verpflichten müssen, nicht wieder zurückzukehren.

Sechs Stunden zu spät und alles verloren! — sagte der Kaiser. Er ging hinein und setzte sich auf einen Stuhl in dem kleinen Posthaus an der Straße, und da fiel er endlich in einen tiefen Schlaf. —

Während des Einrückens der Verbündeten in Frankreich hatte der schwedische Kronprinz das Armeekorps, das am weitesten nördlich marschierte, geführt. Die Fürsten hatten nicht viel Vertrauen zu ihm, und sie hielten ihn gern in einiger Entfernung; er fühlte selbst immer, wie äußerst schwach seine Stellung war. Während er durch Norddeutschland nach Westen rückte, bemächtigte er sich nach und

nach aller der Besitztümer, die von Napoleon seinen ehemaligen Waffenbrüdern geschenkt waren. Aber er war noch so unsicher und so daran gewöhnt, sich alle Wege offen zu halten, daß er weiter nach allen Seiten hin Intrigen spann, bereit, alles, was es auch sei, zu verraten, um seine Königswürde zu sichern.

Als er in Flandern, das von seinem alten Waffenbruder General Maison verteidigt wurde, einrücken sollte, erbot er sich schriftlich, die unter ihm stehenden Preußen zu entwaffnen, und dann mit seinen schwedischen Truppen zu den Franzosen überzugehen, wenn man ihm eine schriftliche Erklärung des Kaisers Napoleon verschaffen könnte, die Bernadotte die Königswürde in Schweden oder in einem andern Reiche garantierte.

Napoleon willigte ein, aber unter der Bedingung, daß König Joseph diese Erklärung unterschriebe; doch damit zerschlugen sich die Unterhandlungen.

Napoleon hatte jedoch Bernadottes Brief an General Maison aufbewahrt und spielte ihn später Kaiser Alexander in die Hände. Davon soll die Mißstimmung gegen den Kronprinzen und späteren König von Schweden herrühren, die sich immer in einer auffallenden Kälte seitens der andern Höfe Europas gegen das Haus Bernadotte offenbarte. — Es gab allerdings auch sonst Gründe genug.

Sogar mit dem ehrenwerten Carnot versuchte Bernadotte Verhandlungen anzuknüpfen. Aber Car-

not, der damals Antwerpen verteidigte, ließ dem Zwiſchenträger ſagen: Ich war ein Freund des franzöſiſchen Generals Bernadotte. Aber ich bin ein Feind des fremden Fürſten, der gegen ſein Vaterland die Waffen führt.

Aber das Schlimmſte von allem iſt vielleicht die Proklamation, die der Kronprinz von Schweden über die franzöſiſche Grenze ſchickte, als die verbündeten Heere ſich näherten, und worin im Namen eines franzöſiſchen Helden, der vormals für Frankreichs Ehre gekämpft hatte, damit gedroht wird, daß die ganze franzöſiſche Bevölkerung der Rache der Koſaken preisgegeben würde, wenn man etwa Widerſtand leiſtete.

Am 1. April dachte Napoleon nur daran gegen Paris zu marſchieren. Er ritt von Fontainebleau nach Eſſonne und inſpizierte Marmonts Korps, das hier in Quartier lag, ausgezeichnete und völlig kampfbereite Truppen. Hier ſprach der Kaiſer zum letzten Male mit Marmont.

Am 2. April muſterte er ſeine eigne Garde in dem großen Hof vor dem Schloß von Fontainebleau — ſo kalt und ruhig wie immer. Der Herzog von Vicenza kam mit ſchlechten Nachrichten aus Paris; doch der Kaiſer fuhr noch fort, von einer neuen Schlacht zu reden. In Wirklichkeit hatte er noch, wenn er alle Heeresabteilungen, die ihm treu ge-

blieben waren, sammelte: Soult und Suchet in Spanien, General Grenier in Italien, alle Festungen in Frankreich und Italien, – das waren jedenfalls genügend Kräfte für einen furchtbaren Bürgerkrieg, der wohl damit hätte enden können, ihn wieder auf den Thron zu bringen.

Er versammelte seine Garde um sich und ließ sie schwören, daß der Feind aus Paris verjagt werden sollte; im Laufe der Nacht unternahm man sogar einen kleinen Marsch gegen die Hauptstadt.

Aber der 3. April war der Tag des Abfalles.

Die Truppen, die bei Yvonne unter den Marschällen Oudinot und Macdonald standen, erklärten gerade heraus, daß sie sich gegebenen Falles weigern würden, gegen Paris zu ziehen.

Macdonald erbot sich, dem Kaiser diese Nachricht zu bringen; er ritt nach Fontainebleau.

Inzwischen hatten die höchsten Offiziere in der Umgebung Napoleons eine Beratung gehalten; und den Fürsten von der Moskwa an der Spitze, gingen sie in die Zimmer des Kaisers und verlangten von ihm, daß er abdanken solle.

Und gleichzeitig ging an anderer Stelle Marmonts unglücklicher Verrat vor sich.

Am nächsten Morgen hatten seine mutlosen Männer sich wieder um Napoleon in seinen Zimmern versammelt, – es waren Berthier, Caulaincourt, Moncey, Maret, Lefebvre und Ney. Der Kaiser versuchte

mehrere Male einen Verzicht auf den Thron aufzusetzen; aber währenddessen kam Marschall Macdonald mit seiner Nachricht.

Der Kaiser wandte sich jetzt dem Kreise seiner Generäle zu und fragte sie, ob sie sich seinem Sohn anschließen wollten. Darauf antworteten sie alle ja! Macdonald mit besonderem Eifer.

Er wählte dann Caulaincourt, Ney und Marmont, seine Abdankung zu überbringen und für ihn mit den verbündeten Fürsten in Paris zu unterhandeln. Aber einige Zeit darauf vertauschte er Marmont mit Macdonald, ohne daß er in diesem Augenblick von Marmonts Abfall etwas wissen konnte.

Die erste Abdankung des Kaisers Napoleon lautete so: Da die verbündeten Mächte in ihren Proklamationen ausgesprochen haben, daß Kaiser Napoleon das einzige Hindernis für die Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, erklärt Kaiser Napoleon — treu dem Eid, den er geleistet hat — sich hierdurch bereit, den Thron, Frankreich, ja sogar das Leben für das Wohl des Vaterlandes aufzugeben, ohne daß jedoch hierdurch die Rechte seines Sohnes, die Regentschaft der Kaiserin oder die Gesetze des Kaisertums angetastet werden.

Mit diesem Dokument wurden der Herzog von Vicenza und die beiden Marschälle abgesandt. Aber noch im letzten Augenblicke sagte Napoleon halb abseits zu Macdonald: Kommen Sie, wir wollen sie

morgen angreifen, wir werden sie schlagen! – Aber der Marschall tat, als ob er es nicht hörte.

Marmont war im Jahre 1774 geboren und starb erst 1852; er hat am längsten von allen Marschällen Napoleons gelebt. Schon seit Toulon hatte er General Bonaparte begleitet. In Italien, Malta, Ägypten, bei dem Übergang über die Alpen im Jahre 1799, überall hatte er sich ausgezeichnet, bei Marengo, in Dalmatien, wo er Ragusa eroberte, woher sein Herzogstitel stammte. Er kam am Tage vor der Schlacht bei Wagram an und schlug später die Österreicher auf eigene Faust bei Znaim. Dann wurde er Marschall und Gouverneur in Illyrien, und Napoleon ehrte und belohnte ihn vor allen andern. Wenn von Günstlingen um Napoleon die Rede sein könnte, so müßten es wohl am ehesten Junot und Marmont sein.

Aber während sich Junots Bevorzugung im wesentlichen darin äußerte, daß Napoleon immer – oder jedenfalls sehr lange – mit ihm Nachsicht übte, so bestand das Verhältnis des Kaisers zu Marmont darin, daß er die große kriegerische Begabung des jüngeren Offiziers anerkannte und sich darüber freute. Marmont entwickelte sich mehr als sonst einer der andern unter des Kaisers eigenen Augen und unter seiner Leitung. Darum kann man auch eine gewisse Zärtlichkeit Napoleons für Marmont nicht verkennen.

Freilich verhinderte dies Napoleon nicht, gegen Marmont im Dienſt ebenſo hart und kalt zu ſein, wie gegen jeden andern. Als zum Beiſpiel Marmont ſich zum erſtenmal nach der Schlacht von Salamanca in den Tuilerien zeigte, bleich und abgezehrt, mit dem zerquetſchten Arm in der Binde, ſagte der Kaiſer nur im Vorbeigehen: Den Arm müſſen Sie abnehmen laſſen, Marſchall!

Aber immer und überall behielt er Marmont im Auge, der das auch fühlte. Schon nach der Schlacht von Montebello ließ Bonaparte durch ſeinen Bruder Joſeph Marmont das Anerbieten machen, ſich mit Pauline zu verheiraten; ſie wurde, als die Familie zu ſteigen anfing, immer angeboten, wenn einer geehrt werden ſollte; aber es hat den Anſchein, als ob mehrere ſich bedankt hätten. Das tat jedenfalls Marmont. Doch als Bonaparte einmal weit entfernt war, verheiratete er ſich in Paris mit einer ſehr reichen Dame, Mademoiſelle Peregeaux.

Er war im Anfang ſehr verliebt, aber ſeine Frau war unvernünftig und ſehr verzogen; die langen Trennungen, die für ſo viele Ehen jener Zeit verhängnisvoll wurden, ließen ſie untreu werden; und ſchließlich fügte ſie ihm ſoviel Böſes zu, wie ſie nur konnte.

Als Marmont im Jahre 1810 nach Portugal gehen ſollte, um Maſſena abzulöſen, ſagte der Kaiſer zu ihm: Wenn die ſpaniſche Halbinſel erobert iſt,

wird sie in fünf Reiche geteilt werden; jedes mit einem Vizekönig an der Spitze. Sie sollen einen Hof halten und alle königlichen Ehren genießen. Eins dieser Königreiche ist für Sie bestimmt; verdienen Sie es, indem Sie hingehen und es erobern!

Als im Jahre 1813 Napoleon von den fremden Offizieren, die im sächsischen Feldzug mit ihren Truppen mitten in der Schlacht zum Feind übergegangen waren, redete, kam er auf den Unterschied zwischen einem gewissenhaften Pflichtmenschen und einem Mann von Ehre zu sprechen, und dabei wandte er sich an Marmont und sagte:

Wenn zum Beispiel der Feind Frankreich erobert hätte und auf den Höhen bei Montmartre stünde, und Sie, vielleicht mit Recht, glaubten, daß das Wohl des Landes es erforderte, daß Sie mich verließen, so könnten Sie, wenn Sie es täten, ein guter Franzose, ein tapferer Mann und ein gewissenhafter Pflichtmensch sein, aber nicht ein Mann von Ehre.

Marschall Marmont, der dies selbst in seinen Memoiren erzählt, fügt ganz kaltblütig hinzu: An diese Worte mußte ich später bei Essonne denken.

Er hatte als einer der besten in dem ganzen sächsischen Feldzug gekämpft – bei Lützen, Bautzen, Wurschen, Dresden und Leipzig – und jetzt zum Schluß hatte er zusammen mit Mortier Paris wie ein Held verteidigt, – dann war auf einmal alles anders geworden. Auf unerklärliche Weise wurde dieser

Mann einer von denen, die am undankbarsten gegen Napoleon waren.

Während sein Korps von Montmartre um die Stadt herum nach Essonne, das auf dem Wege nach Fontainebleau lag, marschierte, ritt Marmont nach Paris in sein Palais. Blutig und beschmutzt, wie er nach einer Reihe von Schlachttagen war, konnte er es wohl nötig haben, sich waschen und barbieren zu lassen und sich ein wenig auszuruhen und zu erholen. Aber er wurde gleich von Abgesandten Talleyrands aufgesucht, der es sich eifrig angelegen sein ließ, überall zum Abfall von Kaiser Napoleon aufzufordern, und für ihn wäre ein General wie Marmont, der ein ganzes Armeekorps in nächster Nähe von Paris befehligte, eine große Errungenschaft gewesen, die er den Verbündeten hätte bieten können.

Zum Agenten bei Marmont hatte Talleyrand Bourienne, den früheren Privatsekretär des Kaisers, gewählt, der ein intimer Freund des Herzogs von Ragusa war. Aber Marmont wies jedes Ansinnen mit den Worten zurück, daß er an der Seite seines Kaisers sterben wolle. Und in dieser Stimmung verließ er Paris und kam zu seinem Korps nach Essonne.

Aber am nächsten Tage, am 3. April, sandte die Abfallspartei Boten über Boten zu Marmont, und schließlich begann er wirklich zu wanken und trat in

Unterhandlung mit Fürſt Schwarzenbergs Agenten. Es wurde verabredet, daß ſein Korps durch die Linien der Verbündeten wegmarſchieren ſollte.

Als nun Caulaincourt und die beiden Marſchälle auf ihrem Weg nach Paris mit Napoleons Abdankung Eſſonne paſſierten, geſtand Marmont dieſen drei alten Kameraden ſeinen Verrat ein und ſchien äußerſt verzweifelt zu ſein. Am Morgen früh — es war am 4. April — hatte er ſeine Generäle zuſammenberufen und ſie beinahe alle geneigt gefunden, in den Abfall einzuwilligen.

Aber jetzt, als er den drei Abgeſandten des Kaiſers gegenüberſtand, ſchämte er ſich und bat darum, ſich ihnen bis Paris anſchließen zu dürfen; er verbarg ſich tief drinnen im Wagen. Seinen Offizieren hinterließ er den Beſcheid, daß ſie nichts vornehmen dürften, ehe ſie einen näheren Befehl von ihm bekämen.

Inzwiſchen ſandte Napoleon, der keine Ahnung hiervon hatte, einen reitenden Boten nach Eſſonne, um Marmont zu bitten, nach Fontainebleau zu kommen, er wolle mit ihm reden. Dies faßten Marmonts Generäle als ein Zeichen auf, daß ſie verraten wären; ſie gerieten in Angſt und, ohne einen weiteren Befehl abzuwarten, marſchierten ſie in der Nacht weg, und gingen durch die Linien der Verbündeten, die ſich ihnen öffneten, wie verabredet worden war. General Souham führte ſie; er war nie ein Freund

Napoleons geweſen; aber der tapfere Compans und ſeine ausgezeichnete Diviſion waren auch mit.

Oberſt Fabrier ritt in aller Eile nach Paris, um Marmont zu holen, und dieſer verſprach in einer Stunde zu kommen; aber ſchon vor dieſer Zeit kam ein Offizier aus Eſſonne und meldete, daß jetzt auch der ganze übrige Teil von Marmonts Armeekorps im Wegmarſch begriffen ſei. Nur die Polen hatten dem Kaiſer die Treue bewahrt; ſie waren unter General Ordener nach Verſailles geritten, um ſich den Regimentern anzuſchließen, die noch bei Rambouillet verſammelt und noch nicht zum Feind übergegangen waren.

Aber jetzt war Marmont wieder bis zu dem Grade in die Gewalt der Verführer geraten, daß er ſogar in vollem Galopp nach Verſailles ritt, wo er ſeine Leute geradezu zwang, General Ordener im Stich zu laſſen und von der Partei des Kaiſers abzufallen, um zu den Verbündeten überzugehen.

Marmonts Abfall iſt nicht durch den Undank, der hier zum Vorſchein kommt, ſo erwähnenswert, — Undank iſt überhaupt nicht ſelten —; aber er zeigt, wie unſicher ſich im Grunde die fühlten, die Napoleon während ſeines abenteuerlichen Aufſteigens begleiteten. Sobald die Geſellſchaft in die alten Formen und Falten, mit den richtigen alten Namen auf den alten Plätzen, zurückzufallen ſchien, zerrann das Leben der letzten zwanzig Jahre wie ein Traumbild,

und wie Kinder, die plötzlich geweckt werden, griffen sie nach der bekannten Hand, die sich ihnen entgegenstreckte.

Inzwischen wurden die drei Abgesandten bei dem König von Preußen vorgelassen, der grob war, und bei dem Zaren Alexander, der hohl und glänzend war. Aber während man noch an der Abdankung herumschnüffelte, kam ein Bote mit der Meldung, daß Marmonts ganzes Korps abgefallen sei.

Als diese Meldung dem Zaren halblaut vorgetragen wurde, wiederholte dieser, der ziemlich taub war: totus corpus! – wobei der ganze Audienzsaal sofort verstand, daß von Marmonts Korps die Rede war; man muß ein schönes Latein in der Umgebung des Zaren gesprochen haben.

Die drei Unterhändler bekamen dann die Abdikation mit dem Bescheid zurück, daß der Verzicht auf den Thron nur angenommen werden könnte, wenn sie auch Napoleons Nachkommen und Familie mit einbegriffe.

Napoleon sträubte sich zwei Tage lang, hielt sich in seinen Zimmern auf und redete abwechselnd davon, wie er sich auf Elba einrichten wollte, und wie er die Verbündeten noch kurz und klein schlagen und Paris befreien würde.

Aber endlich am 5. April leistete er für sich und seine Nachkommen vollständig Verzicht auf die Throne von Frankreich und Italien. Der in Übereinstim-

mung hiermit errichtete Traktat wurde von den Verbündeten in Paris am 11. aufgesetzt und am Tage darauf Napoleon von Caulaincourt, Schuwaloff und Macdonald überbracht. Aber Napoleon wollte an dem Tage nicht unterschreiben.

Die Gesellschaft rings um Napoleon in Fontainebleau fing schon an sich zu lichten. Denn während die Soldaten, wenn sie sich selbst überlassen wurden, treu zu dem angebeteten Anführer hielten, fingen die Offiziere an, sich umzusehen, wie sie sich selbst und ihre Sachen wohl retten könnten, wenn das Wrack sänke; und die, welche die meisten Siebensachen hatten, hatten die größte Angst.

Marschall Berthier, Fürst von Wagram und Prinz von Neuchâtel, mit Reichtümern beladen, mit Ehre, Glanz und Auszeichnungen aller Art überhäuft — und alles aus der einen Hand — kam in das Zimmer des Kaisers und bat um Urlaub zu einer kleinen Tour nach Paris. Er bekam ihn, verbeugte sich und ging.

Aber als die Tür sich hinter ihm schloß, sagte der Kaiser ruhig und kalt: Der kommt nicht wieder.

Napoleon hatte richtig gesehen: Berthier fuhr nach Paris, um sich zu unterwerfen und der provisorischen Regierung seine Dienste anzubieten.

Am 12. April sah Napoleon so aus, daß alle in seiner Umgebung Angst um ihn hatten. Der Kabinettskammerherr Turenne entfernte die Ladung aus seinen Pistolen, die im Schlafzimmer lagen.

In der Nacht weckte der Kaiſer ſeinen Kammerdiener und ließ ihn im Kamin Feuer machen. Er hörte den Kaiſer Briefe ſchreiben und ſie wieder zerreißen. Schließlich holte Napoleon aus einem verborgenen Raum in ſeinem Toilettenetui einen kleinen, ſchwarzen Beutel hervor, leerte ihn in ein Glas Waſſer aus und ging zu Bett.

Man weiß nicht ſicher, ob er auch ein ſtarkes Gift nahm, das er in Rußland — ich glaube in einem Petſchaft — bei ſich trug; jedenfalls war ſowohl dieſes wie der Beutel am nächſten Morgen leer.

Aber er konnte nicht ſterben; ſein Körper war zu kräftig oder das Gift zu alt. Er weckte ſeinen ägyptiſchen Diener Iwan, der kam und ihm half. Hinterher ging Iwan in den Stall, ſattelte ein Pferd, ritt fort und kam nie wieder zurück.

Am folgenden Tag ſtand der Kaiſer um 11 Uhr auf und ließ Marſchall Macdonald zu ſich rufen. Die ſoliden Eigenſchaften und den redlichen Charakter dieſes Mannes lernte Napoleon erſt in den traurigen Tagen des Unglücks wirklich ſchätzen.

Die Nacht hatte Napoleon ſtark mitgenommen. Sein Geſicht war leichenblaß und verzerrt, und die Augen lagen ihm tief im Kopfe. Aber er bezwang ſich, und unterſchrieb jetzt den Traktat mit ſeiner gewöhnlichen Handſchrift.

Darnach dankte er Macdonald in ſchönen, männlichen Worten und beklagte, ihn erſt jetzt wirklich

kennen gelernt zu haben. Zur Erinnerung ſchenkte er dem Marſchall Murad Beys prächtigen Türkenſäbel, den der General Bonaparte ſelbſt in der Schlacht bei Tabor getragen hatte.

Nach dem Traktat ſollten der Kaiſer, die Kaiſerin und die kaiſerliche Familie Rang und Titel behalten. Elba ſollte ein Reich für ſich bilden mit einer Einnahme von zwei Millionen – die eine Million für die Kaiſerin Marie Louiſe. Ferner bekam ſie Parma, Piacenza und Guaſtalla, die italieniſchen Herzogtümer, die Napoleons Schweſtern vorher gehabt hatten. Außerdem wurde eine Million für Joſephine feſtgeſetzt; auch wurden viele andere Beſtimmungen und Geldverfügungen für Napoleons Freunde und für die Armee getroffen; aber es iſt nur traurig hiervon zu leſen, da niemand das Geld bekam, das im Traktat verſprochen wurde.

Am 10. April wurde der Hof aufgelöſt, den Marie Louiſe in Blois gehalten hatte; ſie wurde mit ihrem Sohn nach Wien geſandt. Alle Bonapartes flüchteten ſich nach der Schweiz.

Endlich, am 20. April, ſollte Napoleon ſich von der Armee, von ſeiner Garde, verabſchieden. Sie ſtand in dem großen Schloßhof von Fontainebleau aufgeſtellt, er kam die Treppe hinunter und ging zögernd durch die Reihen. Da waren noch Geſichter von Arcole, Aboukir, Marengo, von Auſterlitz, Jena und Friedland, Somo-Sierra, Wagram und Moskau

— die glänzende Geſchichte ſeines ganzen Lebens war rings um Napoleon verſammelt.

Mit Mühe hielt er ſeine hübſche, kleine Abſchiedsrede:

Ich ſage Euch lebewohl, Soldaten!

Zwanzig Jahre haben wir zuſammengehalten, und ich bin ſtolz auf Euch. Immer habe ich Euch auf dem Pfade der Ehre geſehen. Europa hat ſich gegen mich gewandt, einige meiner Generäle ſind ihrer Pflicht und dem Vaterland untreu geworden; und Frankreich ſelbſt will eine neue Zukunft haben. Zuſammen mit Euch und mit den andern tapfern Männern, die mir treu geblieben ſind, hätte ich einen Bürgerkrieg führen können; aber Frankreich würde darunter leiden.

Seid Eurem neuen König treu, gehorcht Euren neuen Chefs; laßt das teure Vaterland nie Euren Arm entbehren. Beklagt nicht mein Schickſal! Ich werde glücklich ſein, wenn ich höre, daß Ihr es ſeid. Ich hätte den Tod wählen können; aber wenn ich das Leben gewählt habe, ſo geſchieht es, um Euren Ruhm zu vergrößern; ich will die großen Taten beſchreiben, die wir zuſammen ausgeführt haben.

Ich kann Euch nicht alle umarmen; aber ich will Euren General umarmen! Kommen Sie, General Pelet! daß ich Sie an meine Bruſt drücken kann. Und reichen Sie mir dann den Adler, daß ich ihn küſſen kann. Möge dieſer Kuß in der Zukunft

widerhallen! Lebt wohl, meine Kinder! meine guten Wünsche werden Euch überall folgen! Bewahrt mich in Eurer Erinnerung.

Es war nicht zu verwundern, daß sie weinten – diese abgehärteten Soldaten und er selbst, der Mann von Marmor, – als sie da standen, um Abschied zu nehmen, in dem alten Schloßhof, in dem so manches Mal ihre heitere Musik und ihr: vive l'empereur erklungen war.

Auf der Reise nach Süden durch Frankreich war einige Male Gefahr vorhanden, daß sich die aufgeregte Bevölkerung an dem gefallenen Kaiser vergriff. Aber am 3. Mai kam der Kaiser auf einer englischen Fregatte in Porto Ferrajo auf der Insel Elba an. Sein Gefolge bestand aus den Generälen Bertrand, Drouot und Cambronne, sowie aus 400 Mann der Garde. Später kamen seine Mutter und Pauline zu ihm. Seine treue Geliebte, Gräfin Walewska, war auch auf Elba. Ebenso seine Dienerschaft, mit Ausnahme des Kammerdieners Constant, der viele Jahre bei Napoleon gewesen war – er kam durch ein beklagenswertes Mißverständnis nicht mit.

Constant hat selbst die Geschichte so erzählt: An einem der letzten Tage in Fontainebleau gab der Kaiser ihm eine Anweisung auf 100 000 Franks mit dem Rat, sie in Gold zu erheben und zu verstecken. Constant tat dies auch und vergrub das Gold in seinem Garten, in dem Glauben, daß dieses Geld ein Abschiedsgeschenk des

Kaiſers für ihn wäre, und bei der leichten Hand, mit der das Geld im allgemeinen ringsum Napoleon behandelt wurde, war das kein ſo unwahrſcheinlicher Gedanke.

Als Conſtant darum am letzten Tage dem General Bertrand Rechenſchaft ablegte und das Geld des Kaiſers, das ſich unter ſeiner Obhut befand, ablieferte, erwähnte er die 100000 Franks nicht. Aber Napoleon ſagte zu Bertrand, daß in Conſtants Abrechnung 100000 Franks fehlten, und daß er ſich nicht erinnern könnte, Conſtant dieſe Summe geſchenkt zu haben.

Gekränkt, daß der Kaiſer ihn Bertrand gegenüber in ein zweideutiges Licht geſtellt hatte, grub Conſtant das Geld wieder aus und lieferte es ab; aber er bat auch in ſeiner Aufregung General Bertrand, dem Kaiſer zu ſagen, daß er ſeinen Dienſt verließe und nicht mit nach Elba ginge.

Es iſt ſchwer zu ſagen, was in dieſen Tagen in Napoleon vorging. Es ſieht ihm nicht ähnlich, ungerecht oder rückſichtslos gegen ſeine Diener zu ſein; ſie liebten ihn alle und blieben alle bei ihm. Später machte der Kaiſer einige Annäherungsverſuche, aber Conſtant blieb unerbittlich.

X.

Es lag gleichsam in der Luft, daß Napoleons Fall mit der Wiedereinsetzung des legitimen Königsgeschlechtes gleichbedeutend war; darum ruhte über dem Einzug der Verbündeten in Paris, obgleich sie Feinde und Eroberer waren, trotzdem ein festlicher Schimmer. Es gab ja trotz Revolution und Napoleon doch noch viel Königstreue in dem großen Volke, darum erschienen Damen und junge Frauen mit Blumen, und man machte den fremden Fürsten sehr den Hof, besonders vergötterte man den Zaren in gewissen Kreisen von Paris.

Er ließ sich auch anbeten, während seine wilden Horden, allen den fremden Soldaten voran, Paris und Nordfrankreich brandschatzten. Inzwischen galt es auch für die fremden Fürsten, wieder in ihre Länder zurückzukommen und überall wieder Ordnung zu schaffen. Einige von ihnen dachten mit Schrecken daran, was sie an Gesängen und Reden und gefähr-

licher Begeiſterung in den ſogenannten Freiheitskriegen hatten ertragen müſſen; es war Zeit, dies alles wieder niederzuſchlagen. Und außerdem mußten Europas Grenzpfähle wieder an ihre alten Plätze kommen, ſie lagen ja alle bunt durcheinander nach dieſem ſchrecklichen Menſchen. Der große Kongreß in Wien wurde auf den 20. Juni feſtgeſetzt.

Sobald jede Gefahr vorbei war, kamen auch die Bourbonen mit ihren verhungerten Scharen von Emigranten herangezogen, den dicken König Ludwig XVIII. an der Spitze. Es wurden mit einem Schlage ganz andere Zeiten. Die Tuilerien füllten ſich mit neuen Geſichtern, alten Familiengeſichtern, die ſeit zwanzig, dreißig Jahren nicht hier geweſen waren.

An Stelle der raſchen Offiziere, deren Waffen und Gehenke durch die Zimmer klirrten, ſah man jetzt vorſichtige Perücken in uralten Hoftrachten; oder junge Laffen, die in der Verbannung nicht das Geringſte zu tun gehabt hatten. Und an Stelle des Kaiſers, der mit feſten, kleinen Schritten in den ſtrammen Seidenſtrümpfen und Schuhen oder in glänzenden Reiterſtiefeln mit einem leiſen Sporengeklirr durch die Zimmer ſchritt, kam jetzt der fette Bourbon in ſeinen ungeheuern Podagrapantoffeln von violettem Sammet gewatſchelt.

Wenn wir die Haltung verſtehen wollen, die im Jahre 1814 die Männer einnahmen, die rings um

Napoleon geſtanden hatten, ſo müſſen wir, die wir wiſſen, was hinterher kam, die hundert Tage vergeſſen und uns vorſtellen, daß die erſte Rückkehr der Bourbonen der definitive Schluß der Geſchichte Napoleons war.

Unter dieſer Vorausſetzung kam es unzähligen Offizieren in der Armee ganz natürlich vor, in ihrer Stellung zu verbleiben und dem neuen Staatsoberhaupt den Eid zu leiſten. Man ſtand wie vorher in Frankreichs Dienſten und war bereit, gegen ſeine Feinde unter den Generälen zu kämpfen, die die Regierung einem gab.

Die Marſchälle Macdonald, Oudinot und Lefebvre konnten ſo ohne Schande ihre Kommandos unter dem franzöſiſchen König behalten; ebenſo gingen Victor, St. Cyr und Kellermann, die Generäle Maiſon, Lauriſton und eine große Anzahl Offiziere auf dieſe Weiſe zu den Bourbonen über, während Napoleon auf Elba war.

Aber es gab auch ſolche, die in einem ſo nahen perſönlichen Verhältnis zu Kaiſer Napoleon geſtanden hatten, daß es ihnen unmöglich war, unter einem andern Fürſten zu dienen. Unter dieſen waren der Vizekönig Eugen, Napoleons Verwandte Arrhigi und Sebaſtiani, die Generäle Mouton, Savary, Cambronne, Grouchy und viele andere.

Die Bourbonen waren bereit, die großen Namen aufzunehmen, beſonders Napoleons unſichere Freunde.

Sie bedurften ihrer aus vielen Gründen. Aber so eifrig sie waren, wenn es galt, sich einen Namen zu sichern, der in Europa Klang hatte, so unbarmherzig waren sie gegen die armen Unterbefehlshaber und gegen die gemeinen Soldaten.

Denn überall, wo es ihnen, ohne etwas aufs Spiel zu setzen, möglich war, alles das zu verletzen und zurückzusetzen, was Frankreich jetzt zwanzig Jahre lang geliebt hatte, und worauf es stolz gewesen war, da trieben sie ihr Wesen mit der kleinlichen Bosheit, die diesem Geschlechte eigen war. Das Heer wurde mit alten Generälen überschwemmt, die von nichts Bescheid wußten, und die nichts wissen wollten von der neuen Organisation des Heeres, von seinem Ruhm und seinen Traditionen. Die jungen Adligen waren im Ausland in hochmütiger Verachtung Napoleons, seiner Heere und alles dessen, was von ihm kam, aufgewachsen.

Zum Kriegsminister erwählte man sogleich den Mann, der den schlechtesten Ruf in der Armee genoß: General Dupont, der bei Baylén kapituliert hatte. Eine Unzahl von Unterbefehlshabern wurde entfernt, um Lakaien und nichtsnutzigem Volke Platz zu machen; drei Tausend Veteranen aus den Kriegen der Republik und des Kaisertums wurden aus dem Invalidenhotel, wo sie Zuflucht gefunden hatten, vertrieben und mußten in den Dörfern als bettelnde Krüppel herumwandern, während ihr Platz von alten

Königsdienern aus der Vendee eingenommen wurde, die ſich ſolange als möglich der Revolution und Napoleon widerſetzt hatten.

Eine ungeheure Wut wuchs ganz in der Stille im Volke im Lauf weniger Monate heran, und ohne daß die verblendeten Bourbonen und ihre Männer es ahnten, herrſchte faſt überall in Frankreich eine Stimmung, die um ſo gefährlicher war, als er, der das Volk vor kurzem zu unerhörter Macht und ungeheurem Glanze geführt hatte, noch lebte und ihnen ganz nahe war.

Über dies alles wußte der Kaiſer gut Beſcheid. Er kannte ſein Land ſo genau, daß er in den Zeitungen, die er bekam, zwiſchen den Zeilen leſen konnte, wie völlig verkehrt König Ludwig die Sache angriff; und wie nicht nur die Armee, ſondern das ganze Volk, ſowie es nach der Revolution war, über dieſe törichte und harte Behandlung entſetzt und empört war.

Allerdings kamen im Grunde nicht viele Menſchen zu ihm nach Elba, dazu paßten die Engländer zu gut auf. Aber König Joachim hatte wieder eine ſeiner Schwenkungen gemacht und ſich Napoleon genähert. Er hatte von Italien aus die beſte Gelegenheit, mit der Inſel Elba zu korreſpondieren, und als er im Anfang des Jahres 1815 melden konnte, daß der Wiener Kongreß ſich vorbereite, Talleyrands Rat zu folgen und ihn nach St. Helena zu ſchicken, da war der Entſchluß des Kaiſers gefaßt.

Ganz im Geheimen verſchaffte man ſich ein wenig Munition von Neapel, einige Waffen von Algier und einige kleine Schiffe von Genua. Und plötzlich auf ein verabredetes Zeichen gingen ſeine Leute in Porto Ferrajo am 26. Februar 1815 um acht Uhr abends an Bord. Es waren im ganzen etwa 1000 Mann; die 400 Grenadiere gingen mit dem Kaiſer an Bord einer kleinen Brigg, die mit 26 Kanonen verſehen war. Die anderen verteilten ſich auf den kleinen Schiffen.

Um die Aufmerkſamkeit abzulenken, gab der Kaiſer am ſelben Abend ein Feſt, bei dem ſeine Mutter und Schweſter die Honneurs machten; er ſelbſt ſchlich ſich in der Dunkelheit an Bord und ſegelte mit ſechs anderen kleinen Fahrzeugen nach Frankreich ab.

Das Glück, das ihm immer auf dem Mittelmeer folgte, war diesmal ebenſo wunderbar wie früher. Er kam am 1. März mit ſeiner Flotille in einen franzöſiſchen Hafen, ohne von den Engländern entdeckt worden zu ſein. Das einzige, was auf der Überfahrt geſchah, war, daß er von einer franzöſiſchen Fregatte angerufen und gefragt wurde, wie es dem Kaiſer auf Elba gehe. Napoleon rief ſelbſt die Antwort zurück, daß es dem Kaiſer ſehr gut gehe. Sonſt wurde während der ganzen Reiſe gearbeitet, diktiert und Proklamationen geſchrieben.

Der Mann, der von der Inſel Elba kam, ſagt ein moderner Verfaſſer, war nicht mehr der General

Bonaparte, der bei der Rückkehr von Ägypten an Land sprang. Der kleine Offizier aus dem Jahre 1799 – mager und unwiderstehlich sicher in seinem Willen, war ein fetter Staatschef geworden – unentschlossen und sinnlich. Alles hängt von dem körperlichen Organismus ab. Es sind die mageren Leute, die ihre Sache durchführen, und denen die Zukunft gehört; während die, die fett werden, mit Unentschlossenheit zu kämpfen haben, oder richtiger: ihre Eigenschaften verändern sich und bilden sich um.

Bei den dicken Menschen bleiben allerdings die ursprünglichen Eigenschaften die herrschenden, die geistreichen fahren fort geistreich zu sein; der Mann der Tat behält die Gabe, zu lenken und zu befehlen. Aber bei beiden Arten Menschen verändern sich die herrschenden Anlagen: der Geistreiche wird grobkörnig und zynisch, und die Energie wird ausgeprägt persönlich und egoistisch.

Bei Napoleon kamen noch andere Gründe hinzu, die Niedergang und Veränderung herbeiführten. Er war an das skandalöseste Entgegenkommen von seiten all der Frauen, die in seine Nähe kamen, gewöhnt. Die unvorsichtige Pauline schrieb Briefe von Elba, die aufgefangen und von andern gelesen wurden. An zwei Obersten, die zu ihren Intimen gehörten, schrieb sie – an den einen, daß er nicht kommen sollte, weil Napoleon so eifersüchtig wäre; und an den andern, daß er so schnell als möglich kommen möchte,

denn sie hätte soviel Zeit übrig. Es scheint demnach sicher zu sein, was dieser schrecklichen Familie nachgesagt wird, daß Napoleon zu seinen Schwestern in unerlaubten Beziehungen stand. Man hat auch immer gewußt, daß er an einem Blasenkatarrh oder etwas ähnlichem litt, der ihm große Schmerzen verursachte, besonders wenn er erkältet war, wie bei Borodino. Außerdem hatte er Hämorrhoidalbeschwerden, die mit den Jahren zunahmen. Indessen haben auch Paulines Briefe und neuere Forschungen dargetan, daß der Kaiser in den späteren Jahren venerische Krankheiten hatte, was für den allmählichen Niedergang und für die zunehmende Veränderung bei ihm von Bedeutung ist.

Aber daß er keineswegs so verändert war, daß er etwas Fremdes oder Neues angenommen hätte, oder daß etwas von ihm selbst verloren gegangen wäre, sollte bald offenbar werden.

Abgesehen von den vermehrten Leiden und der erneuten Schmach, die um dieser Rückkehr willen über Frankreich hereinbrachen — das Ereignis selbst gehört zu dem Erhabensten, was je einem Menschen zuteil geworden ist.

Derselbe Mann, der mit knapper Not dem Schicksal entronnen war, durch sein erbittertes Volk in Stücke gerissen zu werden, kehrt jetzt zehn Monate später an dieselben Orte zurück, und kaum daß alle die Heere, die ihm entgegengesandt werden, seinen

grauen Rock erblicken, als sie auch schon in endlosem Jubel ausbrechen: Es lebe der Kaiser! Es lebe der Kaiser! und sogleich gehorchen sie dieser Stimme, kehren um und folgen ihm wie früher in Kampf und Tod.

Es fing bei Grenoble an; der Weg war gesperrt; die Soldaten des Königs standen bereit, auf Napoleon und seine kleine Schar Feuer zu geben. Da trat er zu Fuß vor seine Grenadiere, schlug seinen alten Schlachtenrock zur Seite und sagte mit ruhiger Stimme:

Ist jemand hier, der auf seinen Kaiser schießen will?

Da war es vorbei mit der drohenden Haltung. Die Reihen brachen in ein einziges: es lebe der Kaiser! aus.

Ein einziger Gewehrschuß von irgend einer Seite würde dem Ganzen eine andere Wendung gegeben haben.

Der tapfere Oberst Labedoyère führte das siebente Regiment zu ihm über; er zog in die Festung Grenoble ein; die Bürger zertrümmerten selbst die Tore; der Jubel war unbeschreiblich; und der Kaiser war mit einem Male wieder der Abgott der Soldaten und des französischen Heeres.

Sobald dies in Paris ruchbar wurde – es ging nicht schnell vor hundert Jahren – enthielt der „Moniteur" eine königliche Resolution, die den General Bonaparte für vogelfrei erklärte; während das Blatt zu gleicher Zeit Paris erzählte, daß der ver-

meſſene Verſuch vollſtändig mißglückt ſei, und daß ſich Bonaparte ohne Anhänger vor der Rache des Volkes oben in den Bergen verborgen halte.

Indeſſen war der Neffe des Königs, der Herzog von Angoulême zuſammen mit den Marſchällen Maſſena und Macdonald und den Generälen Marchand und Duvernet in Lyon, um den Kaiſer dort aufzuhalten.

Aber die Truppen verließen ſie; der Herzog und Macdonald mußten aus der Stadt fliehen, und Lyon empfing den Kaiſer wie Grenoble.

Er hatte in Grenoble die Worte geſagt, die bei vielen die größten Hoffnungen erweckten: Ich will von jetzt an nicht Frankreichs Alleinherrſcher, ſondern ſein beſter Bürger ſein.

Aber ſchon in Lyon kam es an den Tag, daß der Alleinherrſcher noch in ihm ſteckte und ſchlimmer als früher.

Er ſtellte ein Dekret aus, in dem er die Kammern aufhob und eine neue außerordentliche Verſammlung der Wahlkollegien des Reiches einberief, die die Verfaſſung revidieren und die Kaiſerin und den König von Rom krönen ſollte.

Aber zu gleicher Zeit erſchien auch ein anderes Dekret, wonach eine Reihe der Abgefallenen angeklagt und ihre Güter ſogleich eingezogen werden ſollten; unter dieſen waren Talleyrand, Marmont und Bourienne. Augereau wurde auf Fürbitte der Generäle von der Liſte geſtrichen.

Selbſt General Bertrand, ja ſogar Maret weigerten ſich, dieſe Dekrete zu unterſchreiben.

Ich will nicht unterſchreiben. Dies iſt nicht, was der Kaiſer uns verſprach, ſagte Bertrand.

Und als der Kaiſer bei einem Bankett in Lyon ſeine Tiſchdame Madame Duchatel fragte, ob ihr Mann, der der Verwalter des Staatseigentums war, ſich beeilt hätte, Talleyrands Güter zu konfiszieren, antwortete die Dame trocken: Es hat keine Eile, Ew. Majeſtät!

Der Kaiſer lenkte ab und redete von etwas anderem.

Der arme Marſchall Ney, deſſen Kopf und Verſtand zu ſeinem Mut und ſeiner Tapferkeit in gar keinem Verhältnis ſtand, hatte Ludwig dem XVIII. eigentlich verſprochen, ihm Napoleon in einem eiſernen Bauer gefangen zu bringen.

Aber als er ſich ſeinem alten Herrn näherte, unterwarf auch er ſich.

Napoleon empfing Ney gut und umarmte ihn. Aber trotzdem! ſie fühlten es beide, daß dieſes eiſerne Bauer zwiſchen ihnen ſtand; und das Verhältnis zwiſchen Ney und dem Kaiſer wurde nie mehr wie früher; und Ney war auch nicht mehr der Mann, der er geweſen war.

Am 20. März um 4 Uhr morgens ritt Napoleon wieder in den Schloßhof von Fontainebleau ein, wo er im Jahre vorher gefangen geweſen war und von

seiner Garde Abschied genommen hatte. Jetzt hatte er sein ganzes Heer wieder.

Und in derselben Nacht verließ Ludwig XVIII. das Schloß seiner Väter, von einer kleinen verschüchterten Schar umgeben, die nur daran dachte, von Paris wegzukommen.

Der Wiener Kongreß, wo die Einigkeit allmählich anfing nachzulassen, verschmolz gleich zu einem festen Bündnis gegen den gemeinsamen Feind. –

Am Abend des 20. März fuhr der Kaiser in Paris ein. Vor den Tuilerien wurde er von der Menge ergriffen, die sich nicht länger halten konnte. Man hob ihn aus dem Wagen und trug ihn die Treppen hinauf und in seine erleuchteten Säle hinein, wo er seine alten Minister und Marschälle, die Offiziere, Beamten und Damen des Hofes vorfand. Alle Bonapartes waren auch da – sogar Lucien.

Eine improvisierte Leibwache, aus lauter Generälen bestehend, nahm in seinen Vorgemächern Platz, und die Freude war allgemein.

Am nächsten Morgen stand im „Moniteur“: Seine Majestät der Kaiser kehrten heute Abend nach Fontainebleau zurück.

In unglaublicher Schnelligkeit bildete sich Paris und zum Teil das große Land völlig um. Und Frankreich wurde wieder für hundert Tage das Kaiserreich im Kampf mit dem übrigen Europa.

Viele seiner treuen Anhänger waren sogleich bereit, die Stellungen, die sie früher gehabt hatten, einzunehmen, so daß ein großer Teil der weitläufigen Administration in die alte Lage zurückglitt und fast ohne Unterbrechung funktionierte. Der Generalpostmeister Lavalette, den der König abgesetzt hatte, bemächtigte sich bei der ersten Nachricht von Napoleons Landung ohne weiteres seiner alten Kontore.

Aber für viele waren es schwierige Zeiten. Die Offiziere hatten zu Tausenden König Ludwig Treue geschworen, und jetzt war der Kaiser wieder da und gebot ihnen, zurückzukommen. Es war schwer zu widerstehen und schwer zu wissen, wie dies alles enden würde. Seine Rückkehr selbst und die Art, wie das Land ihn empfing, schien dafür zu bürgen, daß die Zukunft wieder ihm gehöre.

Aber als man sich einigermaßen von der großen Überraschung erholt hatte, wartete die Nation vor allem darauf, daß Napoleon mit den Worten Ernst machen würde, die er zu wiederholten Malen, seit er an Land gestiegen war, ausgesprochen hatte, daß er nämlich Frankreich eine freie Verfassung geben und selbst den Staat in konstitutionellen Formen lenken wolle.

Aber trotz des Rates und des Widerstandes aller seiner alten Freunde und Diener, ließ der Kaiser eine Zusatzakte zu der Verfassung des Kaiserreichs veröffentlichen, der denselben Absolutismus wie früher voraussetzte und aufrecht erhielt.

Mit einem Male verstand Frankreich, daß Napoleon unverändert zurückgekommen sei, ohne Verständnis für die Freiheitsbestrebungen des Volkes, wie man es von einem großen Charakter nach solchen Prüfungen wohl hätte erwarten können. Alle Freunde gesetzlicher Zustände unter einer freien Verfassung, die ihn mit Freuden als den Diktator begrüßt hatten, der das Land von dem unverständigen und boshaften Zwangsregiment der Bourbonen erretten wollte, fühlten sich bitter enttäuscht und zogen sich niedergeschlagen und unglücklich zurück.

Von diesem Tage an gab es nichts, was man der neuen Demütigung, die Europa Frankreich zu bereiten sich anschickte, entgegenstellen konnte, als ein Heer in der Hand des einen Mannes und eine Nation, die sich schweigend verhielt und mißmutig das Unvermeidliche kommen sah.

Der Kaiser ernannte 118 neue Mitglieder der Pairskammer. Mit dieser Auszeichnung hatte er sich diemal nicht vorzugsweise an die alten Adelsnamen gewandt, für die er sonst eine Schwäche hatte. Es gab fünf oder sechs, die sich die Ehre verbaten; unter diesen war Marschall Macdonald, was dem Kaiser sehr nahe ging. Hinterher liefen alle Emigranten herum und rühmten sich, daß sie es abgeschlagen hätten, die Pairswürde von Napoleon anzunehmen.

Ferner ließ er auch die große Versammlung, die er anberaumt hatte, abhalten. Sie wurde Champ

de Mai genannt und sollte den feierlichen Eid, den Ludwig XVI. im Jahre 1790 auf demselben Platz geschworen hatte, ins Gedächtnis zurückrufen.

Ein ungeheurer Altar war auf dem Marsfelde errichtet worden. Napoleon erschien in einer phantastischen Imperatorentracht mit ungeheurem Federhut, die den kleinen, dicken Mann entstellte. Das Zeremoniell, das er selbst angeordnet hatte, war pompös; es gab große Worte, Eidschwüre und Versprechen im Manifeststil; die Armee jubelte, doch sonst war die Stimmung matt, und es kam bei dem Ganzen nichts heraus. Dies war am 3. Juni.

Endlich brach der Krieg aus; Napoleon verließ Paris in der Nacht zwischen dem 11. und 12. Juni.

Der Feldzug war kurz und wurde nur im Norden an der belgischen Grenze gegen die Engländer unter Lord Wellington und die Preußen unter Feldmarschall Blücher geführt.

Murat fand den Frieden seiner Seele nie wieder. Jetzt war er wieder auf Napoleons Seite hinübergeschwenkt. Am 3. Mai griff er zur Unzeit und gegen Napoleons Befehl die Österreicher bei Tolentino an, wo seine Neapolitaner jämmerlich geschlagen wurden. Er selbst warf sich einmal über das andere auf den Feind, aber er war und blieb unverwundbar. Nach einem planlosen Umherstreifen wurde er gefangen genommen, gegen eine Wand gestellt und erschossen.

Zum letzten Male erſchienen ſie in dem letzten Heer – die großen Namen. Aber viele der beſten Generäle des Kaiſers fehlten. Davouſt hatte Napoleon in Paris getroffen und die Stellung eines Kriegsminiſters angenommen. Marſchall Soult kam aus Spanien und übernahm ein Kommando, ebenſo die Generäle Clauſel, Decaen und Labord. Es kamen verhältnismäßig viele Offiziere aus Spanien, wo man nicht den ruſſiſchen und ſächſiſchen Feldzug und den Niedergang Napoleons miterlebt hatte. Ney war mit, Excelmans, Gerard und Girard, Milhaud Morand, Friant, Lefebvre-Desnouettes, Pajol und Vandamme.

General Grouchy war Marſchall geworden.

Napoleons Plan war, daß Marſchall Ney mit dem linken Flügel je eher, je lieber die Stellung Quatre bras in der Richtung von Brüſſel, wo Lord Wellington ſein Hauptquartier hatte, nehmen ſollte. Zu gleicher Zeit ſollte Marſchall Grouchy das Dorf Fleurus beſetzen; dadurch wären Wellington und Blücher von einander getrennt worden.

Der Plan war gut, und es ſah aus, als ob alles wie berechnet gehen ſollte. Am Abend des 14. Juni herrſchte vollkommene Ruhe und Sicherheit in Brüſſel, Charleroi und Namur; niemand ahnte die Pläne des Kaiſers, und das Heer rückte vor.

Aber am Abend des 15. Juni deſertierte ein franzöſiſcher General und ging mit zwei Oberſten zu

den Preußen über; hierdurch wurde Napoleons Plan Blücher bekannt.

General Bourmont war es, der zum Verräter wurde. Er war ein tapferer Offizier und hatte mit unbeugsamem Mut bis zur Schlacht bei Montereau im Jahre 1814 gekämpft, wo er verwundet wurde. Er gehörte übrigens zu den Offizieren, denen Napoleon selbst nicht sonderlich traute; aber Ney und Girard hatten ihn so warm empfohlen, daß er ein Kommando bekam — es gab nicht mehr so viele Offiziere, unter denen man wählen konnte, und Napoleon ging nicht mehr nach seinem eignen Kopfe allein.

Derselbe General Bourmont, der Napoleon am Abend vor der Schlacht im Stiche ließ, kam unter den Bourbonen zu Ehren und Würden und wurde schließlich nach dem Kriege in Algier im Jahre 1830 Marschall. —

Aber schlimmer noch war der Umstand, daß Ney sein Korps durchaus nicht so führte, wie er es sonst zu tun pflegte. Anstatt mit seinem ganzen zweiten Korps rasch nach Frasnes vorzurücken, wobei das erste Korps in Gosselies hätte Stellung nehmen, und Quatre bras, das nur ein kleines Stück Wegs von Frasnes entfernt liegt, mit Leichtigkeit hätte besetzt werden können, ließ der Marschall nur eine kleine Abteilung nach Frasnes marschieren, und die Folge hiervon war, daß der linke Flügel zu weit hinten liegen blieb.

Am 16. Juni schlug der Kaiser Blücher in der großen Schlacht bei Ligny. Hier fiel General Girard – einer der Helden von Lützen.

Sowohl vor wie während der Schlacht sandte Napoleon Boten über Boten zu Marschall Ney, er solle so schnell als möglich von Quatre bras nach Osten gehen und die Preußen dem Marschall Grouchy, der bei Sombreuf war, in die Arme treiben. Dadurch wäre Blüchers Armee vollständig eingeschlossen worden.

Frankreichs Schicksal liegt in Ihrer Hand, ließ der Kaiser Ney sagen, im Laufe von drei Stunden kann der Krieg entschieden sein.

Aber jetzt ereignete sich der unglückliche Zufall, daß General Drouet, Graf von Erlon – nicht der Artilleriegeneral Drouot – infolge eines Mißverständnisses ein falsches Manöver ausführte, wodurch der günstige Augenblick, wo man die Preußen hätte einschließen können, verloren ging.

Da 'brach Napoleon quer durch den Feind durch. Blücher, der schon glaubte, den Sieg in der Hand zu haben, wurde von der französischen Kavallerie unter Milhaud und Gerard aufgehalten. Der alte Feldmarschall fiel selbst unter sein Pferd, und die französischen Reiter jagten über ihn hinweg, ohne seiner gewahr zu werden.

Es fielen bei Ligny 20 000 Preußen; 40 Kanonen und 8 Fahnen wurden erobert. Es war ein

vollſtändiger Sieg; aber es war nichts im Vergleich mit dem, was es ohne Graf d'Erlons Mißverſtändnis, und wenn Ney zur rechten Zeit mit dem linken Flügel vorgerückt wäre, hätte ſein können.

Nach der Schlacht ſandte Napoleon ſeinen Adjutanten Flahaut zu Marſchall Ney mit dem Befehl, ſich endlich in der Stellung bei Quatre bras feſtzuſetzen und Wellington aufzuhalten, bis der Kaiſer dahin gelangen könnte.

Um Blücher und General Bülow fern zu halten, während er den Engländern den Garaus machte, ſandte der Kaiſer Marſchall Grouchy mit der erheblichen Stärke von 50000 Mann nach Oſten, damit er die Bewegung der preußiſchen Generäle beobachte.

Dies führte das Unglück herbei. Blücher, der Bülow ganz richtig gefunden hatte, gewann ſo viel Zeit und marſchierte ſo ſchnell, daß er nördlich an Grouchy vorbeikam und weſtwärts nach Waterloo eilen konnte, ſodaß er am Nachmittag auf dem Schlachtfelde ankam.

Die Schlacht hatte um ein Uhr angefangen; und der ganze Schlachtplan baſierte darauf, daß Grouchy mit ſeinen 50 000 Mann den Deutſchen zuvorkommen ſollte.

Und in Wirklichkeit war am Nachmittag die Schlacht für die Engländer ſo gut wie verloren. Ney hatte ſich ſelbſt auf dem Schlachtfeld wiedergefunden und verrichtete Wunder der Tapferkeit. Schließlich

lief er zu Fuß seinen Garde-Bataillonen voran, zusammen mit Friant, Cambronne und Duhesme.

Aber Grouchy marschierte an diesem Tag auf eine ganz unbegreifliche Weise vom Schlachtfeld weg; er achtete nicht auf die Befehle, die er von Excelmans und Gerard bekam; ebenso wenig folgte er der alten Generalorder Napoleons: immer dem Kanonendonner nach zu marschieren. Und da er nicht rechtzeitig eintraf, um an der Schlacht teilnehmen zu können, dagegen aber Bülow und kurz hinterher Blücher kamen, ging die Schlacht den Franzosen unwiderruflich verloren.

Die ganze Armee ging vollständig zu Grunde. Einige trotzige Überreste der Garde blieben auf der Ebene stehen und wurden schließlich von Morand und Colbert gerettet.

Es ist auffallend, wie oft in diesen beiden Schlachten – bei Ligny und bei Waterloo – alles an einem Haar zu hängen schien.

Hätte Ney sich beeilt, so hätte er Lord Wellington auf dem Ball in Brüssel gefangen nehmen können. Hätte d'Erlon nicht das verkehrte Manöver ausgeführt, so hätten die Preußen bei Ligny eingeschlossen sein können. Blücher hätte gefangen sein können, wenn ihn nur jemand erblickt hätte; und Napoleon hätte die Schlacht bei Waterloo gewinnen können, wenn Grouchy seine Pflicht getan hätte.

Alles dies bedeutet vermutlich, daß der ganze Apparat, der früher so genau und fehlerlos war,

wie auch der Chef ſelbſt, ausgedient hatte. Seine Generäle hatten in Rußland das blinde Vertrauen zu ſeiner Unüberwindlichkeit verloren; und es erwies ſich jetzt, daß dieſes Vertrauen die eigentliche Urſache ihrer eignen Unüberwindlichkeit geweſen war.

In dem unbeſchreiblichen Getümmel, das dieſer Schlacht folgte, ritt Napoleon allein und unerkannt in dem Strom der Flüchtenden mit fort.

Nach der Schlacht hatte der Generalſtab, mit dem Herzog von Baſſano und den Sekretären des Kaiſers, ihn aus dem Geſicht verloren. Sie ſuchten ihn lange, bis ſie erfuhren, daß man ihn auf dem Wege nach Laon hatte reiten ſehen; ſie eilten ihm dann durch das Getümmel und durch die feindliche Reiterei, die überall in Bewegung war, nach.

Zufällig trafen ſie Kaiſer Napoleons eigne Reitpferde; ſie nahmen ſogleich jeder ein Pferd. Nur Maret war die Ehrerbietung ſo in Fleiſch und Blut übergegangen, daß es den andern die größte Mühe koſtete, ihn dazu zu bewegen, eins von des Kaiſers eignen Pferden zu beſteigen, obwohl die Preußen ihnen unmittelbar auf den Ferſen waren.

Sie fanden den Kaiſer in Philippeville in einer unbeſchreiblichen Verfaſſung wieder, in einem elenden Haus, ohne Wagen – ohne alles!

Seine Offiziere waren zerfetzt und durch Blut und Schmutz unkenntlich geworden; ihre Augen waren vom Weinen geſchwollen, und ſie waren völlig außer Faſſung.

Zum Glück kamen Marſchall Soults Wagen dieſen Weg. Der Kaiſer ſtieg mit Bertrand in einen Kaleſchewagen ein. In dem nächſten ſaßen Maret, Drouot und ein paar Generäle; und in dem dritten fuhren die jüngeren Offiziere: Fleury, Labedoyère, Flahaut und Corbineau.

Die Offiziere ſprachen miteinander unterwegs.

Labedoyère meinte, daß das Unglück ganz Frankreich ſammeln würde.

Fleury dagegen war der Anſicht, daß die Kammern bald über den Kaiſer herfallen würden als den, der das Vaterland zugrunde gerichtet habe.

In dem Falle, ſagte Labedoyère, haben wir in acht Tagen die Verbündeten wieder in Paris und dann die Bourbonen, und der erſte, der erſchoſſen wird, bin ich.

Flahaut meinte, daß der Kaiſer verloren wäre, wenn er nach Paris ginge. Nur mit Hilfe und an der Spitze der Armee könne er zugunſten ſeines Sohnes mit den verbündeten Fürſten verhandeln.

Aber, fügte er hinzu, vielleicht ſind ſchon in dieſem Augenblick die meiſten Generäle im Begriff, dem König ihre Unterwerfung anzuzeigen.

Ich meine wie Flahaut, ſagte Fleury, daß er in Paris verloren iſt. Nie im Leben wird man dem Kaiſer verzeihen, daß er die Armee vier Mal verlaſſen hat, in Ägypten, in Spanien, bei Smorgoni und jetzt hier mitten in Frankreich.

In Laon waren ungefähr 3000 Mann um König Jerome verſammelt, der endlich im Unglück ein Mann geworden war und ſich wie ein ſolcher benahm. Hier waren auch Marſchall Soult und die Generäle Morand, Colbert und Petit.

Es war die allgemeine Meinung unter den höheren Offizieren, daß der Kaiſer nach Paris eilen müßte, und ſie verſuchten alles, um ihn dazu zu bewegen.

Aber der Kaiſer ſträubte ſich lange; und als er endlich den eindringlichen Ratſchlägen nachgab, ſagte er:

Wohlan! Ich gehe nach Paris. Aber ich bin überzeugt, daß Ihr mich veranlaßt, eine Dummheit zu begehen.

Dieſe Worte würde General Bonaparte nie geſprochen haben.

Er überließ es Marſchall Soult, der Berthiers Platz als Chef des Generalſtabes einnahm, die Überreſte der Armee zu ſammeln und zu organiſieren, und fing an, das Bulletin der Schlacht bei Waterloo zu diktieren, das er den Generälen vorlegte.

Der Kaiſer legte in dieſem Schlachtbericht ebenſo offen Rechenſchaft über die Niederlage ab, wie in dem 29. Bulletin in Smorgoni; aber ſeltſam genug konnten die Generäle ihn kaum dazu bringen, in den Bericht mit aufzunehmen, daß alle kaiſerlichen Wagen in die Hände des Feindes gefallen ſeien. In dieſen waren ſeine Kleider, ſein Geld und ſeine

Papiere und die intimſten Kleinigkeiten, ſowie ein ſehr koſtbares Diamanthalsband, das ſeine Schweſter Pauline ihm als eine Hilfe in der Not gegeben hatte.

Bei ſeiner Ankunft in Paris ſtieg der Kaiſer im Palais Elyſée ab, nicht in den Tuilerien, dahin kam er nie mehr.

Wenn er — wie er ſelbſt gedacht hatte — ſo wie er vom Schlachtfeld kam, in der Deputierten-Kammer aufgetreten wäre und mit ſeiner unwiderſtehlichen Beredſamkeit geſchildert hätte, welche große Verteidigungsmittel ihm in Wirklichkeit — dank ſeiner großartigen Vorbereitungen — noch zu Gebote ſtanden, dann wäre es vielleicht noch möglich geweſen, daß er die Verſammlung mit fortgeriſſen und neue Opfer von dem ausgeſogenen Lande erpreßt hätte.

Aber eine ungeheure Ermattung hatte endlich den kräftigen Körper überwunden. Vom 15. Juni hatte der Kaiſer faſt ununterbrochen zu Pferd geſeſſen, teils unter großen Schmerzen; er hatte in drei Tagen zwei Schlachten geleitet und die ſchreckliche Nacht nach Waterloo erlebt, er war ganz außer Stande in einer großen Verſammlung zu reden.

Inzwiſchen gelang es Fouché, die Stimmung in der Deputierten-Kammer gegen den Kaiſer zu wenden; die Pairs-Kammer folgte nach, und Napoleon wurde zum zweiten Mal gezwungen, auf ſeine Kronen zu verzichten; er tat es zugunſten ſeines Sohnes, Na-

poleons des Zweiten. Eine provisorische Regierung wurde von Fouché, Carnot und General Grenier gebildet, die mit den verbündeten Fürsten verhandeln sollte, die sich jetzt zum zweiten Mal Paris näherten.

Am 22. Juni beantragte der Kaiser, daß ihm zwei Fregatten, die in Rochefort lagen, zur Verfügung gestellt würden, um ihn und seine Familie nach Amerika überzusetzen. Er beschloß die Antwort auf diesen Antrag in Malmaison abzuwarten, da sich nach und nach ein großes Gedränge von Neugierigen um das Palais Elysée gebildet hatte.

Hätte er die Schiffe bekommen, als er um sie bat, wäre er mit Leichtigkeit entkommen, denn die Engländer hielten damals die Küste noch nicht bewacht. Aber Fouché, dessen höchster Wunsch es war, daß der eine oder andere Napoleon ums Leben bringen sollte, verzögerte die Zeit und verfiel darauf, mit großer Ostentation die beiden Fregatten in Stand setzen zu lassen; während er gleichzeitig Boten an Lord Wellington schickte mit der Bitte um Pässe für Napoleon mit Gefolge.

Es wäre nicht soviel nötig gewesen, um die Wachsamkeit der Engländer zu wecken, und es wurde von jetzt an unmöglich, die französische Küste zu verlassen.

Während der Kaiser in Malmaison war, wo er seine glückliche Zeit als Erster Konsul verbracht hatte, ritt Graf Flahaut eines Tages nach Paris, um end-

lich dieſe Päſſe zu bekommen, damit man endlich fortkommen könnte. In den Tuilerien traf er den Fürſten von Eckmühl.

Ihr Bonaparte nimmt ſich Zeit, ehe er wegkommt – ſagte Davouſt, ſagen Sie ihm von mir, daß er am beſten tut, ſich zu beeilen; und wenn er nicht augenblicklich abreiſt, werde ich ihn verhaften laſſen, – ich werde ſelbſt kommen und ihn verhaften.

Ich hätte nie geglaubt, antwortete Flahaut, ſolche Worte von dem Manne hören zu müſſen, der noch vor acht Tagen dem Kaiſer zu Füßen lag.

Davouſt fuhr in die Höhe und wollte den Adjutanten beſtrafen laſſen, doch Graf Flahaut reichte ſogleich ſein Abſchiedsgeſuch ein.

Als er nach Malmaiſon zurückkam und von der Begegnung mit Davouſt erzählte, ſagte der Kaiſer ganz ergeben: Er möge nur kommen, ich bin bereit, ihm meinen Hals darzubieten.

Die Unſchlüſſigkeit und die Verwirrung unter Napoleons Offizieren war jetzt aufs höchſte geſtiegen; eine ſehr große Anzahl unter ihnen hatte ſich in den hundert Tagen kompromittiert; und alle ahnten, daß die Bourbonen bei ihrer Rückkehr nicht mit ſich ſcherzen laſſen würden.

Savary und viele andere nahmen den Abſchied. Maſſena war ſchon bei der erſten Reſtauration zum König übergegangen, und Napoleon hatte vergebens nach ihm geſchickt, als er von Elba kam. Der

Marſchall bekam das Kommando über die National-Garde in Paris nach General Durosnel – das war derſelbe, der damals ſeine Gattin auf dem Ball bei dem Fürſten Schwarzenberg rettete.

Während des Feldzuges nach Rußland kam die Nachricht nach Paris, daß General Durosnel gefallen ſei. Seine Gemahlin legte ſelbſt tiefe Trauer an und ließ ihr ganzes Haus dasſelbe tun. Aber als man kurze Zeit darauf erfuhr, daß der General nur verwundet war, riß ſie die Trauergewänder ab und befahl ihren Dienern, ihre ſchwarzen Kleider in den Hof des Hotels hinunterzubringen. Hier wurde alles auf einen großen Haufen gelegt und unter lautem Jubel verbrannt.

Marſchall Jourdan und General Rapp ſtanden bei der Rheinarmee und verblieben in ihren Kommandos.

Napoleon bat General Drouot, der mit in Elba geweſen war, ihm nach Amerika zu folgen. Aber Drouot glaubte ſein Kommando über die Kaiſergarde nicht verlaſſen zu können, die er ſonſt der Mißhandlung der Bourbonen ausſetzen würde. Der Kaiſer wandte ſich darauf an Savary, den Herzog von Rovigo, und dieſer willigte ein, ihn zu begleiten.

Inzwiſchen näherten ſich die verbündeten Armeen, und die Preußen ſchienen gerade auf Malmaiſon loszuſteuern. Der Kaiſer nahm nun Abſchied von der Königin Hortenſe und von den wenigen treuen Freunden und Dienern, die noch um ihn waren.

Am 3. Juli kam er mit Savary und Bertrand nach Rochefort.

Gerade an demſelben Tage wurde Paris dem Feldmarſchall Blücher in Saint Cloud übergeben, wo er ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Die franzöſiſche Armee wurde über die Loire geſchickt, um entwaffnet zu werden.

Gleichzeitig veröffentlichte der „Moniteur" eine Deklaration des Königs.

Ich erfahre, daß eine Tür meines Königreiches offen iſt; ich eile zurück...; das iſt ganz gewiß ein anderer Stil als der Napoleons.

Dieſe Erklärung, die von Talleyrand, als dem Chef des Miniſteriums ausgefertigt worden war, enthielt auch die Vergebung des Königs für alle mit Ausnahme derer, die an dem Abfalle der hundert Tage teilgenommen hatten.

In Rochefort und an der franzöſiſchen Weſtküſte war die Stimmung noch ſtark für den Kaiſer. Bei Bordeaux hatte General Clauſel einige Schiffe in Bereitſchaft. Aber da es offenbar unmöglich war an den Engländern vorbeizukommen, ging Napoleon aus freiem Willen und nach eignem Entſchluß an Bord der engliſchen Fregatte Bellerofon und ſagte dem Kapitän Maitland: Ich überliefre mich dem Edelmut des engliſchen Volkes.

In Wirklichkeit hätte er nichts anderes oder beſſeres tun können. Wäre er gefangen genommen worden, ſo hätte es ihm geradezu ans Leben gehen

können. Und wenn auch Napoleon in dieſem Augenblick das Leben ſehr wenig ſchätzte, ſo iſt es doch immer ein unerträglicher Gedanke für einen Offizier, gefangen genommen, entwaffnet und vielleicht von einem Haufen Soldaten erſchoſſen zu werden.

Zu allen den fremden Fürſten war ſein Verhältnis ein derartiges geweſen, daß ein Wiederſehen mit ihnen in ſeiner jetzigen Lage eine Qual, ſchlimmer als der Tod, geweſen wäre. Der König von Preußen, den er auf die unbarmherzigſte Weiſe ausgeplündert und verhöhnt hatte, der Kaiſer von Öſterreich, ſein eigner Schwiegervater, deſſen Heere er zwanzig Jahre lang geſchlagen hatte, und endlich Kaiſer Alexander, der ihn kaltblütig zum Narren gehabt und ſeine Vernichtung herbeigeführt hatte.

Von den Engländern kannte er nur Untertanen; ſie waren auch Feinde, aber er hatte ja nichts anderes.

Und wenn er ſich auf den Edelmut der engliſchen Nation verließ, ſo hatte er auch Recht. Denn wenn es eine ſo gründliche Enttäuſchung wurde, ſo war es nicht nur eine Enttäuſchung für Napoleon, ſondern für die ganze Welt, die ſowohl damals wie heute viel höhere Gedanken von der engliſchen Nation hat; und ich glaube, daß ſich Großbritanniens gentlemen noch heutigen Tages ſchämen.

Denn ſelbſt wenn vieles übertrieben worden iſt, ſo iſt doch ſoviel zweifellos ſicher, daß Napoleon mit einer ausgeſuchten Kleinlichkeit behandelt und

auf die geſchmackloſeſte Weiſe geplagt und beläſtigt wurde. Wäre unter ſeinen Feinden ein einziger wirklich großer Mann geweſen, ſo hätte er verhindern können, daß ſie alle miteinander mit Schmach beladen der Nachwelt überliefert würden für die niedrige Rache, die ſie nahmen.

Napoleon ſchrieb einen Brief an den Prinzregenten, den mächtigſten, ſtandhafteſten und edelſten ſeiner Feinde.

Aber es ging mit dieſem Brief wie mit allen Handſchreiben Napoleons an Souveräne – ja ſchlimmer; denn Gourgaud, der der Überbringer war, wurde in England nicht einmal an Land gelaſſen. Und als der Bellerofon unendlich lange unterhalb Englands Küſte gekreuzt hatte, kam die Nachricht, daß General Bonaparte nach St. Helena gebracht werden ſollte. Er ſelbſt und ſeine Begleiter wurden entwaffnet und unterſucht. Diamanten, Geld und Wertgegenſtände wurden ihnen weggenommen, um „für ihren Unterhalt verwendet zu werden". Alle Briefe hin und zurück ſollten vom Gouverneur geleſen werden.

Die Generäle Bertrand, Montholon und Gourgaud, ſowie der Kammerherr Las Caſes bekamen die Erlaubnis, ihm folgen zu dürfen. Dagegen mußten die Generäle Savary und Lallemand, die ſchon vom König Ludwig zum Tode verurteilt waren, das Schiff verlaſſen.

Am 7. Auguſt wurde der Kaiſer und ſein Gefolge auf die Fregatte Northumberland überführt, und am 17. Oktober wurde er auf der Inſel St. Helena an Land geſetzt.

XI.

War Napoleon verändert, als er von Elba kam, ſo waren die verbündeten Fürſten auch ganz andere Kerle, als ſie zum zweiten Mal als Sieger in Paris einzogen, ſie fühlten ſich ganz ſicher, und dazu befanden ſie ſich noch von der letzten Angſt her in erregter Stimmung. Sie wurden auch bei dem Einzug feierlich empfangen; es herrſchte jetzt unter den Leuten eine viel größere Mißſtimmung gegen den Kaiſer.

Der Zar wohnte wieder bei Talleyrand und ließ ſich anbeten. Und als ſie noch einmal und noch gründlicher in den Sammlungen des Louvre und überall herumgeſtöbert hatten, ob ſich nicht noch ein Stück Leinwand oder Marmor, das der Kaiſer nach Paris geſchleppt hatte, auffinden ließe, reiſten ſie nach Hauſe jeder in ſein Land und überließen es dem dicken Bourbonen, wieder Ordnung und Ruhe in ſeinem zerrütteten Lande herzuſtellen,

wo die Kosaken wieder nach Herzens Lust gehaust hatten.

Sie kehrten nach Hause zurück, die deutschen Fürsten, hauptsächlich, um so schnell als möglich die Volkserhebung zu dämpfen, die ihnen zugute kam, solange ihre Throne auf der Kippe standen; die sie aber in Wahrheit jetzt nicht mehr brauchen konnten.

Sie reisten nach Hause, um in Unverstand und Undankbarkeit die von unten kommende Kraft zu unterdrücken und zu brechen, in der sie nichts anderes als Aufruhr und Gefahr zu sehen vermochten. Und all das Licht, das die Bewegung in dem jungen Deutschland über ganz Europa verbreitet haben würde, wenn der Durchbruch verstanden und gewürdigt worden wäre, wurde jetzt mit Strenge von dem bösen Geheimen Ober-Lichtauspuster Metternich wieder ausgeblasen. Und Deutschland saß wieder – anscheinend ganz zufrieden – in dem gemütlichen Halbdunkel; und da sitzt es noch; aber es ist furchtbar viel Bier dabei draufgegangen.

Über diese Reaktion hatte ich eigentlich lesen wollen. Sie war im Anfang beinahe schlimmer in Frankreich als in Deutschland. Der Übermut und der Unverstand der Bourbonen kannte keine Grenzen.

Was mit Ney geschah, ist noch nicht das Schlimmste. Denn erstens hatte Ney mit dem Eisenbauer geprahlt, und dann war es für den legitimen König hart gewesen zu sehen, wie die meisten seiner Großen und

die ganze Armee zum verhaßten Feinde überliefen, man mußte unbedingt mit Strenge vorgehen; jedenfalls mußten Exempel statuiert werden. Und da stand Neys Sache sehr schlecht.

Trotzdem wurden verschiedentlich Anstrengungen gemacht, diese Verurteilung zu hintertreiben, die jeder Franzose als einen Stich durchs Herz empfinden mußte. Dem Marschall wurde die Gelegenheit zur Flucht beinahe angeboten. Aber er war so vollständig betäubt und konnte sich nicht entschließen, er kam nicht fort, und schließlich wurde er zum allgemeinen Leidwesen verhaftet.

Seine juristischen Verteidiger taten, was sie konnten; die Marschälle weigerten sich, ihn zu verurteilen — einige, weil sie seine Freunde waren, ein oder zwei, weil sie seine Feinde waren. Die Pairskammer mußte heran, um ein Urteil zu fällen — er wurde zum Tode verurteilt, wie zu erwarten war. Seine Gattin bat vergebens um sein Leben; der König blieb unbeugsam, dieser elende, nichtssagende Mann, dem Frankreich nicht das Geringste verdankte, durfte auf Grund seines legitimen Königsblutes Frankreichs ersten Krieger umbringen; Ney wurde ganz einfach von zwölf armen Soldaten, die dazu kommandiert waren, erschossen.

Als der Marschall niedergesunken war — es war im Garten des Palais Luxembourg — kam plötzlich ein Engländer in vollem Galopp herangesprengt,

ſetzte über den gefallenen Helden hinweg und verſchwand. Dies ſollte den Triumph der Sieger zum Ausdruck bringen; es iſt ebenſo geſchmacklos wie alles, was England gegen Napoleon und ſeine Männer erſann.

Es ſaß auch ein ruſſiſcher General in voller Uniform zu Pferd unter den Zuſchauern. Aber Kaiſer Alexander jagte den Patron aus der Armee, als er es erfuhr.

Auch dem tapferen Oberſt Labedoyère erging es übel, wie er ſelbſt im Wagen, als ſie von Waterloo fuhren, vorausgeſagt hatte, er wurde zum allgemeinen Bedauern hingerichtet.

Lavalette, der ſich des Poſtdepartements bemächtigt hatte, wurde verhaftet und entging dem Tode nur dadurch, daß ſeine Gattin, die einen Augenblick mit ihm allein in der Zelle gelaſſen wurde, in Eile ihre Kleider abwarf und ihren Mann als Frau verkleidet hinausgehen ließ, während ſie ſelbſt in ſeinen Kleidern zurückblieb. Sie war eine Couſine der Kaiſerin Joſephine.

Die Bourbonen eröffneten eine Schreckensherrſchaft, die im Gegenſatz zum Terrorismus der Revolution die weiße genannt wurde. Die Leute wurden verurteilt, deportiert oder hingerichtet, und der Erniedrigung der Armee war kein Ende. Die Emigranten wimmelten wie Mehlwürmer, es waren die Fünfzigtauſend, von denen Talleyrand ſprach; ſie

häuften Spott und Hohn auf Napoleons Heere und Generäle.

Wenn das bestimmte, korrekte Bild der großen Armee so schnell aus den französischen Armeen verschwand, so lag das ohne Zweifel an der Art, wie die Bourbonen die Unterbefehlshaber und die Soldaten mißhandelten. Dazu kam das verderbliche Zuavengesindel, das Napoleon III. mit sich brachte, und das sich schon in den Kriegen in Algier über die alten Uniformen aus der Zeit Napoleons lustig machte.

Gleichzeitig schlugen die Preußen nach Jena gerade den entgegengesetzten Weg ein, so daß, als diese Heere sich wieder gegenüberstanden, der große Napoleon sicher das preußische Heer mit weit größerem Wohlgefallen gemustert hätte, als seine eigenen alten Regimenter, so wie sie im Jahre 1870 waren.

Aber für den Offiziersadel, den Napoleon begründet hatte, hatte die Gesellschaft Verwendung, besonders wegen der großen Reichtümer, die vielen dieser Familien anhafteten. Und dadurch wird es erklärlich, daß viele von Napoleons Großen unversehrt durch das Fegefeuer kamen: erst gingen sie bei der ersten Restauration zu den Bourbonen über, dann in den hundert Tagen wieder zu Napoleon, und dann im Jahre 1815 wieder zurück zum König. Es waren ziemlich viele, die das fertig brachten.

Marschall Soult legte die weiße Kokarde an und wurde Kriegsminister bei Ludwig XVIII., trotzdem er

mit dem Kaiſer bei Waterloo war; 1827 wurde er Pair von Frankreich, 1830 Miniſter. Er lebte bis zu ſeinem 82. Jahre als Herzog von Dalmatien und hinterließ große Reichtümer, ſowie eine berühmte Galerie von ſpaniſchen Gemälden, die er ſelbſt „geſammelt“ hatte.

Davouſt erging es ähnlich. Nachdem er wie die andern halb verſtört von dem Zug nach Rußland zurückgekommen war, reorganiſierte er die Armee in Norddeutſchland, ſprengte die alte Brücke in Dresden im Jahre 1813 und ſchloß ſich in Hamburg ein. Zehn Monate lang hatte er die unglückliche Stadt in ſeiner Gewalt – alte Hamburger zittern noch vor Wut, wenn ſein Name genannt wird. Erſt im Mai 1814 wollte er an Napoleons Fall glauben und ließ die weiße Fahne der Bourbonen aufziehen.

Der Fürſt von Eckmühl ging vorläufig auf ſeine großen Güter in Frankreich, aber am 21. März wurde er – trotz allem, was zwiſchen ihnen lag – der Kriegsminiſter des Kaiſers. Seine Vorbereitungen zum Kriege ſind berühmt.

Nach Waterloo nahm der König Davouſts Unterwerfung an. Er war mit einer Schweſter des General Leclerc, des erſten Mannes von Pauline, verheiratet; und ſeine jüngſte Tochter oder Enkelin ließ im Jahre 1897 einen großen Leuchtturm in Nordfrankreich errichten, den ſie Phare d'Eckmühl nannte. So wurde der friedliche Name einer kleinen

deutschen Mühle zunächst der Titel eines großen französischen Heerführers, und sodann wird er als eine Erinnerung an ihn über das Meer hinausleuchten.

Marschall St. Cyr kam ins Ministerium; Macdonald bekam das Oberkommando über die Armee, Mortier, der im Jahre 1812 den Kreml in die Luft sprengte, wurde selber im Jahre 1835 von der Höllenmaschine in die Luft gesprengt, die Fieschi für Louis Philippe hergestellt hatte.

Der Graf von Lobau — General Mouton wurde unter Louis Philippe Marschall. Er war ein harter, aber ausgezeichneter Offizier. Napoleon ließ ihn eine vornehme Hofdame aus Bayern heiraten. Sie war zwanzig Jahre alt und sehr hübsch, und er war in die vierzig und dazu häßlich. Er hielt bei dieser Gelegenheit eine kleine Ansprache an seine Offiziere.

Ich verlange, meine Herren, daß Sie die Frau Generalin als eine Statue von Marmor betrachten — als eine Statue von schwarzem Marmor! fügte er mit einem strengen Blick auf die jungen Adjutanten hinzu.

General Sebastiani war weitläufig mit den Bonapartes verwandt; er verließ Napoleon nie; aber trotzdem lebte er bis 1851 in glänzenden Verhältnissen in Paris und wurde Marschall.

Viele von Napoleons Offizieren, die sich zum Teil von unteren Graden heraufgedient hatten, verblieben

in Reichtum und Ehren und gründeten Familien, deren Namen sich noch in der höchsten französischen Aristokratie finden. Neys Nachkommen: der Fürst von der Moskwa, der Herzog von Elchingen; Lannes' Familie: die Herzöge von Montebello, Caulaincourts: die Herzöge von Vicenza.

Aber noch viel mehr Namen verschwanden in Armut und Vergessenheit.

Einige hielten sich für zu gut, um überzugehen. So zum Beispiel Las Cases. Er wurde bei seiner Rückkehr von St. Helena aufgefordert, ein Hofamt zu übernehmen, das seinem Rang entsprach; aber er weigerte sich:

Wir haben dem mächtigsten Herrn der Erde gedient; und wenn er uns an fremde Höfe sandte, wurden wir, weil wir seine Uniform trugen, behandelt, als ob wir Fürsten gleichständen; und wir fühlten uns selbst als solche. In seinen Vorgemächern haben wir sieben Könige gesehen, die da unter uns standen und warteten, gerade wie wir.

Dann gab es auch eine große Gruppe von Menschen andrer Art um Napoleon — Leute, die ihm nie richtig nahe kommen konnten, weil sie aus einem Gefühl, das sie selbst für Stolz hielten, ihn nie richtig bewundern konnten.

Ein Typus dieser Art war General Thiebault. Tüchtig war er wohl, aber weil er sich nicht vordrängen wollte, ließ er sich jede Gelegenheit, sein

Glück zu machen, entgehen. Er ſchloß ſich daher ſchon früh Maſſena und den andern Mißvergnügten an, und verhielt ſich dem Erſten Konſul und ſeinen Leuten gegenüber in törichter Weiſe ablehnend.

Daher auch ſeine Kritik über alle, die emporſtiegen, während er ſelber die Partei der Nörgler nimmt.

So behauptet Thiebault, daß es General Kellermann der Jüngere war, der die Schlacht bei Marengo gewann; nicht Rampon nahm die Redoute bei Montenotte, ſondern ein ganz unbekannter Offizier; nicht Davouſt gebührte die Ehre der Schlacht bei Auerſtädt, ſondern ſeinen Diviſionsgenerälen Morand und Gudin; Bonapartes Manöver vor der Schlacht bei Marengo wurden nach einem Plan ausgeführt, den er, Thiebault, ſchon früher dem Kriegsminiſterium eingereicht hatte; — überall die mangelnde Fähigkeit des Neidiſchen, zu bewundern.

Aber im übrigen war er tüchtig und tapfer, luſtig und offenherzig.

Er tadelt es ſtreng, daß General Bonaparte, als er aus Ägypten kam, die Quarantäneregeln nicht beobachtete. Aber an einer andern Stelle in ſeinen Memoiren erzählt Thiebault, wie er ſelber und ſeine Kameraden, als ſie ausgehungert von Maſſenas Verteidigung von Genua kamen, die Quarantäne-Beamten ins Waſſer warfen, nach Nizza hinauf liefen und ſich übers Eſſen hermachten — einige von ihnen ſieben Stunden ohne Unterbrechung.

Unter diesen verschiedenartigen Menschen und tausend andern, die sich während seines ganzen Lebens um ihn drängten, steht Napoleon wie inmitten eines dichten Schwarms. Und wie ihre Ergebenheit und ihr Haß, ihre Unzufriedenheit und ihre Schmeichelei, ihre Treue und ihr Verrat abwechselnd Schatten über ihn werfen, so strahlt von seiner eignen, einzig dastehenden Überlegenheit ein Licht aus über sie alle und gibt ihnen ihr Gepräge, formt ihre Charaktere und bestimmt ihre Entwicklung mit nahezu derselben Gewalt, mit der er ihr Geschick und ihre äußern Lebensbedingungen beherrschte.

Obgleich die Idee seines Lebens nicht über ihn selbst hinausreichte, war doch seine Persönlichkeit so gewaltig, daß die andern glaubten, sie kämpften und litten für etwas größeres. Darum wurde es ein Kennzeichen für den Einzelnen und seinen Wert, wie er über ihn, der fiel, urteilte.

Nach der Schlacht bei Waterloo setzte sich ganz Europa nieder und atmete auf.

In großen Wogen hatten sich Unglück und Vernichtung, die dieser eine Mann mit sich brachte, in weitem Umkreise über ganz Europa ausgebreitet. Aber je weiter man vom Mittelpunkte entfernt war, desto weniger sah man von dem kriegerischen Glanze. Man fühlte nur einen unerträglichen Druck und eine ewige Störung in den Geschäften, in Handel und Schiffahrt, in jeder bürgerlichen Werktagsarbeit.

Von Großbritannien angefangen die Nordseeküste entlang bis Hamburg und hier oben in Norwegen war es schwer, Napoleons Siegeslauf mit besonderem Jubel zu folgen. Alles stockte infolge der wahnwitzigen Absperrung des Festlandes. Wir sollten als Provinz von Dänemark mit unsern besten Freunden in der Nordsee uneins sein; aber wenn es auch der Engländer war, der uns beinahe das Leben nahm, so war an allem doch nur der verdammte Franzose schuld.

In den Jahren von 1807 bis 1811 nahmen die Engländer meinem Urgroßvater neunzehn Schiffe weg, darunter die Barke Jakob Kielland & Sohn aus Stavanger, deren Bild, wie sie im Jahre 1806 in den Hafen von Marseille einsegelt, hier vor mir hängt; ferner die kleine Brigg Jensemann, die der Urgroßvater nach seinem Erstgeborenen benannt hatte.

Das Schicksal eines meiner Großonkel war insofern in die alleräußersten Fäden, die von Napoleon ausgingen, verwoben, als er, nachdem Bernadotte König geworden war, bei diesem als Kabinettskammerherr angestellt wurde. Er erfreute sich sogar der Gunst des Königs in solchem Grade, daß er mit der Krönungsgesandtschaft, die im Jahre 1826 anläßlich der Krönung Kaiser Nikolaus I. von Stockholm abging, nach Moskau geschickt wurde.

In St. Petersburg machte die Gesandtschaft Besuch bei demselben General Jomini, der mit an der Beratung

vor dem Übergang über die Bereſina teilgenommen hatte. Er verriet Napoleon im Jahre 1813 und ging zum Feind über; jetzt war er Generaladjutant beim Zaren; „er hatte markante, aber verſchlagene Züge."

Und in Moskau nahm mein Großonkel wiederholt an großen Feſtlichkeiten bei Marſchall Marmont, dem Herzog von Raguſa, teil, der vermutlich franzöſiſcher Geſandter war.

Nun hätte ich ja gern etwas beſſere Verbindungen, als daß mein Verwandter von dem einen Verräter geſchickt wurde, bei dem zweiten Beſuch zu machen und bei dem dritten zu tanzen. Aber es iſt ein politiſcher Zug bei dieſer Sendung, der es verdient, aufbewahrt zu werden.

Die ſchwediſch-norwegiſche Krönungsgeſandtſchaft war nämlich folgendermaßen zuſammengeſetzt: Von Schweden waren dabei der alte Feldmarſchall Graf von Stedingk und ein oder zwei Grafen. Und von Norwegen nur der Major Jens Bull Kielland.

Es iſt von Intereſſe zu ſehen, mit welch minutiöſer Sorgfalt die Schweden ſchon ſo frühzeitig in der Unionszeit darüber wachten, daß die Gleichſtellung der Reiche ihren vollen Ausdruck erhielt, beſonders da, wo es die Repräſentation dem Auslande gegenüber galt.

In der Nord- und Oſtſee und an den Küſten Norwegens war und verblieb die Sympathie, aller Feindſchaft, Gefangenſchaft und allem Böſen, was

die hochmütigen englischen Seeoffiziere uns zufügten, zum Trotz, immer halbwegs bei dem großen Bruder in der Nordsee; und auch aus meiner frühesten Kindheit erinnere ich mich nicht, in den alten Häusern je ein Bild von Napoleon gesehen, oder ein Lied über ihn gehört oder auch nur seinen Namen vernommen zu haben. Ich habe nicht besonders viel gelesen, aber es scheint mir doch, als nähme er in der Literatur und dem Briefwechsel der damaligen Zeit hier zu Lande nicht den Platz ein, den man erwarten könnte.

Und habe ich nicht sogar irgendwo gelesen, daß der junge Öhlenschläger in seiner Kammer zu Paris saß und so eifrig mit seinen eignen Papierhelden beschäftigt war, daß er keine Zeit hatte herunterzulaufen und zu sehen, wie der lebendige Napoleon seine Garde im Hofe der Tuilerien musterte.

Aber nach und nach kam es, und ruckweise, je mehr sich Frankreich wieder emporkämpfte und die Schatten der bitteren Erinnerungen zu überwinden suchte; jetzt füllt sein Name die Literatur Europas.

Wie unter Männern, so nahm Napoleon auch den Frauen gegenüber eine besondere Stellung ein. Er nahm alles, was ihm geboten wurde, und es wurde ihm beinahe alles geboten.

Aber in mancher andern Hinsicht war er ein rücksichtsvoller, beinahe liebevoller Ehemann. Seine

Neigung zu Josephine überdauerte die Scheidung lange Zeit. Eines Tages waren wieder einmal ihre Rechnungen nicht in Ordnung, denn sie brachte es niemals fertig, mit den reichlichen Einkünften, die er ihr bestimmt hatte, auszukommen.

Gehen Sie zu Josephine, sagte er heftig zu einem Minister, und erklären sie ihr, so könnte es nicht weitergehen; sie muß einhalten mit diesem Wahnsinn.

Der Minister ging und kam am nächsten Tage wieder.

Nun? rief Napoleon, was sagte Josephine?

Oh, Ew. Majestät, antwortete der Minister, die Kaiserin weinte und —

Was? fuhr Napoleon auf, sie weinte? Das war durchaus nicht die Absicht, daß Sie Josephine zum Weinen bringen sollten. Fahren Sie sogleich zu ihr hin und sagen Sie, die Geldangelegenheit würden wir schon ordnen, aber sie solle nicht weinen; sagen Sie, der Kaiser habe befohlen, sie solle nicht weinen.

Und sie hatte ihrerseits ein paar gerade Linien in ihrem verworrenen Charakter bewahrt. Sie war die Freundin des großen Mannes gewesen, und das vergaß sie nie.

Damals als ganz Paris die regierende Kaiserin und den Thronerben vergaßen, während Malets kurzer Revolte im Jahre 1812, sagte Josephine:

Wenn eine wirkliche Gefahr für die Kaiſerin und Napoleons Sohn entſtanden wäre, wäre ich, ohne mich darum zu kümmern, was die Leute dazu geſagt hätten, zur Kaiſerin geeilt und hätte mich neben ſie und das Kind geſtellt. Dasſelbe würde auch Hortenſe getan haben.

Von ganz andrer Art war dagegen Marie Louiſe. Sie bewahrte in Wahrheit keine Erinnerung daran, daß ſie dem großen Manne angehört hatte.

Schon im Jahre 1815 ſagte ſie: Lord Wellington wußte wenig, welchen Dienſt er mir erwies, als er die Schlacht bei Waterloo gewann.

Aber der edle Lord wußte Beſcheid, denn er hat ſelbſt geſagt: Es iſt eine Tatſache, daß ſie bereits damals ein Kind von dem öſterreichiſchen Baron Neippberg, den ſie ſpäter heiratete, erwartete; und wäre Napoleon bei Waterloo Sieger geblieben, wäre die Kaiſerin genötigt geweſen, in dieſem Zuſtande zu ihm zurückzukehren.

Wenn er nicht liebenswürdig ſein wollte, konnte Napoleon fürchterlich gegen Damen ſein. Aber man verſteht doch, daß es ihm eine Herzensfreude war der Madame Staël, als ſie fragte, welche Frau er am höchſten ſchätzte, zu antworten: die, welche die meiſten Kinder in die Welt ſetzt. Er wußte wohl wie grob er war, aber dies Haſchen nach einer Schmeichelei war ihm zu plump. Es war übrigens wahr, er liebte die geiſtreichen Frauen nicht.

Und ebenso wenig die Tugendhaften. Er konnte die Königin Louise von Preußen nicht ausstehen, obgleich sie eine Schönheit war. Und als sie in ihrer aufrichtigen Trauer über das Unglück des Landes sich dazu herabließ, dem Eroberer eine Rose mit den Worten: Die Rose für Magdeburg, zu überreichen, ließ Napoleon diese Gelegenheit, galant gegen die hohe Dame zu sein, kalt vorbeigehen; er nahm die Rose und behielt Magdeburg.

Kein Wunder, daß alle Höfe ihn einen Tölpel nannten.

Aber dafür ließ er sich auch niemals von einem Weibe beherrschen. Es geschah wohl, daß Josephine ihn in Kleinigkeiten beeinflussen oder ihn veranlassen konnte, eine minder gerechtfertigte Bitte zu erfüllen, aber so etwas ging mehr auf das Konto der Freundschaft als auf das der Liebe.

Und wenn die Gräfin Hatzfeldt in Berlin im Jahre 1807 Verzeihung für ihren Mann erlangte, und ebenso die Damen Polignac für ihre Männer nach Cadoudals Verschwörung, so hatte das nichts mit dem weiblichen Charakter der Bittstellerinnen zu tun.

Aber nie sah man, daß er sich zu einer schlechten Handlung oder einem politischen Verbrechen um eines Weibes willen herabgewürdigt hätte. Wie stark auch die Liebe als Leidenschaft bei ihm sein mochte, nie existierte um Napoleon die anstößige Maitressenwirtschaft, die sonst gern in Begleitung der Könige auf-

tritt, angefangen von dem widerwärtigen König David, den sie uns zu bewundern zwangen, als wir klein waren.

Und auch die Religion oder die Pfaffen hatten nicht die geringste Macht über ihm.

Niemals hat es an Napoleon Bonaparte etwas Mystisches gegeben; er verbrachte seine Jugend nicht mit krankhaften Träumereien über das Geheimnis seiner Herkunft; er wußte sehr wohl, wer er war: er war der Große, dem das Größte zukam, und das mit ganz anderem Rechte, als wenn unsre Kronprätendenten umhergehen und von dem Königsgedanken fabeln und sich und andern einreden, sie spürten Königsblut in ihren Adern.

Napoleons Ehrgeiz war gesund und kräftig; er wußte nichts von übernatürlichen Kräften, und er trug in Wahrheit alles das Seine mit sich. Er glaubte nicht an eine andre Hilfe, und er rechnete auf seinen eignen guten Kopf und die schlechten der andern.

Man hat versucht, ihn zu einem abergläubischen Tagewähler zu machen und ihm einen Stern, an den er glauben sollte, angedichtet.

Napoleon wußte, welche Macht in der Erinnerung liegt — nicht zum wenigsten für den Soldaten, für den sie den Inhalt des Redens und Denkens bildet. Und er, der die Kunst verstand, in der Schlacht in einem gegebenen Augenblick auf einem einzelnen Punkt seine Kraft zu multiplizieren, er sorgte

dafür, daß die Tage, deren Andenken, wie er wußte, den Mut und Eifer der Soldaten multiplizieren konnte, nicht in Vergessenheit gerieten, so daß er nur eine Reihe Daten und Namen zu nennen brauchte, um die ganze Armee zu entflammen.

Insofern war er ein Tagewähler, aber darin lag kein Aberglaube.

Und das mit dem Stern. Eines Abends hatte Kardinal Fesch in den Tuilerien viele Worte der Weisheit und Mäßigung gesprochen, daß man sich an dem Erreichten genügen lassen solle; — er hatte den Bogen erwähnt, der gespannt wird und den Krug, der so lange zu Wasser geht, und anderes mehr.

Napoleon hörte ihm aufmerksam zu; und als der Kardinal fertig war, führte er ihn an eins der hohen Fenster und zeigte zu dem schweren Regenhimmel empor.

Siehst du den Stern da oben, Onkel? fragte Napoleon.

Der Kardinal sah und sah; nein! er sah keinen Stern.

Aber ich sehe ihn, sagte der Kaiser ernst und ließ ihn stehen.

War ein Stern da? — das vermag niemand zu sagen; aber das ist sicher: vorsichtige Kardinäle bekommen ihn nie zu sehen.

Auch darin lag nichts von Aberglauben. —

— Aufrichtig gesprochen, ich habe niemals die Sache mit dem Konkordat und das ganze Verhältnis

zum Papſte und zur Kirche verſtanden; nur ſo viel ſehe ich, obgleich Napoleon mit einem Papſt zuſammentraf, der ein ehrenhafter und edler Menſch war, ſo gab es bei ihm ſelbſt oder in ſeiner Umgebung doch nie die geringſte Pfaffenfurcht – oder gar Heuchelei.

Seine Proklamationen und Diktamina enthielten nichts von dem, was wir ſeither ſo vielfach haben hören müſſen – noch in jüngſter Zeit, als der Prinz-Regent aus Stockholms Schloß, dem der Ruf der Gottesfurcht noch nicht lange anhaftet, hier zu uns herkam und den Norwegern erklärte, daß er ſich jetzt perſönlich und privatim an Gott gewandt und ihn angerufen habe, daß er die Herzen der Norweger wende und ihren Verſtand ſo erleuchte, daß ſie ſeinen und des Vaters, Oskars des Zweiten, Willen tun könnten.

Ich glaube übrigens, daß dieſer Prinz-Regent, wie wir heute ſagen, den Rekord geſchlagen hat, ſo daß die Regenten ſelber und ihre Ratgeber von jetzt ab fühlen werden, in welch gefährlichem Grade ſie das Volk durch die Anwendung dieſes vermeſſenen Arm-in-Arm-Stils mit dem lieben Gott empören.

Napoleon berief ſich in ſeinen Manifeſten nie auf etwas andres, als auf Frankreich, die Ehre und ſich ſelber; und dazu hatte der Mann das Recht. Die großen Kirchenfürſten ließ er bei ſeinen großartigen Kirchenfeſten paradieren, ſonſt hatte er keine Verwendung für den religiöſen Apparat. –

– Das Geld behandelte Napoleon mit kühler Gleichgültigkeit. Er duldete keine Betrügereien und ließ sich keineswegs von den großen Geldsäcken imponieren. Wenn er meinte, einer hätte sich allzu voll gesogen, besann er sich nicht lange, sondern zapfte ihm einige Millionen ab. Solche Verhältnisse, wie wir sie seitdem häufig gesehen haben, wo sich die Könige unter die Spekulanten mischen und in einer derartigen Abhängigkeit von einigen goldenen Millionärfamilien stehen, daß es zweifelhaft wird, wer eigentlich die Länder regiert – entweder die, welche die goldenen Kronen auf den Köpfen tragen, oder die, welche sie in ihren Kassen haben – solche Verhältnisse waren unter Napoleon undenkbar.

Napoleon war außerdem im Essen und Trinken ein mäßiger Mann. Er konnte nicht, wie einzelne Könige gekonnt haben, beim Glase unter seinen Großen gemütlich sein; aber auf der andern Seite kannte er auch nicht die herabwürdigenden Trinkgelage mit Rohheit und sinnlosem Mißbrauch der Macht, wie sie den Reihen der mehr oder weniger dem Trunk ergebenen Könige von Alexander dem Großen an folgen.

Von den schönen Künsten verstand Napoleon, wie ich glaube, nur wenig. Er liebte die Ordnung, die Pracht und die Symmetrie; darum verstand er sich am besten auf Architektur und Dekoration. In der Malerei war sein Geschmack nüchtern; was in seiner

Zeit an Neuem und Reformierendem hervorbrach, lag ihm nicht.

In der Literatur liebte er das wohlgeordnete Drama, wo große und einfache Leidenschaften in Versen geschildert wurden, die fest in Reihen standen, wie seine eigenen Soldaten. In der Musik stand er kaum höher als französische Offiziere im allgemeinen. Schöner Gesang war ihm das Höchste; die italienischen Arien mit recht schwierigen Koloraturen und Kadenzen erregten sein Entzücken. An der mehr verwickelten Musik, wo das rein Melodiöse in dem fein nuancierten Ausdruck der Stimmung und dem Zusammenklang der Stimmen mit den Instrumenten aufzugehen scheint, hätte er kaum viel Freude gehabt.

Der ganze Napoleon Bonaparte war von Kopf bis zu Füßen auf C-dur gestimmt, es gab weder ein Kreuz noch ein b, und Moll lag ihm fern. –

Es fällt ohne weiteres in die Augen, welcher große Unterschied trotzdem zwischen diesem Mann und den großen Religionsstiftern, die auch ihre Zeit in Bewegung setzten, bestand. Denn bei diesen nahm die Bewegung zu und gelangte erst durch ihren Tod zu einer wirklichen Macht. Dagegen als Napoleon starb, war die Geschichte aus.

Denn er hatte der Welt keine Idee zu geben. Sein Gedanke reichte nicht über sein Leben hinaus, denn er hatte nie in seinem Leben an etwas anderes als an sich selbst gedacht.

Er zieht ſogar den kürzeren, wenn man ihn mit einem beſcheidnen Manne der Wiſſenſchaft vergleicht, der ſein Leben anwendet, einen Gedanken zu formen, von dem die Nachwelt zehrt, und an dem ſie ſich aufrichtet.

Aber unter ſeinesgleichen, unter denen, in deren Kreis ſeine angeborenen Anlagen ihn hineinwieſen, nämlich unter den Fürſten, rangiert Kaiſer Napoleon über die Maßen hoch. Wenn irgend ein Menſch, ſo war er dem Ideal eines Tyrannen in der alten Bedeutung des Wortes nahegekommen.

Napoleon mußte mit den Figuren, die auf dem Brette ſtanden, ſpielen; aber darüber hinaus kam er nicht. In ſeinem Kopfe konnte das Wort Friede nichts anderes als die Pauſe zwiſchen zwei Kriegen bedeuten. Der Gedanke, daß Friede zwiſchen den Nationen der normale Zuſtand werden könne, fand ſich nicht in ſeinem Kopfe, und auch nicht bei einem andern Menſchen ſeiner Umgebung.

Und falls dieſer Kopf exiſtierte, ſo ſaß er jedenfalls auf den Schultern eines unbekannten Mannes, der noch auf einer Dachkammer ſaß und bei dürftiger Beleuchtung ſeine Utopien niederſchrieb.

Aber wie Napoleon als Fürſt und Heerführer das Höchſte erreichte, ſo war er auch der letzte dem es glückte um ſeine Perſon all den Glanz zu ſammeln, der ſeit altersher dieſe blutige Hantierung begleitet und geſchmückt hat. Nach ihm war es damit für immer vorbei.

Später wurde ein Fachſtudium mit Berechnungen daraus – das Kriegeriſche fing an, faſt dem Induſtriellen zu gleichen, wo es die beſten Maſchinen ſind, die den Sieg davontragen.

Jetzt berauben wir die Armeen der goldenen Schnüre und wehenden Federn; und der Admiral, der früher in Gala-Uniform mit Orden und Schärpe hoch oben auf der Kommandobrücke ſtand, ſitzt jetzt in einer Stahlſchachtel und drückt auf Knöpfe, wie eine Telephoniſtin.

Aber wenn der Glanz von etwas abgeht, pflegt es ſich ſeinem Ende zu nähern. Vielleicht kann die ſchimmernde Geſtalt Kaiſer Napoleons, wenn ſie erſt weiter in die Vergangenheit gerückt iſt, ein Troſt für dieſe Ideologen werden, die er ſo tief verachtete, wenn wir eines Tages auch den großen Sieg gewinnen ſollen: Friede zwiſchen den Völkern. – –

Alle Sprachen der Welt haben ihre ſtärkſten Adjektiva über dieſen Mann gebraucht – nach oben wie nach unten. Und viele haben ſich hingeſetzt und mit Bedauern Betrachtungen darüber angeſtellt, welch merkwürdiges Tier der Tiger geweſen wäre, wenn er auch die Eigenſchaften des Lammes beſeſſen hätte.

Aber das Vollkommene liegt nicht in der Allſeitigkeit.

Weder in der Küche noch im Leben entſteht das Vollkommene dadurch, daß man von allem möglichen ein bischen nimmt und es in einen Topf zuſammenrührt.

Das Vollkommene beſteht darin, daß alles da iſt, was dazu gehört; und nicht eine Spur mehr.

Ich für mein Teil bin froh, daß ich nicht die Adjektiva tot zu hetzen brauche, weder die ſchlechteſten noch die beſten. Für mich iſt Napoleon vor allen Dingen und vor allen anderen ein Mann durch und durch, nur aus männlichen Eigenſchaften zuſammengeſetzt. — —

Die Geſellſchaft in Longwood — des Kaiſers Wohnung auf St. Helena — lebte ſechs Jahre lang um den großen Mann.

Es war der General Montholon mit Kindern und Gemahlin; ſie ſtand dem Hausweſen vor. General Bertrand mit ſeiner Familie wohnte ein Stück von Longwood entfernt.

Ferner waren Las Caſes mit ſeinem jungen Sohn, General Gourgaud und der iriſche Arzt O'Meara da, ſowie eine Anzahl treuer Diener.

Dieſe wenigen Menſchen, die freilich alle, jeder in ſeiner Art, an der Perſon des Kaiſers hingen, waren ſich doch gegenſeitig fremd.

Sie konnten in der langen, ſchmerzlichen Einſamkeit — ungefähr wie in einem Schiff am Nordpol — zum großen Leidweſen des Kaiſers nicht immer Frieden halten und kleine Zänkereien und Eiferſüchteleien — die Überreſte eines früheren Ehrgeizes — laſſen. Es wäre ſogar beinahe zu einem Duell zwiſchen den Generälen Montholon und Gourgaud gekommen.

Was dieſe gegenſeitige Bitterkeit noch vergrößerte, und das Bild ſeiner letzten Jahre ſo ſchmerzlich macht, iſt die ausgeſuchte Kleinlichkeit und Bosheit, mit der die Engländer ihn behandelten.

Und ein Leben, wie man es rings um Napoleon führte, wäre überhaupt nicht zum Aushalten geweſen, wenn er nicht ſelbſt mit dem ihm eigenen Sinne für Ordnung und Arbeit das Leben für ſeine Umgebung geordnet hätte.

Ein jeder bekam ſeine Stellung und ſeine Verhaltungsmaßregeln, ganz wie an einem Hof, aber ohne daß einen Augenblick ein Schein von Lächerlichkeit über dieſes Elend fiel, das ſich bis zuletzt aufrecht erhielt.

Der Kaiſer verblieb ihnen ebenſo fern wie in den Tuilerien, nur daß der unwiderſtehliche Zauber, der immer dieſen Mann umgab, ihnen die Langeweile vertrieb, die ſie ſonſt getötet haben würde.

Der Kaiſer richtete ſeinen Tag und den der andern mit feſten Arbeitszeiten zu beſtimmten Stunden ein; er diktierte den Generälen ſeine Feldzüge, dem einen den italieniſchen, dem andern den deutſchen.

Und am Abend ſaß der kleine Hofzirkel zuſammen und unterhielt ſich und hörte das hoffnungsloſe Meer gegen die Inſel branden; während der Kaiſer auf und nieder ging, oder ſich auch hinſetzen konnte, um ein altes Erlebnis zu erzählen oder von ſeinen Männern zu ſprechen.

Aber allmählich bekamen seine Krankheiten die Oberhand, und sein eiserner Körper unterlag langsam. Kalt und ruhig wie er immer gewesen war, sah er das Leben hoffnungslos hinschwinden. Während des ganzen Jahres 1820 kränkelte er; und 1821 ging es rasch bergab mit ihm.

Am 15. April schrieb er sein Testament, in dem niemand vergessen wurde, von seinem Sohn bis auf seine Diener waren alle bedacht.

Ich wünsche, daß meine Asche an der Seine ruhen soll, mitten unter dem französischen Volk, das ich so sehr geliebt habe.

Dies war einer der wenigen Wünsche, die in Erfüllung gingen. Dagegen fürchte ich, daß man wenig Rücksicht nahm auf seine Verteilung der Millionen, die ihm privatim gehörten.

Das macht ja aber für den Mann nichts aus; seine Meinung war jedenfalls die beste.

Ich hinterlasse meinem Sohn meine Ordenszeichen, Schnupftabakdosen, Silbersachen und dergl., ferner meine Waffen, Sättel, Sporen, Uniformen und Kleider, den grauen Rock und den blauen Mantel von Marengo.

Ich gebe Graf Montholon zwei Millionen Franks, weil er mich hierher begleitete.

Ein kleines Andenken für die Mutter und für alle seine Geschwister; sie hatten sich im Grunde sehr nahe gestanden. Selbst Marie Louises gedachte er in schönen Worten; obgleich die Engländer ihn sicher nicht mit der Nachricht verschont haben, wie sie sich aufführte.

Am 2. Mai fuhr er im Fieberwahn in die Höhe und rief die Generäle ſeiner Jugend: Steingel, Deſaix, Maſſena! er ſah Italiens Sonne ſich in den Bajonetten ſpiegeln.

Am 4. Mai wütete ein Orkan über die Inſel hin, der den letzten Baum bei Longwood umwarf.

Der Kaiſer lag ſtill da, während der Sturm vorbeirauſchte. Aber ſolange ein Funke von Leben in ihm war, hörten ſie ihn große Kommandoworte vor ſich hinmurmeln. — — — — — — — —

Aber noch viele Jahre ſpäter, bis zum Jahre 1838, als der Vorhang ſchon längſt gefallen war und die Nacht ſich über Europa geſenkt hatte, ſchleppte Talleyrand ſeinen lahmen Fuß zum grünen Tiſch, wo er zwiſchen den klirrenden Goldſtücken ſaß und mit neuen Goldvögeln und alten, raubgierigen Damen ſpielte — Nacht für Nacht. Am 27. September 1905.

Bei Georg Merſeburger in Leipzig erſcheinen jetzt:

Alexander L. Kiellands

Geſammelte Werke

überſetzt von

Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie

herausgegeben und durchgeſehen vom Verfaſſer.

Band I: **Garman & Worſe.** a) Schiffer Worſe. Preis broſch. Mk. 2.25, gbd. Mk. 3.–, b) Garman & Worſe. Preis broſch. Mk. 3.–, gbd. Mk. 3.75, in 1 Bande Mk. 6.–

Band II: **Novellen und Novelletten, Schnee, Elſe.** Preis broſch. Mk. 5.–, gbd. Mk. 6.–

Band III: **Abraham Lövdahl.** a) Gift, b) Fortuna, c) St. Hans.

Band IV: **Arbeiter.** a) Arbeiter, b) Jakob.

Vorwort des Verfaſſers.

Als ſeinerzeit meine Romane im Verlage der Gyldendalſchen Buchhandlung in Kopenhagen herauskamen, fanden die meiſten in Überſetzungen des Hauptmanns von Sarauw ehrenvolle Aufnahme in der Deutſchen Rundſchau. Es kamen aber auch andere Überſetzungen, von denen ich keine Kenntnis hatte; und da damals kein Literaturſchutz beſtand, nahm ich es auch mit meiner Autoriſation, die keine wirkliche Bedeutung hatte, nicht ſo genau. So kommt es, daß mein Schaffen in Deutſchland zerſtreut und außer Zuſammenhang vorgelegen hat – bis jetzt, wo Herr Georg Merſeburger mir in Ausſicht geſtellt hat, ſämtliche Romane und Novellen in einer zuſammenhängenden Ausgabe und in einer Überſetzung zu veröffentlichen, die mir vortrefflich zu ſein ſcheint.

Molde, 28. Juli 1905.

Alexander L. Kielland.

Fr. Legel, Leipzig
Dampfbuchbinderei.